21486
25.15

HD WIDENER
HW KAFB J

ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Ihr ärgster Feind.

Von

Mrs. Alexander.

Erster Band.

21486.25.15

Engelhorn's

Allgemeine

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

gewöhnlichen Romanbandes, der sonst **3 bis 5 Mark** kostet.

In **einem,** höchstens **zwei** Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige **„Fortsetzung folgt“** wegfällt.

Der ungewöhnliche Erfolg des soeben abgeschlossenen ersten Jahrganges der **Romanbibliothek** beweist uns nicht nur, daß wir mit diesem Unternehmen das Richtige getroffen haben und einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen sind, sondern wird uns auch ein Sporn sein, in Zukunft unserem Ziel, einen fortlaufenden Ueberblick über die besten Erscheinungen der Romanlitteratur der Welt zu bieten, mit verdoppelter Anstrengung nachzustreben.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von **deutschen Schriftstellern ersten Ranges** erworben.

Erschienen sind bis jetzt:

Erster Jahrgang:

Der Hüttenbesitzer. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bde.

Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von **Mrs. Praed.** Aus dem Englischen.

Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischem Reiz.

Wassiliffa. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von **H. Aldé.** Aus dem Englischen.

Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von **Georges Ohnet.** 2 Bände.

Dem „Hüttenbesitzer" an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von **Miß M. E. Braddon.**

Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.

Mit besonderem Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat. Unserer Uebersetzung liegt die 61. Auflage der Originalausgabe zu Grunde.

Ihr Gatte. Von **G. Verga.** Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die letzte Arbeit des beliebten, kürzlich verstorbenen Erzählers.

Die New-Yorker Zeitung „Sun" schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.

In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.

Ein Kabinettstück eleganter und plastischer Darstellung! Die prächtige ungezogene Dosia ist wohl die gelungenste Romanfigur Grévilles und sicher eine der besten der neueren Belletristik.

Ein heroisches Weib. Von **J. J. Kraszewski.** Aus dem Polnischen.

Kraszewski, der bedeutendste polnische Dichter der Neuzeit, bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Eheglück. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Mit Meisterschaft ist hier ein weit angelegter Plan klar, packend und mit erstaunlicher Schärfe der Charakterzeichnung zu Ende geführt. Die Seiten strotzen von Leben, englische Lords und Kleinstädter, Pariser Komödiantinnen, russische Gräfinnen, polnische Internationale gruppieren sich um die Hauptpersonen, denen wir nach kurzem unsere Zu- oder Abneigung zuzuwenden gezwungen sind.

Schiffer Worse. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.

Norwegische Novellen sind nichts Alltägliches, und die Art, wie Kielland seine Heimat und Landsleute in warmen und kräftigen Farben zu malen versteht, noch weniger. Aus dem Leben und Treiben in dem Hafenstädtchen, das alt und doch voll neuer Lebenskeime, eng und winkelig, aber frisch und lächelnd an der blauen von Möwen belebten Bucht liegt, mit stolzen Schiffen und braven Seeleuten, weht es uns wie ein scharfer Nordseegeruch entgegen. Es sind wetterharte Menschen, die uns Kielland schildert, der That und des Wortes mächtig für Recht und Unrecht.

Ein Ideal. Von **Marchesa Colombi.** Aus dem Italienischen.

Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit. Ob uns die Verfasserin das kleine Leben in der Provinz schildert oder ob sie uns in die Salons einer überfeinerten Aristokratie führt, überall ist sie zu Hause, stets weiß sie durch feine psychologische Zeichnung zu fesseln.

Dunkle Tage. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.

Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von **Hjalmar Hjorth Boyesen.** Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.

In Boyesen lernen unsere Leser ein höchst eigenartiges und hervorragendes Talent kennen. Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von **Jacques Vincent.** Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese duftig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von **A. Delpit.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat. Meisterhaft hat er es verstanden, den Stoff künstlerisch zu verklären und zu einem harmonischen Gemälde abzurunden.

Zweiter Jahrgang:

Der Steinbruch. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von **Paul Lindau.** Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat. Wahrheit und Dichtung geschickt verknüpfend, hat Lindau die geheimnisvollen, fragmentarischen Vorgänge zu einem abgerundeten schriftstellerischen Werke gestaltet.

Maruja. Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.

Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie fein Sealsfield Postel nicht mehr gesehen haben. Es ist ein kecker Griff ins volle Menschenleben hinein, ein Bild aus dem Vollen, und doch ist der reiche Stoff mit einer wahren Meisterschaft beherrscht, und die Feinheit der Beobachtungsgabe wetteifert mit der drastischen Kraft der Gestaltungsgabe. (Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes.)

Criquette. Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.

Halévys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zweiter Jahrgang. Band 21.

Ihr ärgster Feind.

Roman in zwei Bänden

von

Mrs. Alexander.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

A. Passow.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1886.

R 1486.25.15

HARVARD COLLEGE
APR. 12, 1921
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Du bist immer sehr, sehr gut gegen mich gewesen!“

Diese Worte wurden langsam und abgebrochen von einem Manne ausgesprochen, dessen Lebensuhr nahe daran war, für immer abzulaufen.

Der Kranke lag tief in die Kissen seines Bettes zurückgelehnt. Sein graues Haar war verwirrt; sein Antlitz, dessen Züge markiert, doch nicht unedel schienen, zeigte Leichenblässe. Auf der Stirn ruhten bereits die Schatten des Todes. Die Linien, die seinem Munde ehedem einen Ausdruck von Entschlossenheit und Strenge verliehen hatten, waren erschlafft und sein sonst so klares, scharfes Auge hatte einen unsicheren und umwölkten Blick.

Sein Lager, das elegant möblierte Gemach und die Menge der Arzneimittel deuteten auf Reichtum. In der Nähe des Fensters saß in einem großen Lehnstuhle die Krankenwärterin. Neben dem Bette stand eine junge, schlanke, in ein weiches, graues Morgengewand gekleidete Dame, welche die Hand des Leidenden liebevoll umfaßt hielt und jedem seiner Worte mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte, während ihren Augen, ohne daß sie es fühlte, heiße Thränen entquollen, die langsam über ihre Wangen rollten.

„Ich habe dich heiß geliebt; ich wollte, ich wäre weniger hart und streng gegen dich gewesen,“ sagte der Sterbende mit großer Anstrengung. „Aber — aber, vergiß es nie, daß ich es aus Liebe that.“ Seine Stimme ward mit jedem Worte tonloser; ermattet schloß er die Augen.

„Du warst stets gütig und nachsichtig,“ antwortete die junge Frau tiefbewegt. „Du hast dir nichts vorzuwerfen.“ Sie beugte sich zu ihm hinab und küßte ihn auf die Stirn.

„Doch — doch, ich habe mir etwas vorzuwerfen.“ Eine zweite lange Pause trat ein; er schien zu schlummern. Dann

öffnete er abermals die brechenden Augen: „Käthe, wo bist du? Käthe!“

„Ich bin hier, lieber Mann. Ich bin stets in deiner Nähe.“

„Du wirst mich für ungerecht halten; du wirst sagen, ich hätte zu viel gethan für . . .“ Er atmete beklommen auf; dann fügte er hinzu: „Ich bereue es schmerzlich, aber es ist zu spät!“

„Zu spät! — Wozu?“ fragte die junge Frau sanft. Ihre Frage wurde nicht mehr beantwortet.

Während einer vollen Stunde sprach der Kranke kein Wort. Nach einem Weilchen erhob sich die Pflegerin und schob der Dame einen Stuhl zu, so daß sie sich setzen konnte, ohne die kraftlose Hand loszulassen, die in der ihrigen lag. Dann öffnete sich die Thür und der Arzt trat herein, der in gedämpftem Tone einige Worte mit der Krankenwärterin wechselte, die Frau des Hauses stumm begrüßte und an das Bett des Sterbenden trat. Dieser öffnete noch einmal die tiefliegenden Augen, in denen etwas von ihrem alten Feuer aufblitzte, und hauchte mit leiser, aber vernehmlicher Stimme: „Vergiß es nicht!“ Noch einige tiefe Seufzer; die Umstehenden lauschten fortan vergebens auf das Heben und Senken seiner Brust; er atmete nicht mehr.

Der Arzt neigte sich über das Bett. „Unser Freund hat ausgelitten,“ sagte er langsam und mit ernstem Tone.

Die junge Frau entgegnete kein Wort; regungslos hielt sie die erkaltende Hand des Toten in der ihrigen; nach einiger Zeit legte sie dieselbe sanft auf die Decke des Lagers und faltete die Hände. So stand sie in tiefer Trauer, alles um sich her vergessend.

„Rufen Sie Frau Mills,“ flüsterte der Arzt, sich zu der Pflegerin wendend. Diese nickte bejahend und verließ das Zimmer. Gleich darauf kehrte sie mit einer starknochigen, mageren Frau zurück, die nach ihrer äußeren Erscheinung zu urteilen, eine Haushälterin war. Frau Mills trat ehrerbietig an das Bett, betrachtete ein Weilchen stumm und bewegt die Hülle dessen, der bisher ihr Herr gewesen war; dann legte sie mit jener Vertraulichkeit, die alten bewährten Dienerinnen häufig gestattet wird, ihren Arm um die junge Frau und sagte leise: „Kommen Sie mit mir, liebes, gutes Kind. Sie dürfen hier nicht länger bleiben, sondern müssen sich ausruhen. Alles, was eine Frau für ihren Mann thun kann, haben Sie gethan. Jetzt ist es Ihre Pflicht, endlich einmal an Ihre eigene Gesundheit zu denken.“

Die trauernde Witwe vernahm den Ton der bekannten Stimme; sie wandte sich um, und als sie die gute Frau Mills erblickte, legte sie ihr Haupt auf deren Schulter und weinte still, aber so heftig, daß ihr ganzer Körper bebte. Frau Mills umfaßte sie und führte sie mit trostreichem Zuspruch aus dem Zimmer.

Der Arzt gab der zurückbleibenden Pflegerin einige Weisungen und ging die Treppe hinab, in ein Gemach, das als Eßzimmer benutzt zu werden pflegte. Er fand daselbst einen Herrn, der mit unverkennbarer Spannung seiner harrte. Herr Ford, der Senior des Comptoirpersonals des Hauses Travers & Cie., war ein mittelgroßer, magerer Mann mit nervösunruhigen Bewegungen. Er war weder schön noch häßlich, sah weder bedeutend, noch unbedeutend aus; doch verrieten seine Haltung, seine selbstbewußte Miene, der stutzerhafte Anzug und das sorgfältig gepflegte Bart- und Haupthaar, daß er sich für einen schönen Mann und eine wichtige Persönlichkeit hielt. An den Vorgängen im Hause schien er ein lebhaftes Interesse zu nehmen; denn man sah es ihm an, daß er mit einer außergewöhnlichen Erregung kämpfte. Als er den Arzt erblickte, trat er demselben raschen Schrittes entgegen und fragte mit sichtlich zuckender Lippe: „Nun, wie steht's?"

„Ihr Prinzipal ist entschlafen," antwortete der Gefragte mit ruhigem Ernst. „Er ist sanft entschlummert. Seine Kräfte waren erschöpft."

Ford ward dunkelrot. „Und wie geht es ihr — ich meine Frau Travers?" fragte er mit unsicherer Stimme, indem er seine Gemütsbewegung zu bekämpfen suchte.

„Den Umständen nach gut. Sie ist wie immer verständig, ruhig und gefaßt. Uebrigens freue ich mich sehr, Sie hier anzutreffen. Sie haben gewiß die Güte, sofort nach London zurückzufahren und zu dem Notar, Herrn Wall, zu gehen, um ihn von diesem Todesfalle zu unterrichten und mit ihm zu bereden, wer von den Freunden und Verwandten des Verstorbenen und der Witwe eine Anzeige erwarten kann. Sie und Herr Wall werden wissen, was in diesem Falle geschehen muß. Wie es scheint, ist die Dame sehr vereinsamt.

„Sie haben recht, Herr Doktor; Frau Travers steht ganz allein in dieser Welt. Sie führte mit ihrem Gatten ein abgeschlossenes Leben und hat allen Verkehr mit ihren früheren Bekannten abgebrochen. Meine Wenigkeit ist fast ihr einziger Freund," bemerkte Herr Ford mit Nachdruck.

„Was Sie sagen!" rief der Arzt erstaunt.

„Ich kenne sie, seitdem ich die Ehre habe, als Prokurist in dem großartigen Geschäft der Firma Travers & Cie. zu fungieren," fuhr er mit großer Lebhaftigkeit fort. „Ich kannte ihre verehrte Mutter; ich habe einen Einblick in ihre ehemaligen und jetzigen Verhältnisse, und deshalb halte ich es für möglich, daß es ihr wohlthuend sein würde, mich zu sehen und mit mir zu sprechen, ehe ich wieder in die Stadt fahre."

„Wie? Jetzt? Heute abend?" fragte der Arzt mit dem Tone größter Befremdung. „Das scheint mir in hohem Grade unwahrscheinlich; doch müssen Sie es selbst am besten wissen."

Dies unverhohlene Erstaunen des Doktors brachte den erregten Prokuristen zur Erkenntnis der Taktlosigkeit seiner Absicht. Schnell entgegnete er: „Nein, nein — jetzt nicht — erst in einigen Tagen. Ich werde mich inzwischen bemühen, alle geschäftlichen Angelegenheiten so zu ordnen, daß die Herren Testamentsvollstrecker möglichst wenig Mühe haben."

„Vermutlich ist viel Grundbesitz und viel sonstiges Vermögen vorhanden."

„Allerdings, ziemlich viel, Herr Doktor," erwiderte Ford mit einer Miene, welche zeigte, daß er sehr stolz auf seine genaue Sachkenntnis war.

„Sie werden also jetzt zum Notar gehen," sagte der Arzt, auf die Uhr blickend. „Wenn Sie unverzüglich aufbrechen, können Sie den Sieben-Uhr-Zug noch benutzen."

Die beiden Herren verließen die Villa. Der eine ging zu seinen Patienten, der andere zu dem nahe gelegenen Bahnhof, um das an der Themse gelegene liebliche Hampton zu verlassen und nach London zu fahren.

* * *

Wie in jedem Hause, so machten auch in der Traversschen Villa, unmittelbar nach dem Erscheinen des unbezwinglichen Boten aus dem Jenseits, die Anforderungen des irdischen Lebens ihr Herrscherrecht geltend, als der erste heftige Schmerz über den eingetretenen Verlust sich etwas gemildert hatte. Die Angelegenheiten, die sich auf die Begräbnisfeierlichkeiten und auf das Geschäft des Verstorbenen bezogen, durften nicht zurückgewiesen oder anderen Händen anvertraut werden. Frau Travers mußte sie selbst erledigen, da sie keinen Vater, keinen Bruder, überhaupt keinen männlichen Verwandten besaß, der ihr seinen Beistand hätte leihen können. Als ihr daher am Nachmittage des zweiten Tages der Besuch ihres Rechtsbeistandes angemeldet ward, sagte sie zu ihrer Haushälterin:

„Führe Herrn Wall in mein Wohnzimmer. Ich muß ihn sprechen, so schwer es mir wird.“ Als aber Frau Mills hinzufügte: „Herr Ford wünscht Ihnen gleichfalls seine Aufwartung zu machen,“ entgegnete sie: „O, nein! Herrn Ford weise ab. Sage ihm, es sei sehr aufmerksam von ihm, mir seine Teilnahme bezeigen zu wollen; allein ich fühlte mich noch nicht kräftig genug, schon heute seinen Besuch entgegenzunehmen.“

Mit der ihr eigenen Anmut empfing die junge Witwe den Juristen, einen großen, hageren, schmallippigen Herrn mit grauem Haar und eckigen Bewegungen. Sie wußte, daß Herr Wall trotz seines nahen Verkehrs mit ihrem verstorbenen Manne ihr nicht zugethan war. Er hielt sie für eine Sirene, die den reichen Greis in ihre Netze gelockt hatte, um sich auf Kosten seiner Verwandten und seines rechtmäßigen Erben eine angesehene Stellung und ein großes Vermögen zu erschleichen. Wenn er es nicht im Andenken an den Heimgegangenen für seine Pflicht gehalten hätte, sie zu besuchen und ihr seinen juristischen Beistand anzubieten, er würde es schwerlich gethan haben.

Seine Abneigung gegen seine Klientin, die er bisher nur oberflächlich hatte kennen lernen, verlor jedoch im Laufe des Gesprächs viel von ihrer Schärfe. Ihre Trauer, das fühlte er, war aufrichtig. Sie suchte ihren Schmerz weder zu verbergen, noch mit demselben zu kokettieren. Als er ins Zimmer trat, reichte sie ihm tiefbewegt die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie schon jetzt zu mir kommen. Es gibt manches zu ordnen, wobei ich Ihres sachverständigen Rates bedarf; doch fühlte ich mich noch allzu angegriffen, um Sie aus freiem Antriebe zu einer Unterredung aufzufordern.“

„Gern hätte ich Sie noch länger ungestört gelassen,“ entgegnete der Jurist verbindlich, „allein einige geschäftliche Angelegenheiten bedürfen einer schnellen Erledigung, und da Sie, soviel ich weiß, keinen Freund, keinen Verwandten hier in London besitzen, den Sie, statt meiner, zum Beistand erwählen könnten, so . . .“ — Er stockte, denn er fürchtete mit Recht, eine wunde Stelle in dem Gemüt der verwitweten Frau berührt zu haben.

„Sehr wahr!“ sagte Käthe mit einem tiefen Seufzer. Ihre klare Stimme hatte einen seltsamen Wohllaut. Sie fesselte unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Zuhörers und übte eine Art von Zauber aus, dem selbst dieser steife Jurist, der Typus eines Verstandesmenschen, sich nicht zu entziehen vermochte.

„Ich bin allerdings sehr vereinsamt, so vereinsamt, wie man es selten findet," fuhr sie in dem Wunsche, ihm über diesen peinlichen Punkt hinwegzuhelfen, mit lieblichem, wehmutsvollem Lächeln fort. „Und obwohl ich weiß, daß Sie, Herr Wall, kein persönliches Interesse für mich haben, so hoffe ich doch, daß Sie aus Freundschaft für meinen lieben seligen Gatten mir hilfreich zur Seite stehen werden. Wie wäre es, wenn Sie sich für eine kurze Zeit einzureden suchten, ich sei Ihnen sympathisch?" Bei diesen Worten blitzte ein Anflug von Schalkhaftigkeit in ihren bisher so ernsten Augen auf.

„Aber verehrte Frau! . . ."

„Still, still. Es bedarf keiner Versicherung. Ich vertraue Ihnen unbedingt, Herr Wall; ich weiß, daß Sie mir, wie immer auch meine Verhältnisse sich gestalten mögen, ein vorurteilsfreier, erfahrener Ratgeber sein werden. Mein teurer Mann war Ihr Freund, Sie werden mir daher willig helfen, alle Wünsche, ja selbst die kleinsten, unbedeutendsten Andeutungen des Verstorbenen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit auszuführen." Sie schwieg, denn die Erinnerung an den jüngst erlittenen Verlust trat lebhaft vor ihre Seele; ihre Augen füllten sich so sehr mit Thränen, daß ihr die Stimme versagte.

„Ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen meine schwachen Kräfte zur Verfügung stellen zu dürfen," sagte der Notar wärmer als bisher. „Ich bewahre, wie Sie wissen, das Testament, welches der Verstorbene vor drei Jahren machte. Halten Sie es für das einzige, oder glauben Sie, daß noch ein zweites existiert? Herr Ford sprach heute eine Andeutung aus, welche mich auf die Vermutung gebracht hat, daß er an das Vorhandensein eines später abgefaßten Testamentes glaubt. Ist Ihnen etwas davon bekannt?"

„Eine genaue Auskunft kann ich Ihnen leider nicht geben," antwortete Frau Travers, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützend. „Doch halte ich es für möglich, daß mein Gatte seinen letzten Willen in einem mir unbekannten Dokument niedergelegt hat."

Der Notar sah sie ungläubig an. „Ohne Ihnen oder mir etwas davon mitzuteilen, sollte Herr Travers sein erstes Testament umgestoßen haben? Das halte ich für höchst unwahrscheinlich," behauptete er.

„Und doch scheinen seine letzten Worte auf eine solche Handlung hinzudeuten," erwiderte die Klientin. „Er sagte: ‚Du wirst mich für ungerecht halten — du wirst denken, ich

hätte zuviel gethan für,' dann brach er plötzlich ab, ohne einen Namen zu nennen. Ich glaube jedoch zu wissen, an wen er gedacht hat; an seinen Vetter Hugo Galbraith! Wie Sie wissen, grollte mein Mann demselben, und deshalb ließ er bei der Abfassung des uns bekannten Testamentes seinen Namen in der Reihe der Erben aus. Mich betrübte dies; ich hielt es für eine Ungerechtigkeit. Ich bat ihn wiederholt um eine Aenderung seiner Bestimmungen. Ist es nicht denkbar, daß er vielleicht, ohne Sie und mich ins Vertrauen zu ziehen, meinen Wunsch insgeheim erfüllt hat?"

„Seine Worte lassen freilich solchen Mutmaßungen freien Spielraum," sagte Wall nach kurzer Ueberlegung. „Rätselhaft und geheimnisvoll sind sie jedenfalls. Es ist natürlich unsere Pflicht, sorgfältig danach zu forschen, ob ein derartiges Schriftstück existiert."

„Aus welchem Grunde vermutet Herr Ford das Vorhandensein eines zweiten Testamentes?" fragte Frau Travers.

„Das weiß ich nicht. Ich habe diese Angelegenheit bisher nur oberflächlich mit ihm besprochen. Uebrigens scheint er mir ein liebenswürdiger Mann zu sein. Seine Verehrung für Ihren verstorbenen Herrn Gemahl ist sehr groß — auch hat er offenbar eine schätzenswerte Arbeitskraft und kann Ihnen daher bei der Leitung oder Abwickelung des Geschäfts von großem Nutzen sein," bemerkte Herr Wall.

„Gewiß," entgegnete die junge Frau gleichgültigen Tones. Offenbar hatte sie kein großes Interesse für den Prokuristen ihres entschlafenen Gatten.

Dieser schien eine um so lebhaftere Teilnahme für sie zu empfinden. Als Frau Mills ihm mitteilte, daß ihre Herrin noch allzu angegriffen sei, um seinen Besuch entgegenzunehmen, glitt ein Ausdruck herber Enttäuschung über sein Gesicht. Er verließ das Haus nicht, sondern betrat mit dem Bemerken, daß er auf Herrn Wall warten werde, das Arbeitszimmer des Verstorbenen. Hier blieb er, in tiefes Sinnen versunken, vor einer Aquarellskizze, einem Porträt der Frau Travers, stehen und betrachtete dasselbe mit liebevoller Aufmerksamkeit. Er war so sehr in den Anblick des reizenden Gemäldes vertieft, daß er den Notar nicht eintreten hörte, sondern denselben erst bemerkte, als er unmittelbar neben ihm stand. Er erschrak, errötete und suchte seine Befangenheit dadurch zu verbergen, daß er sich, als sei er erhitzt, mit seinem seidenen Taschentuch wiederholt die Stirn abtrocknete.

„Gut, daß Sie noch nicht fort sind, Herr Ford," sagte

der Jurist. „Ich komme im Auftrage meiner Klientin und soll Ihnen einige Fragen vorlegen."

Ford verneigte sich verbindlich, sagte jedoch nichts.

„Frau Travers wünscht zu wissen," fuhr Herr Wall fort, „ob und welchen Anhalt Sie uns für die Vermutung geben können, daß das im Jahre 1854 gefertigte Testament durch eine andere spätere Bestimmung ungültig geworden sei."

„Meine Kenntnis beschränkt sich auf folgende Thatsachen," antwortete Ford. „Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß einer unserer Commis Poole heißt. Dieser Poole, der für unseren Prinzipal während seines ersten Krankheitsanfalls im Frühjahr manche Privatangelegenheit besorgte, sagte gestern: ‚So hat er also das Testament keineswegs zu früh gemacht.' Ich fragte ihn, was er damit meine; und er erzählte mir: Herr Travers habe ihn im März des vorigen Jahres zu sich kommen lassen. Als er in das Arbeitszimmer getreten sei, habe er dort außer seinem Chef noch den alten Gregory gefunden. Gregory war unser Buchhalter. Sie entsinnen sich vielleicht noch, daß er sich im vorigen Sommer einen Urlaub erbat, den ersten seit zwanzig Jahren, und an die See ging, wo er von einem heftigen Fieber ergriffen ward und dort starb . . ."

„Ganz recht — ganz recht — bitte, fahren Sie fort."

„Nun, Poole sagt, er und Gregory hätten durch ihre Namenszeichnung Herrn Travers' Unterschrift auf einem Dokument beglaubigt, welches offenbar ein Testament gewesen sei. Der Inhalt sei ihm jedoch unbekannt geblieben."

„Hm! Hm!" rief Wall, während einiger Minuten seinen Gedanken nachgehend. „Diese Nachricht ist allerdings von höchster Bedeutung. Und doch scheint es mir fast unglaublich, daß Herr Travers seiner Gattin und mir eine so wichtige Angelegenheit verschwiegen haben sollte. Indessen bleibt uns nichts übrig, als die Urkunde nach besten Kräften zu suchen. Ist es übrigens nicht befremdend, daß der Commis früher nie etwas von dieser Angelegenheit gesagt hat?"

„O nein," erwiderte Ford. „Die jungen Leute in unserem Geschäft hatten stets große Scheu vor unserem gestrengen Chef. Vielleicht schwieg Poole, weil er die Abfassung des Testaments für ein Geheimnis hielt; doch ist es auch möglich, daß er nur zufällig nicht davon sprach."

Herr Wall begab sich zu Frau Travers zurück, um ihr die Aussagen des Prokuristen mitzuteilen und mit ihr zu besprechen, was geschehen solle. Die wenigen Minuten seiner Abwesenheit benutzte Ford, um sich abermals in die Betrach-

tung des Porträts zu versenken. Aufmerksam besah er das Bild der schönen Frau, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne mit einem eigentümlich begehrlichen Blick. Dann rieb er sich in nervöser Erregung die Hände und sagte endlich mit halblauter Stimme: „Heute hat Wall den Vorrang, doch Geduld; auch ich komme an die Reihe.“ Er lächelte; es war kein boshaftes Lächeln und doch war demselben ein eigentümlicher Anflug schadenfroher Siegeshoffnung beigemischt.

Gleich darauf kehrte Herr Wall mit einem Schlüsselbunde zurück. „Frau Travers wünscht,“ sagte er, „daß wir sofort anfangen zu suchen. Halten Sie es für möglich, daß Herr Travers das fragliche Dokument hier in diesem Hause aufbewahrt hat, oder pflegte er alle seine Papiere in der Stadt zu haben? Er ist, soviel ich weiß, letzthin selten im Comptoir gewesen.“

„Sie irren. Er kam im Laufe des Frühlings und in der ersten Hälfte des Sommers regelmäßig ins Comptoir.“

„Nun gut. Dann wollen wir hier die Nachforschung beginnen und in der Stadt fortsetzen. Dies ist der Schlüssel zum Schreibtisch.“

Zweites Kapitel.

Die junge Witwe saß inzwischen am Kamin ihres reich ausgestatteten Boudoirs. Während die beiden Herren eifrig nach jenem zweiten Testamente suchten, schweiften ihre Gedanken rückwärts in die Vergangenheit.

Ihre Kinderjahre hatte Käthe in dem Landstädtchen Cullingford, in dem blumenumhegten, sonnigen Häuschen ihrer Mutter verlebt. Ihr Vater, John Aylmer, ein liebenswürdiger, schöner, aber leider allzu prachtliebender Offizier aus vornehmer Familie, war jung gestorben und hatte die Seinen in beschränkten Verhältnissen hinterlassen. Glücklicherweise verstand es die Witwe, sich und ihrem einzigen Kinde das Leben trotz geringer Mittel traulich zu gestalten. Die Kleine erwuchs in großer Einfachheit, bekam aber eine gediegene Erziehung und die Not des Lebens trat nicht an sie heran. Erst als sie die Kinderschuhe ausgezogen hatte, erfuhr sie es, wie sehr die Sorge um das tägliche Brot einem das Herz zu belasten vermag. Ihre geliebte Mutter ward leidend und es fehlte ihr an Geld, um der-

selben eine gute Pflege zu verschaffen. In dieser Bedrängnis empfand sie es als ein großes Glück, daß ein Kaufmann aus London, Herr Travers, ihr in freigebigster Weise Hilfe leistete. Dieser angesehene, reiche Mann wohnte zur Zeit der Erkrankung der Frau Aylmer bereits seit einer Reihe von Jahren allsommerlich für einige Wochen in deren Hause, um dem Getreibe der Weltstadt zu entfliehen und das Vergnügen des Cullingforder Forellenfanges zu genießen. Käthe schätzte den wohlwollenden Mieter sehr hoch, und da sie ihn von klein auf kannte, trug sie ihm in jugendlicher Unbefangenheit jenes unbedingte Vertrauen entgegen, das man sonst nur älteren Familienmitgliedern zu erzeigen pflegt. Als ihre teure Mutter ihrem langwierigen Leiden erlag und sich Herr Travers bereit erklärte, ihre äußeren Angelegenheiten zu ordnen, nahm sie sein Anerbieten dankbar an und ließ sich unbedingt von ihm leiten. Anfangs begnügte er sich mit der Stellung eines väterlichen Freundes; nach und nach ward sein Ton wärmer und schließlich verwandelte er sich in — einen Freier.

Käthe war erstaunt und betroffen. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß der vierzig Jahre ältere Mann ihr seine Hand anbieten könne. Sie liebte ihn wie einen Bruder und der Gedanke, ihn zu hegen und zu pflegen, ihm seinen Lebensabend zu erheitern, beglückte sie. Trotz seiner vorgerückten Jahre hatte er eine stattliche, imponierende Gestalt. Er war vielseitig gebildet und seine geistigen Interessen harmonierten mit den ihrigen. Ihr Herz war frei und stets frei gewesen. Auch scheute sie sich vor einem abhängigen Leben unter fremden Menschen und sehnte sich nach einem eigenen Daheim, einem häuslichen Herde. Daher entschloß sie sich nach einigem Zögern, den Antrag anzunehmen.

Der beträchtliche Altersunterschied zwischen den beiden Gatten zeigte sich bald nach der Hochzeit als ein entschiedenes Mißverhältnis. Herr Travers war ein sehr eifersüchtiger Ehemann. Er trug seine junge Frau auf Händen und beschirmte sie mit der liebevollsten Aufmerksamkeit, aber er erlaubte ihr niemals auch nur einen einzigen selbständigen Schritt. Das Bewußtsein, daß er als Greis an der Schwelle des Grabes nicht mehr imstande sei, die schlummernde Liebesleidenschaft ihres jungen Herzens zur Blüte zu bringen, verbitterte ihm seinen Lebensabend und trieb ihn zu dem thörichten Beginnen, ihr allen Verkehr mit ihren früheren Freunden abzuschneiden. Er wollte ihr alles in allem sein; ihm allein sollte sie jede Freude verdanken, die sie genoß.

Käthe litt schwer unter dieser Vereinsamung. Die Treue war ein Grundzug ihres Charakters. Mit großer Liebenswürdigkeit bemühte sie sich, ihren Gatten umzustimmen und für ihre alten Bekannten zu interessieren, gab aber schließlich ihre Versuche auf. Sie gewöhnte sich, nicht mehr von ihren Jugendgefährten zu sprechen, sondern nur noch an sie zu denken.

Im allgemeinen gelang es ihr mit Hilfe ihrer gleichmäßigen Heiterkeit, ihrer dankbaren, fügsamen Natur und ihres feinen Taktgefühls, Zwistigkeiten mit ihrem Gatten zu vermeiden. Nur einmal kam es im Laufe ihrer fast vierjährigen Ehe zu einer heftigen Scene. Käthe hatte ihrer liebsten Jugendfreundin, Fanny Lee, eine kleine Summe Geldes geschickt, da ihr erzählt worden war, daß dieselbe nach ihres Großvaters Tode in Not geraten sei. Als Herr Travers zufällig erfuhr, daß seine Frau einen Teil ihres Taschengeldes verschenkt habe, ohne seine Erlaubnis einzuholen, ward er sehr zornig. Vergebens suchte sie ihm begreiflich zu machen, daß sie ihn nicht habe beleidigen wollen; es sei ihr vielmehr als eine selbstverständliche Sache vorgekommen, ihrer ehemaligen Spielgefährtin zu helfen. Er grollte ihr allen Ernstes mehrere Wochen, da er dieses harmlose Geschenk für einen Beweis ihrer unverminderten Liebe zur alten Heimat hielt und aus demselben zu erkennen glaubte, daß sie noch keinen festen Fuß in der neuen gefaßt habe.

Am Anfang des vierten Ehejahrs erkrankte Herr Travers an einem schweren Lungenleiden. Sein Arzt riet ihm, aufs Land zu ziehen, und er mietete sich eine reizende Villa in Hampton. Dort starb er nach mehreren Monaten trotz der aufopfernden Pflege seiner Frau.

Das Testament, welches er kurz nach seiner Verheiratung gemacht und in Herrn Walls Hand gelegt hatte, lautete ungemein günstig für Käthe. Der Prokurist Ford sollte fünfhundert Pfund erhalten. Für einige ausgediente Commis und bewährte Diener waren Legate ausgesetzt. Zur Universalerbin des Vermögens aber war seine „innig geliebte Gattin" eingesetzt. Ueber eine Fortsetzung oder Auflösung des Geschäfts hatte der Erblasser keinerlei Bestimmung getroffen. Alles war ohne jede Klausel der jungen kinderlosen Witwe in die Hand gegeben.

Drittes Kapitel.

Alles Suchen nach dem Testamente war erfolglos, obwohl die beiden Herren jeden wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Aufbewahrungsort in der Villa zu Hampton und in dem am Hereford Square gelegenen Stadthause sorgsam durchforschten.

Herr Wall nahm an, daß sein verstorbener Klient sein zweites Testament vernichtet habe, denn daß er ein solches gemacht hatte, schien nach genauer Nachfrage außer Zweifel; Frau Travers dagegen war ebenso fest davon durchdrungen, daß es noch vorhanden sei.

Die Begräbnisfeierlichkeiten waren vorüber. Die Fenster wurden wiederum dem Licht geöffnet und der unterbrochene Strom des täglichen Lebens floß wie vordem ungehemmt weiter und füllte mit zahllosen kleinen unbedeutenden Ereignissen die Lücke aus, die der Tod gemacht hatte.

Käthe Travers suchte sich nicht einzureden, daß ihr Herz gebrochen sei, obwohl sie mit aufrichtiger Trauer an den Heimgegangenen dachte. Er hatte sie heiß geliebt, aber ihm wie ihr hatte seine Liebe mehr Schmerz als Freude gebracht. Er hatte sie wie eine Gefangene behandelt. War es befremdend, wenn sich jetzt in das Gefühl des Schmerzes das beglückende Bewußtsein mischte, die langentbehrte Freiheit wieder erhalten zu haben? Und doch wie neu, wie ungewohnt war ihr der Gedanke, daß sie jetzt die alleinige, unumschränkte Herrin des geräumigen, reich ausgestatteten Hauses am Hereford Square war und in dieser reizenden Villa nach Belieben schalten und walten durfte.

„Mir ist viel gegeben," dachte sie, „aber ich entbehre auch dafür manches, was minder bevorzugte Frauen besitzen. Ich wollte, ich hätte einen Bruder, einen Onkel oder einen Vetter, den ich manchmal um Rat fragen könnte. Ein Mann ist in gewissen Lebenslagen doch ein recht brauchbares Wesen! Ach, wie einsam bin ich! Meine alten Freunde habe ich eingebüßt; neue habe ich mir nicht erwerben können." Sie stutzte; ein Gedanke, ein beglückender Gedanke fuhr ihr durch den Sinn, den sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit ergriff. „Wo mag nur meine liebe, kleine Fanny Lee weilen? Sollte sie nicht geeignet sein, die qualvolle Einsamkeit zu verscheuchen, welche in diesem großen Hause herrscht! Ja, ja, so soll's sein! — Ich will mir ihre Adresse zu verschaffen suchen und sie zu mir ein-

laden. Wenn sie sich nicht verändert hat, wenn sie mich liebt, wie sie mich früher liebte — so soll sie bei mir bleiben.

In freudiger Erregung lehnte sich Frau Travers in ihren weichen Sessel zurück, als ihr der Diener den Prokuristen des Hauses Travers & Cie. meldete.

„Ich bin bereit, ihn zu sprechen," sagte sie und erhob sich von ihrem Stuhle, um den Eintretenden zu bewillkommnen.

Herr Ford ist bereits mit einigen Worten geschildert. Wir kennen ihn und wissen, daß seine äußere Erscheinung sich weder durch Häßlichkeit noch durch Schönheit auszeichnete und daß er weder den Eindruck eines vornehmen noch den eines geringen Mannes machte. Er besaß schöne, dunkle Augen, die angenehm gewesen wären, wenn sie nicht einen etwas unstäten Blick gehabt hätten. Sein voller, gutgepflegter Backenbart war hier und da mit Grau durchsetzt und sein großer, sinnlicher Mund hatte ein Lächeln, das, wenn es auch nicht boshaft zu nennen war, doch einen Anflug von Selbstgefälligkeit und Ueberhebung hatte. Sein Anzug, er trug Halbtrauer, war tadellos.

„Wie geht es Ihnen, Herr Ford?" fragte Frau Travers, ihm die Hand reichend. „Ich freue mich, Sie zu sehen."

Ford ergriff die dargebotene Rechte und neigte sich stumm und offenbar stark erregt über dieselbe. Er versuchte zu reden, doch gelang es ihm nicht.

„Bitte, setzen Sie sich; hier am Feuer ist es behaglich. Es ist ein schöner Wintertag, aber schneidend kalt," sagte Frau Travers, welche sich vergebens bemühte, die Ursache seiner heftigen Gemütsbewegung zu entdecken, denn die Erinnerung an seinen Prinzipal konnte doch unmöglich so erschütternd auf ihn wirken.

„Ich fürchtete, Sie leidend und blaß zu finden," sagte Ford, sich bezwingend, „allein zu meiner Freude sehe ich, daß die lange Krankenpflege Ihrer Gesundheit nicht geschadet hat."

„Ich bin traurig und niedergedrückt, doch fühle ich mich vollkommen wohl," sagte sie. „O Herr Ford, ich habe mich sehr nach einer Unterredung mit Ihnen gesehnt. Sie besaßen das unbedingte Vertrauen meines entschlafenen Gatten, Sie haben mich und die Meinen gekannt, ehe ich mich verheiratete, und daher können Sie mir über manche Dinge bessere Aufschlüsse geben, als irgend ein anderer."

Ford errötete ein wenig und rückte seinen Sessel dem der Witwe möglichst nahe.

„Meine liebe Frau Travers; ich hoffe, Sie fühlen es,

auch ohne daß ich es Ihnen beteure, wie treu ich Ihnen ergeben, wie innig . . ." er stockte, besann sich ein Weilchen und vollendete seinen Satz nicht.

„O, ich weiß, daß ich auf Ihre Hilfe rechnen darf," entgegnete sie, die Versicherungen seiner Ergebenheit mit einem Gleichmut entgegennehmend, der durchaus nicht schmeichelhaft für ihn war. „Und nun erzählen Sie mir, was Sie von dem zweiten Testament wissen. Ich halte es für verlegt. Meine Ueberzeugung ist, daß mein Gatte in Uebereinstimmung mit meinen Wünschen seinen letzten Willen änderte. Ich kann mir nicht denken, daß er dies Dokument wieder vernichtete. Was glauben Sie?"

„Diese Frage kann ich nicht beantworten, die vorzüglichsten Männer haben manchmal närrische Einfälle — Einfälle, die ungleich rätselhafter sind, als der, einer liebenswürdigen Dame ihr ganzes Vermögen zu hinterlassen."

Die klar ausgeprägten, zarten Brauen unwillig in die Höhe ziehend, doch ohne mit einem Worte zu verraten, daß ihr diese Aeußerung mißfiel, fragte Frau Travers: „So denken Sie, daß mein Gatte das von Poole beglaubigte Testament zerstört hat?"

„Trotz eifriger Ueberlegung kann ich darüber nicht ins reine kommen," entgegnete er. „Da wir nach sorgfältiger, wiederholter Nachforschung nicht die leiseste Spur von diesem Schriftstück entdeckt haben, so ist anzunehmen, daß es, wenn es überhaupt existiert, niemals aufgefunden wird."

„Wie unangenehm!" seufzte Frau Travers, den Ellbogen auf die Lehne ihres Sessels stützend und ihre Wange auf die Hand legend, während sie in einer lebhaften Erregung, die ihre blauen Augen größer und dunkler erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit waren, unverwandt ins Feuer blickte und infolgedessen nicht bemerkte, daß der nicht minder erregte Ford sie unausgesetzt betrachtete. „Wahrlich, ich weiß nicht, wie ich mich dabei verhalten soll. Ich glaube bestimmt, daß es meines Gatten Absicht war, für Vetter Hugo der Ordnung gemäß zu sorgen," fuhr sie eifrig, wie in einem Selbstgespräch begriffen fort, „aber, wenn ich Herrn Wall sage, daß ich die Absicht habe, das Vermögen mit ihm zu teilen, so entgegnet er, ‚das geht nicht, Frau Travers, Sie müssen noch ein Weilchen warten.' Wenn ich darauf dringe, daß Ihnen, Herr Ford, Ihre fünfhundert Pfund ausgezahlt werden, so heißt es wiederum ‚warten'! Und spreche ich die Absicht aus, zu verreisen, um das drückende Gefühl, das mich beklemmt, abzuschütteln und neue freundliche Eindrücke in

mich aufzunehmen, so sagt man mir, es sei nicht ratsam, gerade jetzt fortzugehen. O, es ist höchst unangenehm!" Da sie während des Sprechens sehr warm geworden war, schob sie ihren Stuhl mit einer lebhaften Bewegung vom Feuer zurück.

„Und doch sind diese Ratschläge wohl zu beachten," sagte Ford mit einem Lächeln, das ein Gemisch von Bewunderung und Ueberlegenheit ausdrückte. „Auch ich ermahne Sie zur Geduld. Wenn wir das zweite Testament in den nächsten zwei, drei Wochen nicht finden, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es vernichtet ist, und uns an das erste halten. Glücklicherweise eilt die Sache nicht im mindesten; alles bleibt inzwischen, wie es war. Auch wird das vermißte Dokument, wenn es zum Vorschein kommen sollte, höchst wahrscheinlich keine erheblichen Aenderungen bewirken. Die Hauptmasse des Vermögens fällt Ihnen jedenfalls nach wie vor zu. Oder haben Sie irgend welche Gründe zur Vermutung des Gegenteils?"

Bei diesen Worten sah der Prokurist, beide Hände auf die Kniee legend und sich vornüber beugend, die Dame mit einem Blick an, der nicht nur das Bestreben, sich bei ihr einzuschmeicheln, sondern auch die lebhafteste Neugierde bekundete.

„Nein, keine," entgegnete sie freimütig und dann setzte sie, wärmer werdend, hinzu: „Gleichviel, welche Bestimmungen das fehlende Testament auch enthalten mag; es wird jedenfalls, wie das vorhandene, von der zarten Sorge zeugen, die der Heimgegangene stets für mich an den Tag legte. Seine unwandelbare Güte . . ."

„Unwandelbare Güte?" wiederholte Ford, ihr ins Wort fallend und hastig von seinem Stuhle aufspringend. „Ist das richtig? Hörte ich doch mit Schmerz, Zorn und Ingrimm, als ich eines Abends, wenige Tage vor Ihrer Umsiedelung in diese Villa, in Ihrem Hause am Hereford Square in dem an ihr Wohnzimmer grenzenden Gemach auf Herrn Travers wartete, Worte, die nun und nimmermehr an eine so liebenswerte, hingebende, opferbereite Frau hätten gerichtet werden dürfen."

„Still! Still!" befahl Frau Travers. „Ich bedaure, daß Sie jene unglückseligen Bemerkungen gehört haben, und begreife, daß Sie denselben, da Ihnen der eigentliche Sachverhalt unbekannt ist, eine allzu große Bedeutung beilegen. Sie betrafen eine Angelegenheit, in der ich unrecht hatte, wie ich jetzt einsehe, war es doch unter allen Umständen meine Pflicht, meinem Gatten unbedingtes Vertrauen zu schenken."

„Pah, er konnte und durfte nicht von Ihnen verlangen, daß Sie ihm von jeder Ausgabe, selbst von einem kleinen Geldgeschenk an eine junge bedürftige Freundin Rechenschaft ablegen.“

„Sie wissen mehr, als ich dachte,“ unterbrach ihn Frau Travers und sah ihn mit einem Blick an, der weit strenger war, als man ihn ihren sonst so sanften Augen zutraute. „Was Sie auch denken, ich verbitte mir ein für allemal jede fernere Erwähnung jenes Ereignisses.“

Ford ward dunkelrot, doch erwiderte er kein Wort.

Eine peinliche Pause trat ein. Frau Travers suchte einen Gesprächsstoff und sagte nach einiger Ueberlegung: „Vielleicht entsinnen Sie sich noch eines jungen Herrn, Namens Tom Reed, den Sie im Hause meiner Mutter kennen lernten. Er soll in London als Journalist leben. Wollen Sie mir seine Adresse verschaffen? Ich hoffe zuversichtlich, durch ihn zu erfahren, wo seine Cousine, Fräulein Lee, meine Jugendfreundin sich aufhält. Ich will sie zu mir einladen.“

Ford antwortete, daß er sich beeilen werde, ihren Wunsch zu erfüllen. Dann stand er zögernd auf und verbeugte sich, Abschied nehmend. Ein Gefühl großer Enttäuschung prägte sich in seinem Gesichte aus. Offenbar hatte er auf dieses Gespräch bestimmte Hoffnungen gesetzt. Als er fort war, schüttelte sie verwundert den Kopf. „Er hat sich verändert,“ dachte sie, „er ist weit anmaßender als sonst; ja ich fürchte mich fast vor ihm.“

Viertes Kapitel.

Einige Wochen nach diesem Gespräch lief der von Sevenoaks kommende Drei-Uhr-Zug in eine der Londoner Bahnhofshallen ein und entlud daselbst eine eilige, vorwärts drängende Menschenmenge. Ein Herr, der sich mit geschickter Benutzung seiner Ellbogen einen Weg durch das Gedränge bahnte, blickte spähend in mehrere Koupees. Vor einem derselben blieb er stehen, lüftete seinen Hut und rief einer Insassin zu: „Fräulein Lee, wenn ich nicht irre! Ich bin Tom Reed!“ Dann fuhr er fort: „Bist du es wirklich, Fanny?“

„Ja, ja,“ antwortete sie, aus einem Chaos von Kleidern, Handkoffern und Schachteln tretend und ihre Hand in die seinige legend. Die jungen Leute musterten einander aufmerksam. Sie sah einen hübschen, mittelgroßen, schlanken

Herrn, der dichtes, lockiges Haar, ein schmales, ausdrucksvolles Gesicht, sowie kluge schwarze Augen besaß und gut gekleidet war.

Er erblickte dagegen ein kleines, schmächtiges Fräulein, deren Gestalt durch einen formlosen Regenmantel verdeckt wurde. Ihre braunen Augen hatten etwas sehr Sanftes. Die Fülle ihres dunkelblonden Haares war von einem unscheinbaren Hütchen beschattet und weder sorgsam noch modisch frisiert.

Als das Paar bald darauf in einer Droschke saß und in eine der belebten Straßen Londons einbog, begann Tom Reed: „In dem alten Pfarrhause hattest du rosigere Wangen. Du siehst angegriffen aus. Dir fehlt doch nichts, Cousinchen?"

„O nein," entgegnete sie schnell. „Ich fühle mich vollkommen wohl, obschon ich in Yorkshire einen Teil meines alten Frohsinns eingebüßt habe. Ich mußte Tag für Tag angestrengt arbeiten und das (schelmisch lächelnd) verträgt sich leider nicht mit meiner Natur. Dein Leben scheint einen anderen Verlauf genommen zu haben," fuhr sie lebhaft plaudernd fort, indem sie den feinen, eleganten Anzug ihres Begleiters musterte und dann nicht ohne Erröten auf ihre eigenen schadhaften Handschuhe blickte, die sich wesentlich von der tadellosen Handbekleidung ihres Vetters unterschieden. „Ich muß dir offen gestehen, ich hätte dich nimmermehr wiedererkannt in deinem schmucken Anzug, wenn du dich mir nicht selbst vorgestellt hättest."

„Und warum nicht, Cousinchen? Welche Disharmonie entdeckst du zwischen mir und meiner Hülle?"

„O, nicht die mindeste! Deine Hülle, wie du dich ausdrückst, steht im vollen Einklang mit deinem inwendigen Menschen. Doch als ich dich das letzte Mal sah, da hattest du zum großen Kummer von Großpapas alter guter Haushälterin keinen einzigen unzerrissenen Anzug. Ich war freilich damals noch klein, allein ich kann mich noch sehr wohl der tollen Schelmenstreiche entsinnen, die der lustige Vetter ausführte. O, Tom, was war das für eine glückselige Zeit!"

„Du hast ein gutes Gedächtnis, Fanny," sagte Tom und ein wohlwollender Ausdruck glitt über sein Gesicht. „Es war wahrlich ein trefflicher Einfall von Frau Travers, dich zu sich einzuladen."

„Glaubst du das wirklich?" entgegnete sie, ihn nicht ohne Besorgnis anschauend. „Ich fürchte mich ein wenig vor ihr. Sie ist älter als ich und außerdem eine reiche, vornehme Dame. Vielleicht ist sie nicht mehr so herzlich gegen mich, wie ehedem. Die Menschen ändern sich so leicht."

„Sie nicht," versetzte er mit Nachdruck. „Sie ist eine prächtige Frau, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat."

Der Wagen, welcher Vetter und Cousine von der Station Euston nach dem Waterloo-Bahnhofe befördern sollte, hatte inzwischen sein Ziel erreicht.

„Wann geht der Zug nach Hampton ab?" fragte Tom einen Schaffner.

„In fünf Minuten," lautete die Antwort.

„So müssen wir uns beeilen, Fanny," rief Tom, rasch vorwärts schreitend. — Als sie zusammen an dem Restaurationssaale der zweiten Klasse vorübergingen, trat aus demselben ein Mensch hervor, dessen ganze Erscheinung den Stempel größter Verwahrlosung trug. Er war klein und mager, hatte ein stark gerötetes Gesicht, trug einen schmutzigen, weißen, eingedrückten Hut, einen kurzen, fadenscheinigen Rock mit sackartigen Taschen und völlig zerrissene Stiefeln. Und trotzdem hatte er den Hut so keck auf dem einen Ohr sitzen und seine Hand, die ein kleines Spazierstöckchen hielt, hatte er mit so selbstbewußter Geberde in seine große Tasche gesteckt, als habe er bei dem letzten Wettrennen die Hauptrolle gespielt und sei ein Held des Tages. Dieser Bruder Liederlich stellte sich ihnen höchst unwillkommenerweise in den Weg.

„Tom Reed!" rief er mit heiserer, lallender Stimme. „Tom Reed, alter Kamerad, freue mich herzlich, dich zu sehen!"

Tom sah ihn an — stutzte und wollte, ohne ein Wort zu erwidern, an ihm vorübergehen.

Allein der Fremde hielt ihn zurück. „Kennst du deinen Freund Trapes nicht mehr?" sagte er, sich dicht an ihn herandrängend. „Ich hoffe, du hast mich noch nicht vergessen; obwohl du recht in der Wolle zu sitzen scheinst."

„Bitte, halte mich nicht auf, Trapes," sagte Tom Reed höflich. „Ich habe keine Zeit, mit dir zu plaudern."

„Ach was, Zeit hin, Zeit her! — Der Zug nach Hampton geht erst in fünf Minuten — bis dahin können wir noch ein vernünftig Wort miteinander reden. Ich habe dich eine Ewigkeit nicht gesehen. Sprich, wo trifft man Ew. Gnaden?"

„Wie immer, in der Redaktion der Saturday Review."

„Donnerwetter! Das thut mir leid — das ist kein Ort für mich — dann muß ich dich leider ungeschoren lassen."

„Um so besser," dachte Tom und stieg eilig mit seiner Gefährtin in ein Koupee erster Klasse.

„Welch ein entsetzlicher Mensch!" rief Fanny, mit scheuem Blick aus dem Wagen schauend und dann vorwurfsvoll hinzufügend: „Und mit dem verkehrst du?"

„Der arme Kerl!“ sagte Tom gedankenvoll. „Vor wenigen Jahren war er auf dem besten Wege, ein angesehener Mann zu werden, und ich beneidete ihn fast.“

„Hat er sein Geld verloren?“ forschte Fanny mitleidig. Nach einer Pause setzte sie unwillig hinzu: „Aber wenn man auch noch so arm ist, so verwildert braucht man doch nicht auszusehen!“

„Gewiß nicht,“ bestätigte Tom und dann bemühte er sich, die kleine, hübsche, seiner Obhut anvertraute Cousine zu erheitern.

Allein es gelang ihm nicht, Fanny war nervös und angegriffen. Als er sie von der Station zur Traversschen Villa führte, fühlte er, daß die auf seinem Arm leicht ruhende Hand merklich zitterte.

Es war ein klarer, frostiger Abend; an dem wolkenlosen blauen Himmel stand die scharf ausgeprägte Mondscheibe und beleuchtete mit hellem Licht die liebliche Gegend.

„Wie schön ist es hier!“ rief Fanny tief aufatmend. „Wird Käthe — ich meine Frau Travers, immer hier wohnen?“

„Das weiß ich nicht; ich glaube, das Haus ist nur für ein Jahr gemietet,“ antwortete Tom Reed. „Siehst du dort die hohe eiserne Pforte? Dort ist unser Ziel!“

Einige Augenblicke später stand Fanny auf der hellerleuchteten Flur des stattlichen Hauses, und als zwei weiche, warme Frauenarme sie umfingen und eine liebevolle Stimme sie mit herzgewinnender Freundlichkeit bewillkommte, da drang in ihr zaghaftes Herz ein warmer Freudenstrahl und unwillkürlich füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Du armes, liebes Kind, du bist bleich und ermüdet! Komm mit mir; ich führe dich in dein Stübchen,“ sagte Frau Travers mit mütterlichem Tone. „Herr Reed, bitte, gehen Sie inzwischen in mein Wohnzimmer. Sie finden dort die ‚Times‘ und andere Zeitungen. Ich danke Ihnen auf das herzlichste, daß Sie mir diese kleine, heimatlose Umhertreiberin eingefangen haben. Komm, Fanny!“ Nach diesen Worten ward die kleine, befreite Sklavin von Frau Travers in ihr Zimmer geführt, das, an ihr eigenes Schlafgemach grenzend, mit seinem lustig prasselnden Kaminfeuer, seinen schmucken Gardinen, seinem von zartem weiß und rotem Musselin umhüllten Toilettentisch der Inbegriff von Behaglichkeit war.

Eine Stunde später saßen die junge Witwe, Fanny und Tom Reed an einer reichbesetzten Tafel. Mit der kleinen Reisenden war bereits eine Veränderung vorgegangen. Ihre

braunen Augen strahlten heller und ihr schönes volles Haar war von der kunstgeübten Hand der guten, alten Frau Mills, welche Fanny als eine Landsmännin erkannt und mit der ihr eigenen Herzlichkeit begrüßt hatte, geschmackvoll geordnet. Ihr Anzug freilich stand noch immer nicht im Einklang zu der eleganten Umgebung.

„Wie glücklich fühle ich mich, so liebe Gäste bei mir zu sehen!“ sagte Frau Travers, indem sie sich von Tom Reed ihr Glas mit funkelndem Rotwein füllen ließ. „Es ist ein hoher Genuß, mit alten, gleichgesinnten Freunden zu verkehren. Ich bin befreit von dem Gefühl gänzlicher Vereinsamung, das mich seit meines Mannes Tode niemals verlassen hat. In den letzten Jahren habe ich mich selten auf Weihnachten gefreut; jedoch ein so trauriges Christfest, wie das vergangene, werde ich hoffentlich nie wieder erleben. Die Damen aus der Nachbarschaft machten mir freilich Besuche, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen; allein da sie mir alle völlig fern stehen, so war mir das kein Trost. Um wenigstens einigen anderen Menschen ein Vergnügen zu bereiten, erlaubte ich meiner Dienerschaft, ihre Freunde zu sich einzuladen. Die guten Leute haben in der Gesindestube bei Pudding und Braten sich's wohl sein lassen; ich aber saß einsam in meinem Wohnzimmer und bemühte mich, zu vergessen, wie freudenreich mir als Kind der Christtag gewesen ist.“

„Nein, nein! das muß fortan anders werden,“ rief Reed heiter. „Aber darf ich fragen, welch einen Fortgang Ihre testamentarischen Angelegenheiten genommen haben? Als ich vor acht Tagen bei Ihnen vorsprach, fand ich Sie in einen lebhaften Disput mit Ihrem Rechtsbeistand verwickelt. Wall widersetzte sich Ihrem allzu großmütigen Vorschlag, das Vermögen mit Sir Hugh zu teilen.“

„Ja. Herr Wall wollte sich unter keiner Bedingung auf meinen Plan einlassen, was mich um so mehr überraschte, als ich mir bisher eingebildet hatte, daß er über Vetter Hughs Enterbung verstimmt sei. Jetzt mache ich die Entdeckung, daß dieser durchaus nicht so gut bei ihm angeschrieben ist, wie ich glaubte. Da aber Hugo nun einmal von Jugend auf von meinem Gatten in dem Gedanken bestärkt ist, daß er ihn beerben werde, so halte ich seine gänzliche Ausschließung für eine entschiedene Ungerechtigkeit, die um so mehr ausgeglichen werden muß, da er jedenfalls nicht leer ausgehen würde, wenn wir das zweite Testament finden könnten.“

„Aber ihm die Hälfte anzubieten,“ sagte Tom Reed lächelnd,

„das wäre — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten wollen — ein wenig Don Quichottisch!"

„Das ist meine Meinung nicht," entgegnete die junge Witwe gedankenvoll. „Für mich ist allerdings eine Jahreseinnahme von fünfzehnhundert bis zweitausend Pfund ein unerschöpflicher Reichtum; für Sir Hugo bedeutet sie kaum Wohlhabenheit, da seine Lebensstellung eine andere ist, als die meinige und er sicherlich die kostspieligen Liebhabereien und Lebensgewohnheiten unserer jungen, adeligen Offiziere haben wird. Und deshalb wäre ich sogar bereit gewesen, ihm, wenn ich nicht befürchtet hätte, für verschwenderisch gehalten zu werden, den Löwenanteil zu überlassen."

„Und welchen Entschluß haben Sie und Herr Wall gefaßt?"

„Ihm ein Drittel des Vermögens anzubieten. Denken Sie sich, Herr Wall behauptete allen Ernstes, ein allzu bereitwilliges Opfer meinerseits werde allgemein den Verdacht erwecken, das letzte Testament laute günstiger für Sir Hugo, als mir lieb sei, und es möchte daher nicht verlegt, sondern unterschlagen sein. Halten auch Sie die Welt für so schlecht, so mißtrauisch, daß sie dem naturgemäßen Wunsche, eine offenkundige Ungerechtigkeit wieder auszugleichen, derartige gemeine, schändliche Motive unterzuschieben sich nicht entblöden würde?"

„Welch ein entsetzlicher Gedanke!" rief Fanny, die mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Ich will meinen Mitmenschen durchaus nichts Böses nachsagen," entgegnete Tom Reed. „Doch muß ich zugeben, daß sie meistens geneigt sind, unbegreiflichen Handlungen niedrige Beweggründe beizulegen. Ich wünsche Ihnen dringend die Auffindung des vermißten Testaments; doch vermute ich, daß Ihr verstorbener Herr Gemahl dies Schriftstück vernichtet hat; wahrscheinlich hat Sir Hugo ihm wiederholt Anlaß zur Mißstimmung gegeben und sich daher dieses Endergebnis selbst zuzuschreiben."

„Nein, Tom, nein!" rief Frau Travers mit Lebhaftigkeit; doch fügte sie gleich darauf, über sich selbst lächelnd, hinzu, „verzeihen Sie, daß ich, in der Hitze des Gesprächs in den alten Ton verfallend, Sie bei Ihrem Vornamen anredete, wie ich als Kind zu thun pflegte."

„Ich werde Ihnen nicht verzeihen, liebe Frau Travers, wenn Sie jemals wieder die neuere und kältere Anrede gebrauchen. Bitte, nennen Sie mich stets Tom und erwählen Sie mich, wie in den guten, alten Tagen unserer Kindheit, zu

Ihrem Ritter und Bundesgenossen.“ Der leise Anflug von Ernst, der sich in den heiteren Ton des jungen Mannes mischte, als er ihr dieses Anerbieten machte, that dem Herzen der schönen, aber einsamen Frau sehr wohl.

„So sei es!“ sagte sie lachend. „Ich nenne Sie fortan Tom und erwähle Sie zu meinem ersten und vornehmsten Verteidiger. Doch um wieder auf unser Thema zurückzukommen, so muß ich bekennen, daß ich mir nicht denken kann, daß mein Gatte ein Testament vernichtet hat. Viel eher würde ich annehmen, daß er überhaupt kein zweites Vermächtnis gemacht hat, wenn nicht schlagende Beweise dafür vorhanden wären. Ich kann es nicht lassen, über den mutmaßlichen Inhalt dieses Schriftstückes nachzugrübeln, und hin und wieder beschleichen mich leise Besorgnisse, obwohl mir mein Verstand sagt, daß ich — obgleich es jedenfalls günstiger für Sir Hugo lautet, als das erste — immer eine gesicherte Existenz haben und die Haupterbin sein werde.“

„Das unterliegt keinem Zweifel,“ bemerkte Tom Reed. „Wo ist dieser Galbraith gegenwärtig?“

„In Indien. Er war im Begriff, sich nach Europa zu begeben, als der Aufruhr ausbrach. Auf seinem Wege nach Kalkutta erhielt er die Kunde von der Empörung der Eingeborenen und kehrte sofort wieder zurück, um seine Offizierspflichten — er gehört zu den leichten Dragonern — wieder zu übernehmen und sich an die Spitze des kleinen Häufleins zu stellen, das den blutigen Tag überlebt hatte. Ich habe seinen Namen wiederholt in der Zeitung gelesen. Er muß ein heldenmütiger, unerschrockener Mann sein. Ich halte ihn für einen echten Aristokraten, tapfer aber hochfahrend, stolz und anmaßend. Sein Brief an meinen verstorbenen Gatten war unverzeihlich. O, über die Verachtung, mit der er von mir sprach!“

„Und warum that er das?“ rief Fanny entrüstet. „Bist du nicht ebensogut wie er?“

„Das hängt von der Bedeutung ab, die man dem Worte ‚gut‘ beilegt,“ sagte Frau Travers, über ihren Unwillen lächelnd. „Uebrigens bin ich gern bereit, ihm zu vergeben, da er den unfreundlichen Brief geschrieben hat, ohne mich zu kennen. Diese vornehmen, adeligen Herren scheinen stets zu thun, was ihr hochmütiges Herz ihnen diktiert.“

„Ei, ei, Frau Travers,“ sagte Tom, „Sie sind ja eine Demokratin vom reinsten Wasser.“

„O Himmel!“ rief Fanny ehrfurchtsvoll. „So stammt Sir Hugo aus einer uralten Familie?“

„Allerdings, aus einer Familie, deren lange Ahnenreihe sich im Dunkel der fernsten Vergangenheit verliert. Seine Vorfahren scheinen sich dadurch ausgezeichnet zu haben, daß sie an den Grenzen unseres Landes Unheil über Unheil anrichteten und wenig Gutes thaten. Sir Hugo und mein Gatte waren trotz des Altersunterschiedes Geschwisterkinder, und Travers vertrat die Stelle eines Vormundes bei seinem Vetter. Ja, ja, Fanny, dieser junge Mann hat in der That adeliges Blut in seinen Adern. Aber dennoch soll er nicht unter meines Mannes Parteilichkeit für mich leiden. Man nennt die Freigebigkeit eine aristokratische Tugend; nun wohl — ich beanspruche sie nicht für mich; mir genügt, wenn man mir bürgerlichen Gerechtigkeitssinn nachrühmt."

„Und was war das Ende Ihrer Debatte?" warf Tom ein.

„Daß mein juristischer Ratgeber, Herr Wall, in meinem Namen Sir Hugo von dem ganzen Sachverhalt unterrichten und ihm die Mitteilung machen will, daß ich willens sei, ihm den dritten Teil des Erbgutes abzutreten. Da er so geringschätzig auf mich herabsieht, so könnte ich denken, daß er mein Anerbieten ausschlägt. Doch meint Herr Wall, daß er es annehmen werde, da er arm ist und den größten Teil seines Grundbesitzes eingebüßt hat."

Fünftes Kapitel.

Die beiden Monate, welche auf Fanny Lees Ankunft in der Traversschen Villa folgten, gehörten für beide Damen zu den glücklichsten Tagen ihres Lebens.

Das köstliche Gefühl unbedingter Freiheit, welches Frau Travers bald nach dem Tode ihres Gatten empfunden hatte und das sie mit größter Pflichttreue zu unterdrücken suchte, weil es ihr nicht im Einklang mit ihrer aufrichtigen Trauer zu stehen schien, ward von Tag zu Tag in ihrem Herzen kräftiger. Fanny aber gab sich rückhaltslos dem wonnigen Bewußtsein hin, nichts zu thun zu haben, als die Sonnenstrahlen des unverhofft ihr zu teil gewordenen Glückes voll und ganz auf sich einströmen zu lassen.

Das kleine Fräulein spielte und sang allerliebst; sie verstand eine Menge der zierlichsten Handarbeiten sauber und geschmackvoll auszuführen, doch war es belustigend zu sehen,

wie oft sie im Laufe des Tages ihre Beschäftigungen wechselte. Vom Piano eilte sie an den Nähtisch, vom Nähtisch in den Garten, und kehrte sie nach kurzer Zeit ins Haus zurück, so fing sie plötzlich an, die Möbel ihres Zimmers umzustellen oder eine neue Sonntagshaube für die gute alte Haushälterin zu nähen. Sie konnte es kaum ertragen, Frau Travers stundenlang in die Lektüre eines ernsten Buches vertieft zu sehen, und pflegte sie dann mit allerlei Fragen zu belästigen, die zwar stets mit Langmut und Freundlichkeit beantwortet wurden, aber doch meistens den Zweck verfehlten, die Aufmerksamkeit der Leserin von ihrem Buche abzulenken. Anfangs bemühte sich die ältere der beiden Freundinnen, die jüngere zu größerer Beständigkeit zu ermahnen, da jedoch ihre wohlwollenden Ratschläge auf taube Ohren fielen, so gab sie wohlweislich ihre erfolglosen Bestrebungen auf, zumal da Fanny jeden Auftrag, den sie erhielt, mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit ausführte.

War der Tag schön, wie entzückend war es dann, die Equipage vorfahren zu lassen und eine Fahrt durch die reizende Gegend zu machen, welche Hampton umgibt! Der Verkehr mit Tom Reed erhöhte die Freuden ihres Lebens. Dieser junge Mann besuchte die Damen häufig und war namentlich Sonntags ein willkommener Gast. Mit dem „Punch“ und den letzten Nummern der besten Zeitschriften unter dem Arm pflegte er sich vor dem Mittagessen einzustellen und den übrigen Teil des Tages in Hampton zu verbringen. Tom Reed war ein angenehmer Gesellschafter. Heiter und gewandt, war er gewohnt, seine Gedanken gut auszudrücken. Was er sagte, war selten hochbedeutend; doch zeugten alle seine Beobachtungen von einem klaren Verstande, auch war sein Geist durch die beständige Berührung mit Männern, die tiefer und scharfsinniger waren, als er, geklärt und geläutert worden. Als Journalist — er hatte an einer der angesehensten Zeitschriften Londons eine feste Stellung — war er gewohnt, die von den Mittelpunkten der Civilisation ausgehenden Kulturströmungen zu prüfen und zu vergleichen. Ein Gespräch mit ihm war daher für Käthe Travers meistens sehr belehrend. Seiner Cousine brachte er in der Regel Neuigkeiten aus der vornehmen Welt mit, die, wenn auch nicht immer so verbürgt, wie sie hätten sein sollen, doch stets mit großer Bereitwilligkeit geglaubt wurden. Für Reed war die Gastfreundschaft, die er in der behaglichen Villa zu Hampton fand, eine Quelle häuslicher Freuden.

Auch Herr Ford stellte sich häufig ein; doch war sein Besuch den beiden Damen nicht so willkommen, als der ihres Freundes Reed. Im Gegenteil, so oft Ford in seinem modischen Anzug, mit seinen feingesteppten, eng anschließenden, hellen Glacehandschuhen und seinem festgerollten, seidenen Regenschirm in Sicht kam, konnte Fanny ihre Lachlust nicht unterdrücken, denn der Prokurist machte, er mochte sich kleiden, wie er wollte, stets auf sie den Eindruck eines Schneiders im Sonntagsstaat. Frau Travers aber empfand jedesmal, wenn sie mit ihm sprach, ein unwillkürliches Unbehagen. Sie fühlte sich jedesmal gezwungen, darauf zu achten, daß er die Grenzen der Schicklichkeit nicht überschritt und nicht einen allzu vertraulichen Ton anschlug. Es schmerzte sie, ihn stets in seine Schranken zurückzuweisen und ihm immer aufs neue andeuten zu müssen, daß zwischen ihm und ihr eine breite Kluft bestehe. Doch da Ford diese Thatsache offenbar nicht anerkennen wollte, so sah sie sich häufig veranlaßt, die geschäftlichen Unterhaltungen mit ihm abzukürzen und den taktlosen Mann unter irgend einem Vorwande zu entlassen, ehe er die Absicht hatte, sich zu empfehlen. Durch diese Handlungsweise fühlte sich Ford sichtlich gekränkt und verletzt.

* * *

Als die Post von Ostindien eingetroffen war, fuhr Frau Travers in die Stadt, um bei ihrem Rechtsanwalt nach einer Antwort von Sir Hugo zu fragen. Herr Wall bejahte ihre Frage und fügte hinzu, Sir Hugo weise ihr freundliches Anerbieten mit Entschiedenheit zurück. Da der Jurist sich weigerte, ihr den Brief vorzulesen, so vermutete sie, daß derselbe eine beleidigende Aeußerung enthalte. Sie ließ sich daher das Schriftstück einhändigen und schob es mit der Bemerkung in die Tasche, daß sie eine abermalige Beratung mit ihm zu halten wünsche, sobald sie den Inhalt des Schreibens kennen gelernt habe.

Daheim angekommen, fand sie zu ihrer Freude Tom Reed beschäftigt, seiner Cousine bei einer Gartenarbeit zu helfen. Die Blumenzucht war die letzte und andauerndste Lieblingsbeschäftigung der jungen wankelmütigen Dame.

„Sie bleiben doch heute abend bei uns?“ fragte Frau Travers. „Ich beabsichtige, einen Familienkongreß zu halten. Es ist ein Brief von Sir Hugo angelangt. Mein stolzer Herr Vetter schlägt mein Anerbieten aus, und da ich fürchte, daß er das keineswegs mit liebevollen Worten thut, so sollen Sie

und Fanny mir mit Rat und That beistehen, ein Mittel zur Herstellung des Friedens zu finden. Wir wollen uns zu diesem schweren Werk durch eine gute Mahlzeit stärken."

Beim Essen war das Trio jedoch nicht so heiter, wie gewöhnlich. Ein Druck schien auf den Gemütern zu lasten; es war, als sei ein Gewitter im Anzuge. Sobald Edwards das Dessert abgetragen hatte, zog Frau Travers den verhängnisvollen Brief hervor. „Nun, Mut gefaßt!" sagte sie mit erzwungener Lustigkeit. „Jetzt gilt es, spitze Worte zu ertragen." Sie entfaltete langsam den Brief. „Seht nur, welche Krähenfüße!" rief sie, „aber dennoch ist diese Handschrift charakteristisch. Jede Linie zeugt von einer eisernen Entschlossenheit, von einem unbeugsamen Willen." Eilig überflog ihr Blick die offenbar in größter Hast auf das Papier geworfenen Schriftzüge. Fanny und Tom Reed verhielten sich inzwischen still; doch blickten sie unverwandt ihre Freundin an, deren Antlitz plötzlich von einem flammenden Rot bis an die Stirn übergossen und dann ungemein bleich ward. Es unterlag keinem Zweifel, der Brief enthielt eine Beleidigung, denn Käthe legte ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch und bedeckte die Augen mit der Hand. Allein da sie, wenn auch eine leicht erregbare, doch keine schwache Frau war, so gewann sie schon in der nächsten Minute ihren alten Gleichmut wieder und das Schreiben aufnehmend, las sie mit fester, klarer Stimme:

„Geehrter Herr!

„Gestern erhielt ich Ihre Zuschrift vom 12. d. M. mit der Nachricht von dem Tode meines Vetters, des Herrn Richard Travers, und dem großmütigen Anerbieten seiner Witwe. Ich ersuche Sie, Ihrer Klientin mitzuteilen, daß ich nicht gesonnen bin, durch eine Uebernahme bindender Verpflichtungen jene beklagenswerte Thorheit zu sanktionieren, zu der mein Vetter in den letzten Jahren seines Lebens verleitet ward. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ein Gerücht von der Existenz eines zweiten, durchaus anders lautenden Testaments zu mir gedrungen ist, und daher beabsichtige ich, unverzüglich nach England aufzubrechen, um womöglich den wahren Sachverhalt zu ergründen. Sollte mir das nicht gelingen, so werde ich versuchen, auf gesetzlichem Wege jenes schändlich ungerechte Testament umzustoßen, das augenscheinlich unter dem Einfluß einer Dame verfaßt wurde, deren Vergangenheit nicht sehr geeignet war, sie zur Ratgeberin des Verstorbenen zu machen. Sagen Sie ihr, daß ich nicht

verfehlen würde, meine Rechte geltend zu machen; daß ich mich jedoch nie dazu verstehen könne, ihren Raub mit ihr zu teilen. Ich bitte Sie daher, mich künftighin mit Vorschlägen dieser Art zu verschonen.

In vorzüglichster Hochachtung

Hugo Galbraith."

Als Frau Travers diesen Brief vorgelesen hatte, blickte sie ihre beiden Zuhörer fragend an, sagte aber kein Wort.

„Ihr Vetter befand sich wahrlich in einer bitterbösen Stimmung, als er das schrieb!" rief Tom Reed.

„O, es ist sonnenklar, er ist ein undankbarer, abscheulicher Mensch!" ergänzte Fanny.

„Sie sehen, Herr Wall zog keineswegs eine falsche Schlußfolgerung, als er behauptete, ein allzu freigebiges Anerbieten könne mißverstanden werden und den Argwohn erwecken, daß Sie sich durch dasselbe gleichsam freikaufen wollten," fuhr Reed fort.

„Nur Leute, die wie Sir Hugo gesinnt sind, können solchen Verdacht hegen," sagte Frau Travers langsam und ohne ihre Augen von dem Blatte abzuwenden. „Sehen Sie nur," fügte sie hinzu, den Brief an Reed gebend, „erst hat er ‚Frau' geschrieben und dann hat er das Wort durchstrichen und es durch ‚Dame' ersetzt. Er scheute es, die äußere Höflichkeit zu verletzen."

„Richtig!" erwiderte der junge Mann, Sir Hugos Zornesergu\u00df betrachtend. „Aber trotzdem ist der Brief unfein und ungebildet. Ich bewundere Sie, Frau Travers. Ich würde an Ihrer Stelle nicht so ruhig bleiben."

„Bin ich denn ruhig?" erwiderte Frau Travers. „Und wenn ich es bin, so werde ich dennoch, falls sich mir je die Gelegenheit dazu bieten sollte, diese Beleidigungen meinem Vetter mit hohen Zinsen zurückzahlen. Was habe ich ihm gethan, das ihm ein Recht gibt, mich so zu verwunden? Daß ihn meines Mannes Testament verletzt und verstimmt hat, überrascht mich nicht. Er kann sich aber doch unmöglich einbilden, daß sein Vetter bei der Wahl seiner Gattin ihn erst hätte um Rat fragen müssen."

Sechstes Kapitel.

Der folgende Sonntag war einer jener milden Sonnentage, die einen Vorgeschmack von den reichen Gaben gewähren, welche der Frühling aus seinem Füllhorn auszuschütten pflegt. Mandelbäume und Hollunderbüsche begannen bereits zu knospen; Krokus, Veilchen und Tulpen schmückten den Garten mit ihrer bunten Pracht und balsamischer Hyacinthenduft durchströmte die Zimmer der Traversschen Villa.

Käthe und Fanny gingen in die Kirche. Auf dem Rückweg schloß sich ihnen Ford an und die erstere hielt es für ihre Pflicht, den Prokuristen aufzufordern, den heutigen Tag in ihrem Hause zuzubringen. Er nahm dies Anerbieten mit überschwenglichem Dankeserguß an und bemühte sich, angelegentlicher, als es seiner Wirtin und ihrer jungen Freundin angenehm war, die Rolle eines liebenswürdigen Gesellschafters zu spielen. Als die drei Kirchgänger die Villa erreichten, erfuhren sie, daß ihr ständiger Sonntagsgast, Tom Reed, ganz gegen seine Gewohnheit sich noch nicht eingestellt habe. Diese Nachricht versetzte Fanny in nervöse Unruhe und machte sie so unempfänglich für das in ihrer Gegenwart geführte Gespräch, daß sie selbst Fords elegantesten Redewendungen keine Aufmerksamkeit zollte.

„Seit meinem letzten Besuch habe ich allerlei Neuigkeiten eingesammelt," sagte Ford, der wie gewöhnlich sich bestrebte, seinen Sessel möglichst nahe an den seiner Prinzipalin zu schieben. „Die Nachricht, daß Sir Hugo Galbraith am Ersten dieses Monats Kalkutta verlassen hat und demnach in vierzehn Tagen eintreffen kann, wird jedenfalls Ihr Interesse erwecken."

„Allerdings!" rief Käthe mit lebhaftem Ton, doch ohne das Gespräch fortzusetzen.

Ford bemerkte, daß seine Mitteilung einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörerin gemacht hatte. Aufmerksam fixierte er sie mit spähendem Blick, als wolle er aus dem Ausdruck ihres Gesichtes auf den Gang ihrer Gedanken schließen. Dann aber sprang er, wie von einer inneren Unruhe getrieben, auf und trat ans Fenster. Frau Travers schaute ihm nicht nach. Sie hatte sich im Laufe der Zeit an seine hastigen, unvermittelten Bewegungen gewöhnt; auch war sie in diesem Augenblick viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um auf sein Benehmen zu achten.

„Ich bin eine Thörin, mich über Dinge zu grämen, die ich nicht verschuldet," sagte sie nach einer Pause. „Mich sollte es nicht beunruhigen, daß Sir Hugo nach England kommt; ich that ihm gegenüber meine Pflicht; ich bot ihm freundschaftlich die Hand, und daß er dieselbe mit feindseligem Spott zurückwies, dafür bin ich nicht verantwortlich. Und dennoch quält mich der Gedanke, daß er, auf das Gerücht von dem Vorhandensein eines zweiten Testamentes gestützt — die Echtheit des ersten anzugreifen gedenkt. O, was würde ich darum geben, wenn das vermißte Dokument gefunden oder bewiesen würde, daß es nicht existiert! Ich werde mich niemals sicher fühlen, niemals mit Ruhe mich meines Vermögens freuen, solange dieser Punkt unaufgeklärt bleibt."

„Sie befinden sich allerdings in einer peinlichen Lage, verehrte Frau," sagte Ford, sich wieder neben sie setzend. „Doch denke ich, dürfen Sie Ihr Gemüt völlig beschwichtigen. Es ist unwahrscheinlich, daß jenes Schriftstück noch existiert; denn wenn es nicht vernichtet wäre, würde es unseren aufmerksamen Blicken nimmermehr entgangen sein. Freilich hat man Beispiele, daß ein solches Testament trotz eifrigen Suchens erst nach Jahresfrist aufgefunden worden ist. Allein das ist in diesem Fall nicht anzunehmen und daher sollten Sie sich über Sir Hugos Drohungen keine grauen Haare wachsen lassen."

„Das sagt Herr Reed ebenfalls. Ich will mich sehr bestreben, mir alle Grillen aus dem Sinn zu schlagen," entgegnete sie. Das Gespräch auf ein anderes Thema lenkend, setzte sie hinzu: „Wir sprachen neulich von Frau Bell, der Tochter unseres verstorbenen, guten, alten Buchhalters Gregory. Dieselbe soll sehr arm sein und in bedrängten Verhältnissen leben. Ist das wahr?"

„Freilich!" sagte Ford. „Den eingezogenen Erkundigungen zufolge hat Gregory seine Familie in einer traurigen Lage zurückgelassen. Ich bin gern bereit, die armen Leute aufzusuchen, wenn Sie es wünschen, Sie brauchen nur zu befehlen, und ich eile zu ihnen."

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Bereitwilligkeit. Ich gedenke selbst zu Frau Bell zu gehen. Ihre Zeit ist sehr in Anspruch genommen; ich aber habe wenig zu thun."

Etwas später am Tage erschien Tom. Er brachte der jungen Witwe ebenfalls eine Nachricht von ihrem Feinde, welche sie nachdenklich stimmte. Tom hatte ein eingehendes Gespräch mit dem soeben aus Indien heimgekehrten Korrespondenten seiner Zeitung gehabt. Der litterarische Kollege hatte in letzter

Zeit oft Gelegenheit gefunden, mit englischen Offizieren und auch mit Sir Hugo Galbraith zu verkehren.

„Nun was sagte er von ihm?“ forschte Käthe, ihren Berichterstatter mit gespannter Miene ansehend.

„O, er war ganz erfüllt von seinem Lobe,“ entgegnete Tom. „Er behauptet, Sir Hugo sei freilich etwas wortkarg und hochfahrend, aber durchaus nicht kleinlich gesinnt. Er sei ein Mann von echt kriegerischem Sinn, klug und kühn in all seinen Unternehmungen, ein trefflicher Jäger, ein treuer Kamerad, kurz eine Zierde der englischen Armee. Ich denke mir, wenn er hierherkommt und hört, wie die Sachen liegen, so wird er sich eines Besseren besinnen und Ihre Hochherzigkeit anerkennen.“

„Das wird er nicht thun,“ entgegnete Frau Travers tief aufseufzend. „Wie kommt es, daß er nicht gleichzeitig mit Ihrem litterarischen Freunde eingetroffen ist?“

„Er hatte bereits Passage belegt, doch fühlte er sich nicht wohl genug, die Reise unternehmen zu können. Bei der heldenmütigen Verteidigung des Zuganges zu einem Fort, die er an der Spitze eines Häufleins unerschrockener Soldaten ausgeführt hatte, um den in der Festung befindlichen Frauen und Verwundeten Zeit zum Entfliehen zu verschaffen, hatte er eine erhebliche Wunde erhalten. Wie ich höre, soll er mit dem Viktoria-Kreuz dekoriert werden.“

„So!“ sagte Frau Travers kalt. Nach einer Pause fragte sie: „Dann wird er vor Ende März nicht hier sein können?“

* * *

Schon am folgenden Tage führte Käthe den Entschluß aus, Frau Bell, die verarmte Tochter des verstorbenen Gregory, zu besuchen. Sie fand dieselbe in trostloser Lage, von Gläubigern stark bedrängt und im Begriff, die Mädchenschule aufzulösen, welcher sie ihren Unterhalt verdankte.

Käthe erkundigte sich auf das sorgfältigste nach Frau Bells Vergangenheit, und als sie erfuhr, daß diese mit ihren Kindern völlig unverschuldet in das jetzige Elend geraten war, war sie eifrig bereit, jenes Unglück zu lindern. Sie gab der unglücklichen Frau eine Summe Geldes, um ihre Schulden zu tilgen, und versprach ihr, sie bei der Fortführung ihres Institutes zu unterstützen.

„Der gute Gott hat uns in Ihnen einen Engel gesandt,“ sagte Frau Bell mit Freudenthränen in den Augen. „Jetzt ist mir die Aussicht in die Zukunft wieder hell und licht. Sie haben uns den Lebensmut zurückgegeben.“

Siebentes Kapitel.

Ein Monat war vergangen. Käthe hatte das an Frau Bell gegebene Versprechen treulichst erfüllt. Herr Wall hörte auf, sie durch die leidige Mahnung „Warten Sie noch ein Weilchen!“ in all ihren Entschließungen zu hemmen, und demgemäß fing sie an, allerlei Reisepläne zu entwerfen und Reisevorbereitungen zu treffen. In Fannys Begleitung beabsichtigte sie zuerst nach Neapel zu gehen und sich im Laufe des Sommers nach Frankreich und Deutschland zu wenden. Welch eine genußreiche Aussicht! Sie schwelgte in dem Vorgefühl kommender Freuden, während merkwürdigerweise ihre kleine Freundin von der Idee, jene Länder kennen zu lernen, nicht sehr entzückt schien.

Eines Tages erhielt Käthe, am Frühstückstisch sitzend, ein Billet von Herrn Ford. „Was mag er nur im Schilde führen?“ rief sie erstaunt. „Noch niemals hat er sich mit so feierlichen, würdevollen Worten angemeldet.“

„Kommt er heute?“ fragte Fanny neugierig.

„Ja. Höre nur! Er schreibt: ‚Eine hochwichtige, bedeutsame Angelegenheit veranlaßt mich heute, meine Geschäftspflichten eiligst zu erledigen, um Ihnen zwölf Uhr mittags meine Aufwartung machen zu können. Ich hoffe bestimmt, daß ich auf ein ungestörtes Gespräch unter vier Augen rechnen kann‘.“

„O, du meine Güte! Käthe,“ rief Fanny, aus deren Augen der Schalk leuchtete, „verlaß dich auf mein Wort, er will dir einen Heiratsantrag machen.“

„Fanny!“ schalt Frau Travers mit ernster Miene. „Es befremdet mich im höchsten Grade, daß ein sonst so wohl erzogenes, gesittetes Mädchen eine so taktlose Bemerkung machen kann. Du vergißt, in welchem Verhältnis Herr Ford zu mir steht. Ich verbitte mir derartige unüberlegte, unpassende Scherze ein für allemal.“

„Gnade, Gnade!“ rief Fanny, die Hände flehend erhebend. „Zermalme mich nicht zu Pulver! Aber, bitte, Käthe, gestehe mir aufrichtig, weißt du nicht, daß dieses patente, schmucke, tadellose Herrlein bis über die Ohren in dich verliebt ist? Wenn du das nicht bemerkt hast, so muß ich wirklich annehmen, daß ich klüger bin als du.“

„Absurd!“ entgegnete Frau Travers mit gerunzelter Stirn. „Ich achte und schätze Herrn Ford sehr hoch und ich will nicht, daß du dich in so sinnloser Weise über ihn lustig machst.“

„Ich verspreche dir, künftig meine Zunge besser im Zaum zu halten, aber Gedanken sind zollfrei!“ entgegnete Fanny.

„Denk, was du willst, aber behalte es für dich!“ erwiderte Frau Travers, auf die zweite Seite des Billets blickend. Sie fand dort eine kurze Nachschrift, welche lautete: „Wie ich höre, ist Sir Hugo gestern abend angekommen.“

„Also wirklich!“ rief Käthe und legte die Hand aufs Herz. „O, jetzt steht der Feind vor unseren Thoren. Mir ist zu Mut, als sei er im Begriff, den Kampf zu eröffnen!“

„Sir Hugo ist schon in London!“ sagte Fanny erstaunt. „Ist es denn möglich, daß er jetzt bereits eingetroffen ist? Aber freilich, Unglücksvögel fliegen schnell.“

„Er ist nicht eher gekommen, als sich voraus berechnen ließ,“ erwiderte Frau Travers sinnend. „Unser Leben verläuft so glücklich und sorglos, daß wir den schnellen Flug der Zeit nicht bemerken. Die Aussicht auf die mir bevorstehenden Verdrießlichkeiten macht mich feige. O, über diesen verhaßten Gedanken, daß ich einen Feind besitze, einen starrköpfigen, unversöhnlichen Feind, an dem all meine Begütigungsversuche machtlos abgeprallt sind! Und doch,“ fügte sie lächelnd hinzu, „sollte ich mich meiner Zaghaftigkeit schämen. Auch würde ich jedenfalls mutiger sein, wenn Hugo kein Recht hätte, sich über eine ungerechte Behandlung zu beschweren. Indessen, was kann er mir thun? Er kann mich reizen, mich ärgern! Das ist aber auch das einzige, was er mir zuzufügen vermag.“

Zur festgesetzten Zeit, zehn Minuten nach zwölf Uhr, betrat Ford die Traverssche Villa. Käthe erschrak, als sie ihn erblickte. Nur vierzehn Tage waren vergangen, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte, und in dieser kurzen Zeit war eine auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht war magerer geworden, es war sehr blaß, und seine unruhig funkelnden Augen hatten einen unheimlichen Glanz, einen Ausdruck, der von großer Erregung zeugte.

„Sie sind doch nicht krank, Herr Ford?“ rief Käthe unwillkürlich, als sie ihn gebeten hatte, auf einem ihrem Sessel gegenüberstehenden Stuhl in der Nähe des Kamins Platz zu nehmen.

„Ich fühle mich allerdings seit gestern durchaus nicht wohl,“ entgegnete er, indem er auf den Tisch ein viereckiges Paket legte, dessen dünne, braune Papierumhüllung mit der dem Prokuristen eigenen Accuratesse zusammengefaltet und mit einem Bindfaden umwickelt war.

„Ist denn ein Unglück geschehen?“ fragte Frau Travers mit laut klopfendem Herzen.

„Ein Glück jedenfalls nicht,“ gab er zur Antwort und zog sein Taschentuch hervor, um sich die feuchte Stirn zu trocknen.

Frau Travers harrte schweigend, aber mit gespannter Erwartung, seiner Mitteilung. Nach mehrfachem Räuspern stieß Ford endlich die Worte hervor: „Das vermißte Testament — das wir so lange gesucht — ich habe es gefunden!“

„Wirklich!“ rief Frau Travers erleichtert aufatmend. „O, das ist mir lieb!“

„Teure, verehrte Frau!“ sagte Ford, seine Stimme dämpfend und sich ein wenig vorn überbeugend, „als ein alter, bewährter Freund glaubte ich — glaubte ich das — das Recht zu haben, dieses Dokument zu öffnen und — und . . .“

„Ich bin überzeugt, daß Sie nach bester Einsicht gehandelt haben werden,“ fiel ihm Frau Travers ungeduldig ins Wort. „Hoffentlich lautet das Testament günstig für Sir Hugo.“

„Für Sir Hugo!“ wiederholte Ford mit befremdendem Tone. „Sie werden ja sehen!“ Mit zitternder Hand löste er nun den Bindfaden und nahm das Schriftstück aus seiner Papierumhüllung. „Ich fürchte, ich habe die Grenzen der Klugheit überschritten,“ fuhr er fort, „als ich dieses Testament las; allein die Sorge für Ihr Wohl trieb mich dazu, und ich bereue es nicht. Ich faßte vielmehr sofort den Entschluß, daß Ihre Augen die ersten sein sollten, die seinen Inhalt kennen lernen. Prüfen Sie ihn und sagen Sie mir dann, was Sie zu thun gedenken.“

„Wo haben Sie diese Urkunde gefunden?“ fragte Frau Travers, die etwas bleich geworden war. „Wo lag sie?“

„Sie entsinnen sich vielleicht noch des großen altmodischen Sekretärs, der in dem Zimmer steht, das Ihr Gatte als Privatcomptoir benutzte. Aber nein, das ist kaum möglich; Sie waren nur ein einziges Mal in jener Stube.“

„Sie und Herr Wall haben diesen alten Sekretär wiederholt erwähnt. Fahren Sie fort.“

„Wir haben seiner Zeit alle Fächer genau durchforscht; denn unser verstorbener Prinzipal pflegte in demselben, das wußte ich mit Sicherheit, alle Schriftstücke, Aktien, Obligationen ꝛc. aufzubewahren, die nicht mit dem Geschäft im Zusammenhang standen. Vorgestern ersah ich aus einem Verzeichnis in der Times, daß eine Anzahl türkischer Coupons fällig sind, die Herr Travers gehabt hat, und die sich daher

unter seinen nachgelassenen Papieren befinden müssen. Gegen Abend, als ich mir einen freien Augenblick erübrigen konnte, suchte ich die betreffenden Nummern, die ich mir notiert hatte. In dieser Beschäftigung begriffen, ward ich von Poole gestört, der mir, da er mich um Erlaubnis gebeten hatte, etwas früher als gewöhnlich fortgehen zu dürfen, eines der Hauptbücher brachte, die ich vorsichtshalber stets in unserem Comptoirschrank zu verschließen pflege. Doch kaum war er zur Thür hinausgegangen, so fiel mir plötzlich ein, daß ich ihm noch einen Auftrag zu geben hatte, der baldmöglichst erledigt werden sollte. In der Absicht, ihn zurückzurufen, wandte ich mich rasch um. Dabei entglitt das schwere Buch meiner Hand und fiel mit vollem Gewicht auf die getäfelte Einfassung des Sekretärdeckels, der, wenn er herabgelassen ist, sich bogenförmig über die Schreibplatte wölbt und alles auf derselben Befindliche bedeckt. Die Kante des Deckels muß mit außerordentlicher Kraft auf eine Feder gedrückt haben, denn plötzlich vernahm ich ein leises Gerassel und schon im nämlichen Augenblick sprang an der rechten Seite aus der Außenwand des Sekretärs ein geheimes Schubfach." Ford legte seine Hand auf das zusammengehaltene Pergament, das er während des Sprechens von dem Papierumschlag befreit hatte, und fügte leise hinzu: „Und in dem Schubfache fand ich dieses Paket. Ich öffnete es und erblickte . . ."

„Das vermißte Testament!" ergänzte Frau Travers, die diesem Bericht atemlos gelauscht hatte.

„Ja," sagte Ford feierlich, und dann fuhr er mit einem Anflug ungewöhnlicher Vertraulichkeit fort: „Und nun, liebe Freundin, stählen Sie Ihr Herz, denn wie Sie sehen werden, sind die Bestimmungen, die dieses Testament enthält — in hohem Grade ungerecht, ja, ich darf wohl sagen — empörend ungerecht." Er hielt inne und biß sich in nervöser Erregung auf die Unterlippe. Als er bemerkte, daß das Auge der jungen Witwe einen strengen, vorwurfsvollen Ausdruck annahm, wandte er scheu den Blick ab.

„Sie stellen die Sache sicherlich schlimmer dar, als sie ist," sagte sie. „Ich werde mich nicht beklagen, auch wenn die Hauptmasse des Vermögens Sir Hugo zufällt. Er hat das erste Anrecht auf die Erbschaft. Ich bin zufrieden, wenn ich eine anständige Leibrente erhalte."

„Lesen Sie es, dann werden Sie anders urteilen," entgegnete Ford mit Nachdruck. „Lesen Sie es" — seine Stimme ward leiser — „und beherzigen Sie stets, daß ich jeden Ihrer

Wünsche ungesäumt vollstrecken werde, selbst wenn . . ." Er stockte und vollendete den Satz nicht.

Frau Travers sah ihn betroffen an. Sein rätselhaftes Benehmen verwirrte sie. Dann entfaltete sie das knisternde Pergament und betrachtete sinnend die kunstvoll geschnörkelten Schriftzüge, mit denen das Blatt bedeckt war. „Ach!" rief sie nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher Ford ungeduldig gewartet hatte; „ich verirre mich in diesem Labyrinth von fremdartigen Ausdrücken!"

„Soll ich Ihnen das Vermächtnis vorlesen?" fragte Ford dienstbeflissen, sich dicht an sie herandrängend. „Geben Sie acht, ich werde Ihnen alles Unverständliche erklären. Sie sehen, hier steht der 15. März. Ruft dies Datum keine Erinnerung in Ihnen wach?"

„Nein, keine!" erwiderte Frau Travers. „Bitte, fangen Sie an."

Ueber die technischen Ausdrücke schnell hinweglesend, hob Ford mit langsamer, wenn auch häufig stockender Stimme und deutlicher Betonung die Hauptpunkte des Testamentes klar hervor, die wie vereinzelte Inselchen in einem Meer hochtrabender Redensarten lagen. Frau Travers unterbrach ihn kein einziges Mal, sondern ließ ihn ungestört bis zum letzten Wort lesen. Mit ruhiger Hand faßte sie die eine Seite des großen Bogens an, während Fords Hand merklich zitterte. Wenn man alle überflüssigen Bemerkungen ausschied, so enthielt das Testament außer einigen kleinen, mehreren alten Comptoiristen ausgesetzten Legaten, die alle mehr oder minder von den in die nämliche Kategorie gehörenden Bestimmungen des ersten Testamentes abwichen, den Wunsch, daß das Geschäft nicht aufgelöst, sondern entweder von dem Erben fortgesetzt werde oder unter Beibehaltung der Firma Travers & Cie. in andere Hände übergehe. Wie dies einzurichten sei, war der Anordnung der Testamentsvollstrecker anheimgestellt. Der Erblasser sagte sodann, da er bei seinen Lebzeiten allen gerechten Ansprüchen, sei es durch Schenkungen oder in anderer Weise genügt habe, so vermache er sein ganzes Vermögen, seine beweglichen und seine unbeweglichen Güter, seinem nächsten Verwandten, Sir Hugo Galbraith. Dieses Legat war durch keine Klausel, keine Nebenbestimmung beschränkt.

Als Ford zu lesen aufhörte, richtete Frau Travers ihren Blick auf die Unterschriften und las dieselben in dem Tone des höchsten Erstaunens mit lauter Stimme. Ford erhob sich. Einige Schritte von ihr entfernt blieb er stehen und beobachtete

sie schweigend, doch mit gespanntester Aufmerksamkeit. Sie aber wandte das Blatt um, als gedenke sie den Inhalt des Testamentes noch einmal zu lesen. Dann ließ sie es fallen, sah den Prokuristen mit einem fragenden Blick an, strich sich das Haar aus der Stirn und sagte: „Das begreife ich nicht. Mein Name ist kein einziges Mal genannt worden. Was bedeutet der Satz: ‚Bei meinen Lebzeiten habe ich allen an mich gestellten Ansprüchen genügt'? O, Herr Ford, dies Testament ist gefälscht! Sie können es doch unmöglich für echt halten."

„Ich wollte, ich könnte es für gefälscht erklären," entgegnete er. Seine Stimme bebte, als er diese Worte sprach; doch fügte er mit mehr Festigkeit hinzu: „Ich wußte im voraus, daß dies Testament Sie tief erschüttern werde, und daher beschloß ich, meinen Fund geheim zu halten und ihn keiner Seele zu zeigen, als Ihnen — Ihnen ganz allein. Sie sind die einzige, die erste, die diese Bestimmungen liest."

„Schon gut! Schon gut," rief Frau Travers ungeduldig, „Sie haben, wie immer, rücksichtsvoll gehandelt. Ich erkenne es dankbar an. Aber Sie scheinen zu wähnen, daß mein Gatte dies Testament wirklich gemacht hat; sage, dies Testament, in dem mit keinem Worte meine Rechte gewahrt sind und das mich völlig unberücksichtigt läßt, denn daß die Bemerkung, er habe allen gerechten Ansprüchen bei seinen Lebzeiten genügt, sich auf mich beziehen solle, ist wahrlich nicht anzunehmen."

„Soviel ich weiß, hat er niemals einen Teil seines Vermögens auf Sie übertragen. Nicht wahr, Sie besitzen keine einzige Schenkungsurkunde?"

„Nein — keine. Ich entsinne mich noch genau, daß er sehr entrüstet war, als meiner Freundin Großvater, der alte Pfarrer Lee vor unserer Verheiratung ihn auf die Zweckmäßigkeit derartiger Schenkungen aufmerksam machte. Er sagte mir, ich möge ihm in jeder Beziehung vertrauen. Das that ich, und ich durfte es thun; denn" — in leidenschaftlicher Erregung — „ich glaube nun und nimmermehr, daß dieses Schriftstück echt ist. Und an diesem Glauben halte ich fest, und wenn auch Engel vom Himmel kämen und mir versicherten, ich sei im Irrtum. Glauben Sie denn wirklich, Herr Ford, daß diese Bestimmungen von Ihrem Prinzipal getroffen sind?"

Ford vermochte nicht gleich zu antworten; als es ihm einigermaßen gelungen war, seine Bewegung niederzukämpfen, sagte er: „Meine liebe Frau Travers, es läßt sich schwerlich beweisen, daß dieses Testament unecht ist. Zu meinem lebhaften Bedauern sehe ich mich gezwungen, Sie an einige That-

sachen zu erinnern, welche Sie von der Unhaltbarkeit Ihrer Behauptung überzeugen werden. Erstens steht fest, daß Poole kurz vor dem Tode Ihres Gatten aus eigenem Antriebe erzählt hat, zu Anfang des verflossenen Frühlings habe er im Verein mit dem alten Gregory ein Testament unterzeichnet, das, wie er glaube, von Gregory, der früher Notariatsschreiber gewesen ist, nach einer genauen Angabe seines Prinzipals aufgesetzt sei. — Zweitens haben Sie selbst bisher angenommen, daß ein Testament existiere, welches jüngeren Datums sei, als das uns bekannte; ja Sie glaubten sogar, Ihr eigener lebhaft geäußerter Wunsch habe Ihren Herrn Gemahl veranlaßt, seine testamentarischen Bestimmungen zu Gunsten seines Vetters abzuändern. Da Herr Travers das betreffende Dokument Herrn Wall nicht anvertraut hatte, so vermuteten wir, daß er es in seinem Comptoir in dem Sekretär aufbewahrt habe, der alle seine Privatpapiere zu enthalten pflegte. Vergebens suchten wir es dort; jetzt habe ich plötzlich infolge eines merkwürdigen Zufalls in den Fächern dieses Schreibtisches ein Testament gefunden. Dasselbe ist von eben genannten Zeugen unterschrieben; das Datum entspricht ebenfalls unseren Erwartungen, und sollte es Ihnen nicht glücken, eine Vereinbarung mit Sir Hugo zu treffen, so würde ich bei einer Zeugenaussage zu dem Geständnis gezwungen sein, daß kurz vor dem Abfassungstage dieses Testamentes zwischen Ihnen und Ihrem Gatten ein Zwist stattgefunden hat, der durch eine Geldangelegenheit hervorgerufen war." Bei diesen Worten sah er Frau Travers unverwandt mit forschendem Blick an.

„Es würde natürlich Ihre Pflicht sein, die Wahrheit zu sagen," erwiderte Frau Travers mit strengem Tone. „Doch wird es Ihnen nicht etwa in den Sinn kommen, zu behaupten, daß jener unbedeutende Wortwechsel, den Sie leider angehört haben, meinen Gatten zu einer so bedeutsamen Umänderung seiner Testamentsverfügungen veranlaßt haben könne."

Ford zuckte die Achseln. „Sie können nicht verhehlen," sagte er, „daß der Verstorbene, trotz seines guten Herzens, durchaus nicht frei von Schrullen und Launen war."

Frau Travers antwortete nichts, sondern betrachtete mit prüfendem Blick das verhängnisvolle Schriftstück.

„Die Namen sind von einer anderen Hand geschrieben, als der übrige Teil des Textes," sagte sie endlich. „Diese Bestimmungen sind mir unverständlich; sie sind rätselhaft."

„Sie sind grausam und niederträchtig," ergänzte Ford, und seine Stimme dämpfend, fügte er hinzu: „Auch ist es kaum

zu ertragen, daß dieselben Sir Hugo Galbraith, diesem hochnasigen, anmaßenden Junker, Gelegenheit geben, unmittelbar nach seiner Ankunft einen Triumph zu feiern."

„Jedes Ihrer Worte beweist mir, daß Sie dieses empörend ungerechte Testament für keine Fälschung halten. Wie ist das möglich, Herr Ford? Wie können Sie so verblendet sein!"

„Liebe, verehrte Frau, das Herz blutet mir, Ihnen durch das Geständnis Schmerz bereiten zu müssen, daß es Ihnen schwer — ja sogar unmöglich sein wird, es umzustoßen." Als er dies sagte, erhob sie sich von ihrem Sitze und trat ans Fenster. Er schwieg und folgte ihren Bewegungen mit besorgtem Blick. Dann fuhr er fort „ich bitte Sie dringend, nehmen Sie sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen. Sir Hugo wird jedenfalls mit sich reden lassen. Wie Sie bemerkt haben werden, ist Herrn Gervais in dem vorliegenden Testament, wie im ersten, das Amt übertragen worden, den Erben in der Ausführung der testamentarischen Bestimmungen zu unterstützen. Er ist Ihnen zugethan und wird sich sicherlich bemühen, Ihren Vetter günstig zu stimmen. Wenn er die Sachlage nur einigermaßen geschickt darzustellen weiß, so ist anzunehmen, daß der glückliche Sir Hugo Ihnen, seiner Cousine, der Witwe seines Wohlthäters, die erforderlichen Existenzmittel um so weniger verweigern wird, als Sie ihm aus eigenem Antriebe ein hochherziges Anerbieten gemacht haben. Ich rechne mit Sicherheit auf eine kleine . . ."

Frau Travers hatte sich inzwischen umgewandt und war, vom Fenster langsam zurückkehrend, dicht an ihn herangetreten. Mit blitzenden Augen ihn ansehend, schnitt sie seine Mutmaßungen ab, indem sie mit leisem, aber deutlichem Tone sagte: „Sparen Sie Ihre Worte, Herr Ford! Sie scheinen zu wähnen, daß ich mich durch ein elendes Testament bestimmen lassen könnte, aus Sir Hugos Hand ein Almosen anzunehmen. Haben Sie nicht bedacht, daß er sofort glauben und öffentlich aussprechen wird, daß mir die Existenz dieser Urkunde — die ich für eine schändliche Fälschung halte — bekannt gewesen sei, und daß ich ihm jene Summe nur angeboten habe, um mein Gewissen zu beschwichtigen und ihm den Mund zu stopfen? Sehen Sie denn nicht, welch einem Heer von Sticheleien und Verleumdungen ich fortan ausgesetzt sein werde? Wenn es mir nicht gelingt zu beweisen, daß dieses Dokument das Fabrikat eines Betrügers ist, so habe ich keine Waffe, mich vor solchen Schmähungen zu schützen — kein Mittel, ihnen zu entrinnen!"

Sie erfaßte bei diesem Ausrufe die Lehne eines Stuhls. An dem krampfhaften Griff, mit dem ihre weiße Hand das Holz umklammerte, erkannte Ford die Stärke ihrer leidenschaftlichen Erregung.

„O, ich weiß es, wie peinlich Ihre Lage ist und um wie vieles peinlicher sie werden wird," erwiderte Ford. Seine Wangen röteten sich; in seinen Augen glänzte ein unheimlich flackerndes Licht. „Mein Blut wogt und siedet, wenn ich mir dies alles vergegenwärtige. Und doch kann ich nicht umhin, Sie noch auf einen anderen, bisher unbeachteten Punkt aufmerksam zu machen, der, wie ich fühle, die Spottlust Sir Hugos und seiner Gesinnungsgenossen zu verletzenden Aeußerungen reizen wird."

„Und dieser Punkt ist?" fragte Frau Travers tonlos.

„Die Thatsache," entgegnete er, „daß in diesem Testament nicht nur Ihr, sondern auch noch ein anderer Name fehlt, der in dem ersten mit anerkennenden Worten hervorgehoben wurde — und dieser Name ist — der meinige. Es ist vielleicht Ihrem Gedächtnis entschwunden, daß mir ein Legat von fünfhundert Pfund ausgesetzt war."

„Ja, ja, ich entsinne mich dessen."

„Es ist vorauszusehen," fuhr Ford fort, „daß dieses rätselhafte Fehlen unserer Namen in niedrig gesinnten, argwöhnischen Gemütern die Idee erwecken wird, daß wir gleichsam eine gemeinsame Strafe erleiden und daß . . . und daß meine selbstlose Sorge für Ihr Wohl und unser früheres . . ."

„Sie irren sich, Herr Ford," fiel sie ihm ins Wort. „Keinem Menschen wird es einfallen, solche Schlußfolgerungen zu ziehen. Aber gleichviel — der Boden wankt mir unter den Füßen. Ich weiß, daß dieses nichtswürdige Testament unecht, gefälscht und unterschoben ist, und doch bin ich unfähig, das zu beweisen, und muß vor einem übermütigen, hassenswerten Feind das Feld räumen."

Wie die sonst so sanfte, vorurteilsfreie Frau in heftiger Errregung das Wort „Feind" aussprach, da klang es fast, als knirsche sie mit den Zähnen.

„Bietet sich uns kein Ausweg?" fragte Ford, sie ansehend, als wolle er ihre Gedanken erraten. Er harrte auf ihre Antwort. Da sie schwieg, fuhr er heftiger fort: „Wenn ich Sie recht beurteile, so sind Sie bereit, viel — ja alles daran zu setzen, um Sir Hugo diesen Triumph zu entreißen."

„Ja, alles!" bestätigte sie mit Nachdruck.

„Nun, so vernichten Sie dies Testament!" rief Ford mit

fliegendem Atem. „Außer Ihnen und mir ahnt keine Seele etwas von meinem Fund. Da das Schriftstück in Ihren Augen eine Fälschung ist, so sind Sie moralisch nicht verpflichtet, es zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Daß ich Ihr Geheimnis unverbrüchlich bewahren werde, das wissen Sie, auch ohne meine Beteuerung. O, ich würde Sie vor jeder Entdeckung mit jener hingebenden Treue, mit jener rastlosen Wachsamkeit schützen, die . . ." Plötzlich versagte ihm die Stimme.

Frau Travers wandte sich zu ihm und sah ihn mit weit geöffneten Augen an. „Welch ein Gedanke kommt Ihnen in den Sinn?" rief sie. „Durch eine solche That würde ich mich ja vor mir selbst erniedrigen und meinem Feinde Gelegenheit geben, mir den Fuß auf den Nacken zu setzen. Ich bedaure lebhaft, daß Ihre freundschaftliche Teilnahme mit meinem Mißgeschick Sie zu dieser unbedachten Aeußerung hingerissen hat, und ich will mich bemühen, sie möglichst schnell zu vergessen. Sie sind, wie ich sehe, halb und halb geneigt, an die Echtheit des Dokumentes zu glauben, und sind daher noch besorgter als ich. Ich halte es für falsch, denn ich weiß, daß mein Gatte keiner niedrigen Handlungsweise fähig war; aber nichtsdestoweniger werde ich es Herrn Wall zeigen, damit er Poole zur Anerkennung seiner Unterschrift auffordert. Ungemein mißlich ist es, daß der gute Gregory nicht mehr lebt. Er würde uns gewiß Auskunft geben können."

Ford wechselte die Farbe. Er preßte das Taschentuch auf die Augen und sagte mit verändertem Ton: „Ihr Entschluß gibt mir ein Zeugnis von Ihrem redlichen Herzen — doch ist er nicht weltklug — darum folgen Sie meinem gutgemeinten Rat. Geben Sie das Testament nicht unbedacht aus der Hand. Bedenken Sie die Folgen dieses Schrittes. Er würde Sie für immer Ihrer jetzigen angenehmen Stellung, Ihres Reichtums, Ihrer Unabhängigkeit berauben. Erwägen Sie ferner, daß Sie sich nicht allein den Entbehrungen und Mühseligkeiten aussetzen, die der tägliche Kampf mit der Not des Lebens mit sich führt, sondern voraussichtlich noch obendrein den Argwohn erregen, daß Sie Ihrem seligen Gatten durch eine schwerwiegende That einen triftigen Grund zu Ihrer Enterbung gegeben haben."

„Ich sehe alles mit deutlichen Zügen vor meinen Augen stehen; aber dennoch darf ich nicht anders handeln." Sie sprach diese Worte mit trauriger Ergebung.

Ford wich einen Schritt zurück und sagte mit erregtem Ton: „Ich habe meinen guten Ruf vergebens aufs Spiel gesetzt. Ein Wort aus Ihrem Munde kann mich verderben."

„Denken Sie nicht klein von mir!“ rief Frau Travers mit Wärme. „Die Verschwiegenheit, die Sie mir versprachen, verspreche ich Ihnen. Ich weiß, daß Sie niemals um Ihrer selbst willen das Unrecht begehen würden, zu dem Sie mich, durch ein momentan irregeleitetes Mitgefühl bewogen, verleiten wollten. Die Sache sei vergessen. Morgen schon werden Sie nicht begreifen, daß Sie mir einen solchen Vorschlag machen konnten, und ich gelobe Ihnen feierlich, nicht mehr daran zu denken.“ Sie sah ihn freundlich an, er aber wich ihrem Blicke aus. „Uebrigens macht mich,“ fuhr sie mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort, „die Aussicht, mein ganzes Vermögen verlieren zu müssen, nicht unempfindlich gegen Ihr Mißgeschick. Sie verlieren ein wohlverdientes Legat. Die Thatsache, daß Ihr Name ausgelassen ist, zeugt gleichfalls von der Unechtheit dieser Schrift.“

„Oder von der Launenhaftigkeit Ihres verstorbenen Gatten,“ versetzte Ford finster.

Frau Travers schüttelte den Kopf. „Mein seliger Mann,“ sagte sie, „hat niemals auch nur den leisesten Grund gehabt, unzufrieden mit Ihnen zu sein. Bis zu seinem letzten Augenblick schenkte er Ihnen in allen geschäftlichen Angelegenheiten ein unbedingtes Vertrauen; er interessierte sich lebhaft für Sie. Wenige Stunden vor seinem Tode hat er mit Anerkennung Ihrer gedacht, und ehe er sein Auge schloß“ — sie hielt plötzlich inne. Die letzten Worte des Verstorbenen traten mit Flammenschrift vor ihre Seele. Aber ihr Glaube an seine Liebe blieb dennoch unerschütterlich. „Nein, nein!“ rief sie, wie zu sich selbst sprechend, „es ist unmöglich — es kann nicht sein!“

Ford hatte ihr mit fieberhafter Spannung gelauscht. „Werden Sie durch das Andenken an den Tod Ihres Mannes an ein bedeutsames Wort erinnert?“ fragte er.

„Ja,“ entgegnete sie mit der ihr eigenen Offenherzigkeit. „Kurz vor seinem Scheiden sagte er: „Du wirst mich für ungerecht halten. Du wirst sagen, ich hätte zu viel gethan für . . .“ und dann schwieg er, ohne einen Namen zu nennen. Diese beiden Aeußerungen scheinen allerdings auf ein zweites Testament hinzudeuten, aber nimmermehr auf ein solches wie dieses . . .“

Ford zuckte die Achseln. „Ich finde, sie passen auf ein Haar; und was meine Enterbung betrifft, so lassen sich für dieselbe mancherlei Gründe anführen. Wäre es nicht möglich, daß der Erblasser mit eifersüchtigen Regungen die grenzenlose Verehrung, die ich seit jenen glücklichen Tagen in Cullingford, die glühende Teilnahme, die —“

„Halten Sie ein!“ rief Frau Travers kalt und mit gebieterisch abwehrender Handbewegung. „Solche Worte will ich nicht anhören — weder jetzt noch jemals.“ Sie trat einen Schritt zurück und sagte dann: „Sie sind in diesem Augenblicke erregt; das außergewöhnliche Ereignis hat Sie zu Aeußerungen hingerissen, die Sie bei ruhiger Ueberlegung bereuen werden. In der festen Zuversicht, daß Sie sich künftighin besser beherrschen, will ich Ihnen verzeihen.“

Sie standen einander gegenüber; ihre Blicke trafen sich; sein Auge aber senkte sich vor dem ihrigen. Er lachte gezwungen und biß die Zähne zusammen. Dann machte er eine tiefe Verbeugung und entgegnete mit höhnischem Ton: „Ich habe Ihre Lektion begriffen und werde Ihre Lehren befolgen. Doch erlauben Sie mir wohl, Sie schüchtern daran zu erinnern, daß früher Ihre gesellschaftliche Stellung nicht höher war, als die meinige, und daß der jetzige Standesunterschied, dank dem gefundenen Testament, binnen kurzem völlig verwischt werden wird. Der Zweck meines Besuches ist erfüllt; ich habe Ihnen meinen Fund überreicht und meinen Lohn geerntet. Ich empfehle mich Ihnen.“

„O, scheiden Sie nicht im Zorn —“ bat die junge Frau begütigend. „Beurteilen Sie mich gerecht — und vergessen Sie dieses Gespräch.“

„Vergessen! Vergessen!“ gab er höhnisch zurück. „Das ist leichter gesagt als gethan. Aber befürchten Sie nichts. Ich falle Ihnen nicht wieder lästig. Leben Sie wohl!“

Er wandte sich mit einer raschen Bewegung ab und hatte schon im nächsten Augenblick das Zimmer verlassen. Käthe hörte, daß die Hausthür aufgerissen und zugeworfen ward. Sie trat ans Fenster und sah ihm nach. Das Herz ward ihr schwer.

„Dort geht mein zweiter Feind!“ sagte sie sich mit bitterem Schmerz.

Achtes Kapitel.

„Das ist eine fatale Geschichte! — verehrte Frau — eine höchst fatale Geschichte!“ sagte Herr Wall, nachdem er Fords verhängnisvollen Fund sachverständigen Blickes geprüft und ein eingehendes Gespräch mit Frau Travers gehabt hatte, „die Sache ist mir rätselhaft. Was mag nur meinen seligen Freund

bewogen haben, mir sein Vertrauen in dieser wichtigen Angelegenheit zu entziehen?" Er stützte sinnend den Kopf mit der Hand. Dann fügte er mit Nachdruck hinzu: „Freilich hat er wohl gewußt, daß ich ihm zur Aufsetzung eines solchen Testamentes niemals meinen Beistand geliehen haben würde. Ich war allerdings in hohem Grade ungehalten, als er mir mitteilte, daß er dem jungen Manne, den er vor seiner Verheiratung als seinen Erben betrachtet hatte, nichts zu hinterlassen gedenke; aber ich mußte ihm doch wenigstens zugeben, daß Sir Hugo sich diese Zurücksetzung selbst zugezogen habe. Sie war hart, aber nicht ungerecht. Nun und nimmer aber hätte ich ihm die Hand zu Ihrer Enterbung gereicht. Wissen Sie wohl, daß dies Testament Sie in —" Er hielt einen Augenblick inne, als scheue er sich, die Gedanken auszusprechen, die ihn bewegten, und fuhr dann fort — „in die unangenehme Lage bringt, Sir Hugo alles Geld zurückzuerstatten, welches Sie im Laufe Ihrer Witwenschaft verausgabt haben?"

Frau Travers hatte den Juristen unverwandt angesehen und mit Spannung jedem seiner Worte gelauscht. Als er schwieg, lächelte sie und meinte: „Sie wollten eigentlich sagen, daß dies Testament mich in üble Nachrede bringt. Ist es nicht so?"

„Sie irren. An den materiellen Leiden, die Ihnen dies Schriftstück zufügt, haben Sie hinlänglich zu tragen, und es ist höchst überflüssig, daß Sie sich Ihre Last nach Frauenart durch selbstquälerische Grübeleien erschweren."

„Aber, Herr Wall, Sie scheinen meine Behauptung, daß dies Testament gefälscht ist, kaum der Erwägung wert zu halten."

„Nennen Sie mir die Gründe," sagte der Jurist, sich in seinem Stuhl zurücklehnend und seine Klientin mit der forschenden Miene eines strengen Examinators anschauend.

Die arme Käthe errötete. „Meine Gründe?" fragte sie mit stockendem Atem. Sie fürchtete mit Recht, daß ihre Einwendungen vor einer juristischen Prüfung schlecht bestehen würden. „Die Bezeichnung ‚Gründe' verdienen meine laienhaften Zweifel kaum. Erstens bin ich innerlich fest überzeugt, daß mein lieber Mann niemals ein Testament gemacht hat, in dem ich nicht berücksichtigt bin. Zweitens scheint es mir Argwohn erweckend, daß es ohne Ihr Wissen und Willen angefertigt ist. Auch finde ich es befremdend, daß die Namen von einer anderen Hand geschrieben sind, als der Text, und daß alle früheren wohlerwogenen Bestimmungen umgestoßen sind."

„Verehrte Freundin," unterbrach Herr Wall sie in be-

lehrendem Ton. „Ihre Gründe sind nicht stichhaltig. Das Gesetz nimmt keine Rücksicht auf innere Ueberzeugungen. Die betreffenden Namen sind allerdings von einer anderen Hand geschrieben; aber das beweist nichts; denn es geschieht häufig, wenn der Inhalt eines Testaments geheim gehalten werden soll." Er fuhr mit dem Zeigefinger über die Schriftzüge des Pergaments, schüttelte den Kopf und sagte: „Wer in aller Welt könnte dies Dokument gefälscht haben? Beantworten Sie mir gefälligst diese Frage. Sir Hugo ist der einzige, der aus der Umstoßung des ersten Testamentes einen Gewinn zieht. Es wird Ihnen doch nicht in den Sinn kommen, diesen Ehrenmann, einen der angesehensten, anerkanntesten Offiziere unserer Armee, verdächtigen zu wollen."

„O nein!" entgegnete sie mit scharfer Betonung. „Das fällt mir nicht im Traume ein; obwohl er sich nicht entblödet hat den Argwohn auszusprechen, daß ich ein für ihn günstig lautendes Testament unterschlagen habe."

„Das war etwas ganz anderes," sagte Herr Wall, der wie die meisten Mitglieder seines Geschlechtes die Meinung hegte, daß eine Frau, welche die Ehre eines Mannes angreift, ungleich tadelnswerter sei, als ein Mann, der den guten Ruf einer Frau zu vernichten sucht. „Es war freilich unrecht von Sir Hugo, derartige Aeußerungen zu thun; doch befand er sich gerade in einem Augenblick leidenschaftlicher Erregung, und überdies müssen Sie nicht vergessen, daß er Sie nicht kannte, als er jene Bemerkung machte."

„Ich kenne Sir Hugo auch nicht," gab sie zurück. „Aber ich werfe dennoch keinen Stein auf ihn. Sollte vielleicht Herr Ford . . ."

„Meine liebe Freundin," fiel ihr der Jurist hastig ins Wort. „Herrn Ford können Sie doch unmöglich als Thäter beschuldigen. Der Aermste verliert ja seine fünfhundert Pfund und vielleicht noch obendrein seine Stelle im Comptoir."

„Sie hätten mich ausreden lassen sollen, Herr Wall; ich war nicht im Begriff zu sagen, daß ich Herrn Ford eine Fälschung zutraue."

„Nicht? Nun, so entschuldigen Sie gütigst meine Voreiligkeit. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Fragen vorlege? Und zwar möchte ich Sie ersuchen, dieselben aufrichtig und ohne Rückhalt zu beantworten. Wie viele Prozesse würden einen durchaus anderen Ausgang genommen haben, wenn sich die betreffenden Parteien von vornherein hätten entschließen können, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen!"

„Ich bemühe mich stets, aufrichtig zu sein," sagte Frau Travers, mühsam die aufsteigenden Thränen zurückhaltend, welche ihre blauen Augen umflorten. „Fragen Sie! Ich habe ein gutes Gewissen."

„Das glaube ich — ja, das glaube ich!" entgegnete Herr Wall nicht ohne Herzlichkeit. „Werfen Sie einen Blick in die Vergangenheit und bedenken Sie, ob Sie niemals einen Zwist, einen kleinen ehelichen Streit mit dem Verstorbenen gehabt haben. In jeder noch so glücklichen Ehe kommen Meinungsverschiedenheiten vor, und auch die Ihrige wird nicht ganz frei von Verstimmungen gewesen sein. Mein guter Freund hatte manche Eigenheiten. Ist er niemals gereizt, niemals unfreundlich gegen Sie gewesen?"

Käthe seufzte. „Ich muß gestehen," sagte sie, „daß mein seliger Mann in der letzten Zeit seines Lebens nervös angegriffen und daher leicht verstimmt war. Es ward mir nicht immer leicht, Scenen zu vermeiden; doch sind wir nur ein einziges Mal während unserer Verheiratung in einen Wortwechsel geraten, und das kam so: Der Großvater meiner Freundin Fanny Lee war gestorben; das arme Mädchen befand sich in großer Bedrängnis. Ich besaß ein reichliches Nadelgeld und daher sandte ich ihr, ohne meinen Mann zu fragen, in der Voraussetzung, daß er diese Handlungsweise billigen würde, eine kleine Summe. Der Brief, in dem meine Freundin den Empfang bescheinigte, fiel meinem Gatten in die Hände. Zu meiner größten Bestürzung mißbilligte er meine That im höchsten Grade und ließ sich in der Aufwallung des Zornes zu Aeußerungen hinreißen, die er bei ruhiger Ueberlegung nimmermehr gethan haben würde."

„Gelang es Ihnen bald, ihn zu beschwichtigen? Baten Sie ihn um Verzeihung?"

„Es vergingen mehrere Tage, ehe sich sein Groll legte. Ich versprach, ihm künftig nie wieder einen solchen Anlaß zum Aerger zu geben; doch fügte ich der Wahrheit gemäß hinzu, daß ich mir keiner Schuld bewußt sei."

„Das kann ich mir lebhaft denken!" rief Herr Wall in spöttischem Ton. „Nach Frauenart beharrten Sie trotzig bei Ihrer Ansicht — gleichviel um welchen Preis." —

„Wenn Sie von uns Frauen verlangen, daß wir des lieben Friedens willen der Wahrheit ins Gesicht schlagen und unsere Ansichten verleugnen sollen — so dürfen Sie uns auch nicht tadeln, wenn wir zuzeiten, wo Ihnen derartige diplomatische Winkelzüge vielleicht weniger gelegen kommen, von der Wahrheit abweichen."

„Nun, jedenfalls sind Sie durch Ihre Wahrheitsliebe um Ihr Vermögen gekommen," sagte der Jurist ausweichend. „Wann fand dieser Zwist statt?"

„Im vergangenen Februar — ich glaube in den letzten Tagen des Monats . . ."

„Hm, das Testament ist vom 15. März datiert! Das scheint freilich ein durchschlagender Beweis für die Gültigkeit des Dokumentes zu sein. Offenbar haben Sie sich dieses Mißgeschick selbst zugezogen. Herr Travers fürchtete, Sie würden nach seinem Tode sein mühsam erworbenes Gut vergeuden. Dieser Gedanke beunruhigte ihn so, daß er beschloß, Sie zu enterben. Derartige Fälle kommen häufig vor. Die meisten Menschen hängen mit unglaublicher Zähigkeit an ihrem Gelde. Ich gebe gern zu, daß dies Verfahren ungerecht war; aber erklärlich ist es." — Dabei strich Herr Wall mit der Hand über das verhängnisvolle Dokument. Es gereichte ihm zur Befriedigung, den Schlüssel zu seines verstorbenen Klienten rätselhaften Bestimmungen gefunden zu haben.

„O Herr Wall, wie ist es möglich, daß Sie so verblendet sind?" rief Frau Travers in aufwallender Leidenschaft. Sie hatte sich bisher gut beherrscht; allein jetzt verlor sie ihre mühsam behauptete Fassung. „Ich habe geglaubt, daß Sie Ihrem verstorbenen Freunde keine Schlechtigkeit zutrauen würden. Es wäre ja empörend, wenn er mich Tag für Tag liebevoll behandelt, mir während seiner ganzen Krankheit Beweise seiner innigsten Zuneigung, seines unbedingten Vertrauens gegeben und mich in den Wahn eingewiegt hätte, daß ich seinem Herzen am nächsten stehe, um mich dann rücksichtslos der größten Armut preiszugeben. Sehen Sie denn nicht ein, daß ein Mann, wie er war, eine so raffinierte Grausamkeit niemals begehen kann? Mein Vertrauen ist gottlob nicht so leicht umzustoßen. Dies Testament ist gefälscht, das weiß ich und dabei bleibe ich bis zu meinem letzten Atemzuge!"

Der Rechtsgelehrte zuckte die Achseln. „Ich muß Ihnen zugeben, daß auch ich Ihrem seligen Herrn Gemahl diese Handlungsweise nicht zugetraut hätte," versetzte er. „Allein, wenn Sie meine Erfahrung besäßen, so würden Sie das Wort Fälschung nicht so leichthin aussprechen. Ich kenne Testamente, deren Bestimmungen weit befremdender waren, als die des vorliegenden, und die dennoch ausgeführt werden mußten, weil niemand ihre Echtheit anzweifeln konnte. Wer weiß, ob Ihr Gatte während seiner Krankheit nicht die Absicht hegte, noch einmal in Ihrem Interesse seine Verfügungen zu ändern und nicht mehr dazu kam."

„Dies Testament hat er nicht gemacht!“ sagte Frau Travers mit festem Ton. „Doch was gedenken Sie zur Wahrung meiner Rechte zu thun?“

„Hm, hm!“ sagte der Anwalt, das Dokument mit sachverständigem Blick betrachtend. „Die Sache liegt höchst ungünstig. Einer der beiden Zeugen, der Buchhalter Gregory, ist tot. Nicht wahr?“

„Ja. Er starb im vorigen Herbst. Poole hat zu Herrn Ford gesagt, er glaube, daß Gregory bei der Aufsetzung des Testamentes als Schreiber fungiert habe — doch bezweifelt Herr Ford die Richtigkeit dieser Vermutung.“

„So? Ich will mir diesen Mann kommen lassen und mit ihm sprechen. Doch möchte ich Sie bitten, liebe Frau Travers, auf die Aufschlüsse, die Poole uns etwa geben wird, keine Hoffnungen zu setzen. Mir scheint die Echtheit des Schriftstückes unzweifelhaft. Alles stimmt mit unseren ehemaligen Voraussetzungen und mit Pooles früheren Aussagen überein.“

„Und wenn Sie mit Poole gesprochen haben?“ fragte Frau Travers, „was geschieht dann?“

„Nun, wenn er bereit ist, seine Unterschrift durch einen Eid zu bestätigen, dann müssen wir uns an die Rechtsanwälte Ihres Nebenbuhlers, an die Herren Payne und Layton, wenden, und uns mit ihrer Hilfe bemühen, eine möglichst günstige Vereinbarung mit Sir Hugo zu treffen. Nach allem, was ich höre, scheint Ihr Herr Vetter ein sehr . . .“

„Was wollen Sie sagen?“ fragte die junge Frau hoch errötend und ihn mit ihren großen Augen unruhig fragend anschauend.

„Daß er ohne Zweifel gern bereit sein wird, Ihnen aus der Erbschaft ein Jahresgehalt auszusetzen.“

„Ich bitte Sie, niemals wieder eine derartige Aeußerung zu thun,“ rief Käthe, in lebhafter Erregung aufspringend. „Ich ersuche Sie dringend, diesen Gedanken fallen zu lassen. Wie! Glauben Sie etwa, daß ich mich des Rechtes begeben will, dieses nichtswürdige Machwerk anzufechten? O nein — so leichten Kaufes gebe ich mich nicht gefangen. Nein, nimmermehr! Ich bin jung — ich bin gesund — meine Erziehung ist keineswegs vernachlässigt. Ich werde mir auf irgend eine Weise mein tägliches Brot zu erwerben wissen. Aber die Hoffnung, dermaleinst die Wahrheit ans Licht zu bringen, lasse ich nicht fahren, Sie mögen sagen, was Sie wollen, Herr Wall.“

Der Jurist war betroffen über ihre unerwartete Leidenschaftlichkeit.

„Ja, das sagen Sie jetzt — in der ersten Erregung Ihrer Gefühle," entgegnete er in der Absicht, sie nachgiebiger zu stimmen. „Bitte — setzen Sie sich wieder, die Sache bedarf einer ernsten, eingehenden Ueberlegung. Wir müssen alles genau prüfen, ehe wir einen entscheidenden Schritt wagen. Ich rate Ihnen, zunächst ein Verzeichnis der Gegenstände anzufertigen, die Ihnen persönlich gehören, die Sie vor Ihrer Verheiratung besessen oder die Ihnen Travers bei seinen Lebzeiten geschenkt hat, als da sind: Möbel, Bilder, Schmuckgegenstände, Silber- und Porzellangeschirr, Bücher und so weiter. Auch scheint es mir Ihre Pflicht, Ihre Ausgaben auf ein Minimum zu beschränken."

„O, Herr Wall, haben Sie denn alle Hoffnung aufgegeben?"

„Das ist zuviel gesagt, liebe Freundin; doch fürchte ich, daß Ihre Zukunft keine rosige sein wird, wenn Sie dabei beharren, diesem Dokumente Ihre Anerkennung zu verweigern."

„Ich kann nicht anders!" sagte Frau Travers, mit einem tiefen Seufzer den Schleier herablassend und sich zum Fortgehen anschickend. „Nicht wahr, Herr Wall, Sie helfen mir, mein Recht zu erringen, sobald sich eine, wenn auch nur schattenhafte, Aussicht auf Erfolg zeigt?"

Der Anwalt schüttelte mißbilligend den Kopf. „Einem Schatten nachzujagen, ist eine Danaidenarbeit," meinte er. „Ich biete Ihnen lieber meine Hand zur Sicherstellung Ihrer Existenz. Eine Taube in der Hand ist besser als zwei auf dem Dache."

„Leben Sie wohl!" entgegnete Käthe und verließ rasch das Zimmer.

* * *

Vier Tage vergingen, in deren Verlauf sie von ihrem Rechtsanwalte mehrere Billete erhielt. Er schrieb ihr, daß Poole sich zu seiner Unterschrift bekannt habe und bereit sei, diese Aussage eidlich zu erhärten. Er fügte hinzu, daß Gregorys Unterschrift ebenfalls echt zu sein scheine und daß ihr also nichts anderes übrig bliebe, als das Testament Sir Hugo zu zeigen. Je eher das geschehe, um so mehr Aussicht habe sie, auf die Gunst des Erben zu rechnen.

Die gute Fanny und die redliche Frau Mills gerieten durch diese Vorgänge in große Bestürzung. Die letztere war empört;

sie fand es abscheulich, daß ihre verehrte, heißgeliebte Herrin ihres rechtmäßigen Besitzes beraubt werden sollte. Auf Fannys Gemüt machte die Mitteilung einen anderen Eindruck; die Angst, abermals heimatlos werden zu können, überwältigte sie. Mit Thränen in den Augen schmiegte sie sich an ihre Beschützerin und bat: „O, Käthe, schicke mich nicht fort von dir. Ich will alles thun, was du mir befiehlst — will dein Zimmer fegen, Staub wischen, kochen; ich kann sogar Karbonaden braten. — Bitte, bitte, behalte mich bei dir. Ich weiß, daß ich ein flatterhaftes, unnützes Geschöpf bin; aber es wäre mein Tod, wenn ich dich verlassen und wieder unter Fremden leben müßte."

Auch Tom Reed empfing die traurige Nachricht von dem gefundenen zweiten Testament nicht ohne tiefe Bewegung. Er eilte sofort zu Herrn Wall, um sich von der Richtigkeit der Mitteilung zu überzeugen und das Dokument selbst zu prüfen. Sehr niedergeschlagen kehrte er von diesem Gang zu den beiden Damen zurück und riet Käthe, Frieden mit Sir Hugo zu schließen.

Neuntes Kapitel.

An Frau Travers, Hampton.

„Verehrte Frau!

„Soeben habe ich eine eingehende Unterredung mit Sir Hugo Galbraiths Rechtsbeistand gehabt. Derselbe ist ermächtigt, Ihnen mitzuteilen, daß der Erbe gesonnen ist, Ihnen aus dem Vermögen Ihres Gatten eine Witwenpension von jährlich dreihundert Pfund Sterling auszuzahlen, falls Sie sich entschließen, das letzthin aufgefundene, vom 15. März datierte Testament als die einzig rechtsgültige Aeußerung des letzten Willens Ihres verstorbenen Mannes anzuerkennen und zu diesem Zwecke einen Schein zu unterschreiben, den man Ihnen vorlegen wird.

„Ich deutete an, daß mir die Pension im Verhältnis zu der Größe der Erbschaft äußerst gering vorkomme, und erhielt die Antwort, daß Sir Hugo in keiner Weise verpflichtet sei, für Ihren Lebensunterhalt zu sorgen, oder Ihnen einen Teil des Vermögens abzutreten.

„Wie ich hoffe, werden Sie dieses Anerbieten nicht zurückweisen. Als Ihr juristischer Beistand — und ich darf hinzusetzen,

als Ihr aufrichtiger Freund — rate ich Ihnen dringend, die Pension, so klein sie ist, anzunehmen. Etwas ist besser als nichts. Das Testament umzustoßen halte ich für unmöglich; bei ruhiger Ueberlegung werden Sie das einsehen.

„Zum Schluß erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sir Hugos Anwalt die Rückzahlung der Gelder, die Sie seit dem Tode Ihres Herrn Gemahls dem Vermögen entnommen haben, nicht beansprucht, da ich ihm mitteilte, daß die von Ihnen verbrauchte Summe unerheblich sei. Ich wies darauf hin, daß Sie sehr zurückgezogen gelebt und in Ihrem Haushalte keine nennenswerten Veränderungen getroffen hätten. Lassen Sie sich also von den Herren Testamentsvollstreckern die zur Zahlung der Miete, des Dienstbotenlohnes u. s. w. erforderliche Summe auszahlen.

„In betreff aller übrigen Fragen verweise ich Sie auf Herrn Reed, den Ueberbringer dieses Briefes. Wir haben in einer längeren Unterredung uns über alle Punkte geeinigt. Herr Reed interessiert sich lebhaft für Sie; er ist ein praktischer, umsichtiger Mann und sein sachverständiger Rat kann Ihnen daher von großem Werte sein.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener F. Wall."

Diesen inhaltsreichen Brief händigte Tom seiner viel geprüften Freundin ein, welche ihn mit der ihr eigenen Ruhe und Aufmerksamkeit las. Kein Zug ihres schönen Gesichtes verriet ihre innere Bewegung. Doch entging es dem guten, lebhaft mitempfindenden Tom nicht, daß sie sehr bleich aussah und daß ihre Augen vom Weinen gerötet waren. Als sie den Brief gelesen hatte, schaute sie Tom an und sagte, indem sie den Versuch machte, zu lächeln: „Es ist vorbei! Mir bleibt nichts übrig, als mich aus der Welt zurückzuziehen und in die Wüste zu gehen!"

„Weiß Gott, es gibt kein verruchteres Test . . ."

„Still! still! guter Freund," rief Frau Travers. „Regen Sie mich nicht auf. Es ist mir schwer genug geworden, meiner leidenschaftlichen Entrüstung Zaum und Zügel anzulegen."

„Nun gut. Ich werde lammartig, sanft und nachgiebig sein," versprach er. „Ich erwarte von Ihnen das nämliche. Wall hat mich mit einigen Aufträgen belastet, die ich möglichst schnell abschütteln möchte."

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr. Sprechen Sie unverblümt, doch will ich Ihnen im voraus sagen, daß ich den

dringenden Wunsch hege, diese Villa, die ich leider nicht mehr als meine rechtmäßige Wohnung betrachten darf, baldmöglichst zu verlassen. Vermutlich stimmt dieser Entschluß mit Herrn Walls Wünschen überein."

„Erraten! Erraten!" rief Reed hocherfreut, als er bemerkte, daß Käthe gesonnen war, ihm seine peinliche Aufgabe durch ein bereitwilliges Eingehen auf seine Gedanken zu erleichtern. „Das war der erste Punkt, den ich mit Ihnen besprechen sollte. Je eher Sie ausziehen, desto besser ist es. Ich soll Ihnen nämlich sagen, daß Sir Hugo Galbraiths Anwalt ermächtigt ist, Ihnen — — die — die Witwenpension, oder das Gehalt, oder, wie Sie es nennen — für das nächste Vierteljahr pränumerando auszuzahlen, wenn Sie diese Villa sofort räumen." Tom Reed hatte mit stockender Stimme gesprochen; das Wort „Witwenpension" schien ihm namentlich große Schwierigkeiten bereitet zu haben.

Ein Blick der Entrüstung flammte aus dem Auge der jungen Frau. „Befürchtet man etwa," rief sie, „daß ich mich weigern werde, ein Haus zu verlassen, das mein werter Herr Vetter, solange die Fälschung des Testaments noch nicht erwiesen ist, mit Fug und Recht jederzeit in Beschlag nehmen kann? Es bedarf keines Geldversprechens, um mich an meine Pflicht zu mahnen! Ich ziehe sofort aus! Im übrigen betone ich noch einmal, daß ich keinen Pfennig von meinem Feinde annehme."

„Ihre Weigerung ist begreiflich, liebe Freundin, aber unvernünftig," sagte Tom, der — da ihm von Herrn Wall ausdrücklich eingeschärft worden war, all seinen Takt und seine Ueberredungskunst aufzuwenden, um die hartnäckige, eigenwillige Frau zur Annahme der Pension zu bewegen — in Form einer kleinen gut durchdachten Rede, die Vorteile des Vorschlags von allen Seiten beleuchtete.

Käthe Travers lieh ihm ein aufmerksames Ohr und ließ ihn ruhig ausreden, ohne ihn zu unterbrechen. Als er sein Thema erschöpft hatte, entgegnete sie mit leisem, aber entschiedenem Tone: „Geben Sie sich keine Mühe, Tom, mich zu beeinflussen. Mein Entschluß steht fest, unverrückbar fest! Hätte ich Kinder, so würde ich vielleicht anders handeln, aber so soll selbst die bitterste Not mich nicht zwingen, Sir Hugos Gnadengeld anzurühren."

„Die arme Fanny! So wird sie wiederum heimatlos!" rief Tom in dem Tone der höchsten Besorgnis. Fast unwillkürlich war ihm dieser Ausruf entfahren.

„Das wird sie nicht!“ beteuerte Käthe. „Ich trenne mich nicht von Fanny. Mein Herz hängt an diesem liebenswürdigen, unselbständigen Kinde, dessen treues Mitempfinden mir so ungemein wohlthut! Auch die gute Frau Mills soll bei mir bleiben. Ich habe einen Plan, den ich Ihnen mitteilen werde, sobald er reif ist.“

* * *

Wenige Tage nach diesem Gespräch besuchte Tom Reed Frau Travers und seine Cousine in ihrer neuen Wohnung. Dieselbe lag in einer sehr engen Straße in einem der billigsten Stadtteile Londons. Ein wehmütiges Gefühl ergriff ihn, als er das niedrige Wohnzimmer der beiden Damen betrat. Welch ein großer Unterschied bestand zwischen diesem Raume und den hohen, luftigen, sonnigen Sälen der Villa zu Hampton! Um so freudiger überraschte es ihn, daß Frau Travers und Fanny ungleich heiterer und wohler aussahen, als bei seinem letzten Besuch. Sie hatten sich offenbar mit ihrer veränderten Lage ausgesöhnt, während dagegen die alte Frau Mills mit dem Schicksal haderte, das ihrer Herrin so übel mitgespielt hatte, und mit finsterem Ausdruck, gleich der verkörperten teuren Zeit, ein und aus ging, um den Theetisch zu decken und die Lampe anzuzünden, die ihre milden Strahlen gar bald auf ein einfaches aber einladendes Mahl warf, dessen größte Leckerbissen aus einigen Schnitten kalten Fleisches und einer Portion Wasserkresse bestanden.

Nach dem Abendessen sagte Frau Travers: „So, jetzt soll wiederum nach altgewohnter Sitte ein Familienkongreß abgehalten werden. Ich will euch meine Entwürfe vorlegen und eure Ratschläge entgegennehmen. Zuerst gedenke ich, euch meine Schmuckgegenstände zu zeigen, und ihr sollt mir helfen, sie zu taxieren, denn ich möchte sie gern versilbern.“

„O Tom!“ rief Fanny, sobald Frau Travers das Zimmer verlassen hatte, um ihre Juwelen zu holen. „Ich flehe dich an, dulde es nicht, daß sie mich fortschickt. Der Gedanke, vielleicht wieder unter wildfremden Menschen leben zu müssen, schnürt mir das Herz zu. Ich weiß, daß ich selbstsüchtig und schwach bin und daß ich eigentlich aus freiem Antriebe erklären müßte, ich werde mir fortan mein Brot selbst erwerben, um meiner lieben, engelsguten Käthe nicht zur Last zu fallen. Aber Gott weiß es, Tom! ich kann es nicht, ich bin nicht stark genug; wahrhaftig nicht! Lieber, süßer Tom, hilf mir! . . .“

Die Stimme versagte ihr, Thränen traten ihr in die

Augen. Der gute Tom biß sich auf die Lippe; denn er fühlte, daß ihm das Herz auf der Zunge saß. Liebevoll nahm er Fannys beide Hände in die seinigen und sah mit seinen freundlichen braunen Augen das arme Kind mit einem Blick an, aus dem nicht nur das aufrichtigste Mitleid, sondern auch ein tieferes Gefühl hervorleuchtete. „Gräme dich nicht, Herzenscousinchen!“ rief er mit so leidenschaftlicher Innigkeit, daß Fanny, betroffen über den ungewohnten Ton seiner Stimme, erschrocken zu ihm aufschaute. „Frau Travers schickt dich nicht fort; ich weiß es. Und wenn sie es dennoch thun sollte, so — so kommst du zu mir und führst mir meinen Haushalt. Nicht wahr, mein Engel?“ Er beugte sich zu ihr hinab und küßte ihre kleine, zitternde Hand.

„O Tom!“ rief Fanny hoch errötend, als ihr der Sinn dieser Worte klar ward. „Das ist Thorheit!“

„Allerdings wäre es thöricht, wollte ich dich schon jetzt zu einem solchen Schritte überreden,“ sagte Tom, sichtlich befriedigt von dem Eindruck, den sein Vorschlag auf Fanny gemacht hatte, „aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Ich werde hoffentlich nicht immer ein Hans Habenichts sein — und sobald . . .“

Die Thüre that sich auf und Frau Travers trat ins Zimmer. „Hier ist meine ganze irdische Habe!“ rief sie, mehrere Lederetuis auf den Tisch stellend.

„Die Prüfung beginnt und das Schmieden eines Zukunftsplanes ebenfalls!“ rief Tom munter. „Komm, Fanny, setze dich an meine Seite. Weshalb rückst du so weit von mir fort? Du fürchtest dich doch nicht etwa vor mir?“

„Sei vernünftig, Tom,“ bat Fanny, auf deren Wangen ein verräterisches Rot lag.

„Ich bin die personifizierte Vernunft!“ beruhigte sie Tom. „Was ist in diesem Etui?“ fragte er, eine Kennermiene annehmend. „Ein Brillantencollier! Beim Himmel! Das ist eine Augenweide! Sieh nur, Fanny, wie diese Sterne funkeln und blitzen!“

„O wie entzückend! Warum hast du es mir nie gezeigt? Es wäre jammerschade, wenn du es fortgeben wolltest,“ rief Fanny.

„Dies sind die Ohrringe, die dazu gehören,“ sagte Frau Travers. „Mein lieber, seliger Mann schenkte mir diesen Schmuck, weil er in einer Soiree bemerkt hatte, daß ich in unserer Bekanntschaft die einzige Dame war, die keine Brillanten trug. Das Halsband kostete hundertundfünfzig Guineen und die Ohrringe hundert.“

„Schreib das nieder, Fanny, dann können wir es besser berechnen," sagte Tom. „Bemühe dich, daß die Ziffern recht deutlich werden. Was kommt jetzt?"

„Zwei Armbänder aus Rubinen, Diamanten und Smaragden. Richard zahlte für das eine siebzig Pfund; wieviel er für das andere gab, weiß ich nicht."

„Sie sind sehr geschmackvoll, ihren Wert zu beurteilen, vermag ich jedoch nicht," bekannte Tom. In dieser Weise wurden auch die übrigen Schmucksachen, aus Armbändern, Halsketten, Ringen, Medaillons, Ohrringen und mit Diamanten besetzten Haarnadeln bestehend, einer Prüfung unterworfen. Frau Travers vermochte nur von den wenigsten anzugeben, was sie gekostet hatten; der Rest wurde, so gut sie es konnten, taxiert. Als Fanny die von ihr verzeichneten Zahlen zusammenzählte, ergab sich eine Gesamtsumme von sechshundertfünfunddreißig Pfund (zwölftausendsiebenhundert Mark).

„Ein kleines, anständiges Kapital, wenn Sie es nur versilbern könnten!" rief Tom, „doch ich fürchte, das wird uns nicht glücken. Vielleicht wäre es am vorteilhaftesten, Sie böten dies Perlengeschmeide und jene Edelsteine einem zuverlässigen Juwelier an; die Brillanten übernimmt hoffentlich irgend ein reicher Privatmann. Wenn ich nur einen etwas größeren Bekanntenkreis hätte. Ich will jedoch mein möglichstes thun, um einen gut zahlenden Käufer aufzutreiben. Sie werden jedoch sehen, daß das ein schwieriges Unternehmen ist. Ich hoffe immer noch, daß Sie sich bereden lassen, Sir Hugos Anerbieten in Erwägung zu ziehen."

„Nimmermehr und wenn ich nur fünfundzwanzig Pfund Sterling für sämtliche Schmucksachen erhalte," entgegnete Frau Travers mit Entschiedenheit. „Ich will nichts mehr von Sir Hugo und seinem Gelde hören! Merken Sie sich das."

„Zu Befehl!" scherzte Tom lachend. „Aber was gedenken Sie zu beginnen, falls es Ihnen gelingen sollte, eine entsprechende Summe für Ihre Schmucksachen zu erhalten? Sie behaupteten vorhin, Sie hätten einen Plan entworfen."

„Ja, das habe ich gethan," antwortete Käthe, ihr Notizbuch aufschlagend und eine Zeitungsanzeige herausnehmend.

Tom las dieselbe: „Ein altes solides Geschäft (Tapisserie- und Schreibmaterialienhandlung), das inmitten eines unweit London gelegenen, stark besuchten Badeortes liegt und sich einer ausgebreiteten, bewährten Stadt- und Landkundschaft erfreut, soll wegen Todesfalls billig verkauft werden. Der Mietkontrakt des Hauses, in dem das Geschäft betrieben wird, läuft

erst nach sieben Jahren ab. Laden und Wohnung sind geräumig und befinden sich in gutem Zustande. Offerten sind zu richten an: O. G. Hook & Cie. London. C. Size Lane."

„Was in aller Welt hat diese Anzeige mit Ihrem Plane zu schaffen?" fragte Tom, das Blatt verwundert betrachtend.

„O, sehr viel, mein Herr!" entgegnete Frau Travers ruhig. „Sollte sich nach genauen Erkundigungen herausstellen, daß dies Geschäft auf einer wirklich soliden Basis ruht und der Preis mir nicht zu hoch ist, so werde ich es kaufen."

„Du willst einen Laden halten, Käthe? Du?" rief Fanny bestürzt.

Tom runzelte die Stirn. „Eine so widersinnige Idee hätte ich Ihnen wahrlich nicht zugetraut, Frau Travers," sagte er hitzig, „aber freilich steht dieselbe im Einklang mit Ihrer unvernünftigen Weigerung, ein Ihnen rechtmäßig zukommendes Gehalt anzunehmen. Was würde der alte Travers sagen, wenn er aus seinem Grabe blickte und seinen Namen über der Thüre eines elenden Tapisserieladens endeckte? Respektieren Sie so die Wünsche des Verstorbenen?"

„Sein Name soll nicht über einem Laden stehen, lieber Tom," entgegnete Frau Travers begütigend. „Bitte, ereifern Sie sich nicht eher, als bis ich Ihnen meinen Plan genau auseinandergesetzt habe. Ich handle nicht unüberlegt. Daß ich mich irgend einem Erwerbe zuwenden muß, steht fest. Es fragt sich nur, was soll ich werden? Uns Frauen stehen nur zwei Wege offen: das Lehrfach, oder der Detailhandel. Die traurige Zwitterstellung einer Gesellschafterin ziehe ich gar nicht in Frage. Werde ich Gouvernante, so müssen Fanny und ich uns trennen — und auch die gute alte Frau Mills wird heimatlos. Um eine Schule zu gründen, fehlt mir der Mut. Wieviel gehört dazu, eine solche Anstalt ins Leben zu rufen! Ohne Konnexionen ist es fast unmöglich. Als Inhaberin eines kleinen Ladens kann ich mir jedoch ein behagliches Heim einrichten, kann Fanny und Frau Mills bei mir behalten und bin nicht abhängig von den Launen fremder Leute. Die ersten Schritte habe ich bereits gethan und erwarte nun mit Spannung einen Brief, der mir nähere Auskunft über das Geschäft bringt. Ich habe mich schon ganz in den Gedanken hineingelebt. Glauben Sie mir, Tom, ich werde mit Lust und Liebe den neuen Beruf ergreifen."

„Schöner Beruf!" rief Tom verächtlich. „Ich bitte Sie, Frau Travers, diesen hirnverbrannten Gedanken — entschuldigen Sie — aber das ist der einzige passende Ausdruck, der mir ein-

fällt — aufzugeben. Sie würden nicht nur Ihr Geld, sondern auch Ihre gesellschaftliche Stellung einbüßen. Auch kann ich es nicht zugeben, daß Fanny hinter einem Ladentisch steht und Wolle aussucht. Fühlen Sie denn nicht, wie entwürdigend das sein würde?"

„Nein, das fühle ich nicht. Im Gegenteil, ich wundere mich in hohem Grade, so engherzige Ansichten bei einem Manne zu finden, dessen schönste Lebensaufgabe es sein sollte, den Schutt schädlicher Vorurteile forträumen zu helfen. Haben Sie nicht vor kurzem einen Artikel geschrieben, der uns lehrte, daß redliche Arbeit, gleichviel in welcher Gestalt sie auftritt, dem Menschen einen gültigeren Adelsbrief gibt, als vornehme Geburt? — Und nun ich Ihre Lehren befolgen will, schelten Sie mich? Uebrigens will ich meine Absicht auch nicht an die große Glocke hängen. Im Gegenteil, ich will mich ganz unbemerkt in meinen neuerwählten Zufluchtsort begeben und dort unausgesetzt auf der Lauer liegen und nach einem Anhaltspunkt zur Umstoßung des gefälschten Testamentes spähen."

„Das wird eine vergebliche Mühe sein, fürchte ich," sagte Tom, den Kopf schüttelnd. Abermals bot er seine Beredsamkeit auf, Frau Travers von ihrem Plane abzubringen; es gelang ihm nicht. In der Hoffnung, daß sie bei längerer Ueberlegung das abenteuerliche Projekt fahren lassen werde, verabschiedete er sich von den beiden Damen.

„Noch eins, Tom," sagte Käthe, als sie sah, daß er sich zum Fortgehen anschickte. „Sie geben mir Ihr Wort darauf, keinem Menschen meine Absichten zu verraten, auch nicht Herrn Wall oder Herrn Ford."

„Sie können auf meine Verschwiegenheit bauen, Frau Travers. Ich nehme so wie so an, daß Sie über Nacht zur Einsicht kommen. Apropos — Ford besuchte mich heute. Der arme Kerl sah verzweifelt elend aus. Er bat mich um Ihre Adresse, doch habe ich sie ihm nicht gegeben, weil ich nicht wußte, ob es Ihnen recht sei. Er erzählte mir, daß Gervais die Exekutorschaft abgelehnt habe."

„So liegt die Ausführung der testamentarischen Bestimmungen in Sir Hugos Hand!" rief Frau Travers. „Die Zeit — und nur sie allein — vermag dieses rätselhafte Gewebe zu entwirren. Gute Nacht, Tom! Haben Sie noch ein Weilchen Geduld mit mir und meinen Schrullen."

„Gute Nacht, Fanny!" sagte Tom, seiner Cousine die Hand drückend. Allein die kleine, boshafte Hexe rief: „Au! Du böser Mensch. — Du zerdrückst mir ja die Knochen," worauf Frau Travers lachte und Tom verschwand.

„Sage mir aufrichtig, Fanny," bat Frau Travers, als die beiden Damen allein waren, „würde es dir sehr schwer werden, im Verein mit mir ein Tapisseriegeschäft zu betreiben?"

„Sehr angenehm ist mir der Gedanke nicht, hinter einem Ladentisch zu stehen," gestand Fanny. „Ich würde vor Scham nicht wissen, was ich thun sollte, wenn unsere alten Bekannten, zum Beispiel deine Nachbarin, die allergnädigste Frau Baronin Danby, in unseren Laden gerauscht käme, um ein Bind Wolle zu kaufen, und ich müßte sie dann ganz unterthänig bedienen! Doch ist die Möglichkeit, mich von dir trennen zu müssen, mir noch weit schmerzlicher. Ich will allen Standesvorurteilen trotzen — ja, ich bin sogar erbötig, mit Knochen und Lumpen zu handeln, wenn du mir versprichst, mich bei dir zu behalten." Bei diesen Worten schlang das warmherzige Mädchen ihre Arme um den Hals der geliebten Freundin und küßte sie.

Zehntes Kapitel.

Die Antwort, die Käthe auf ihre Anfrage in betreff der Tapisseriehandlung erhielt, lautete im allgemeinen günstig. Das Geschäft ward als ein sehr lukratives gerühmt. Sein Ertrag hatte ausgereicht, die verstorbene Besitzerin samt ihrem kränklichen Gatten und ihrer Tochter zu ernähren. Die letztere war zur Zeit verheiratet und wollte, da sie sich in guten Verhältnissen befand, das Geschäft nicht fortsetzen. Sie wünschte es baldmöglichst zu verkaufen, um von dem Gelde ihrem alten Vater eine Lebensrente zu verschaffen. Ihre Forderung belief sich auf vierhundert Pfund Sterling. Leider war es Käthe trotz wiederholter Bemühungen noch nicht gelungen, ihre Juwelen preiswürdig zu versilbern. Sie konnte daher noch nicht über ein auch nur annähernd genügendes Kapital verfügen und so war es immerhin möglich, daß sie durch die Umstände gezwungen wurde, ihren Plan aufzugeben. Tom hoffte es wenigstens. Fanny hatte sich dagegen mit der Ladenidee völlig ausgesöhnt und war heiterer und rosiger als je.

Käthes Gedanken waren jedoch nicht ausschließlich ihren eigenen Interessen zugewandt. Das Bewußtsein, daß sie die Verpflichtung übernommen hatte, der Tochter des alten Gregory bei dem Wiederaufbau ihrer Schule auch fernerhin hilfreiche Hand zu leisten, lag ihr schwer auf der Seele. Sie besuchte Herrn Wall, um ihn zu bitten, er möge Sir Hugos

Aufmerksamkeit auf die Anstalt lenken und ihn ersuchen, den Hinterbliebenen des Buchhalters, der sich um die Firma Travers & Cie. so große Verdienste erworben habe, eine Unterstützung zuzuwenden. Der Jurist empfing seine Klientin mit kalter Höflichkeit; er grollte der jungen, eigenwilligen Frau, die allen seinen Vernunftgründen unzugänglich gewesen war, und schlug ihr die Bitte rund ab. Er sei gern bereit, erklärte er, sich an Sir Hugo zu wenden, falls sie sich entschlossen habe, die bisher ausgeschlagene Pension anzunehmen. Bittgesuche für fremde Leute einzureichen, sei jedoch seines Amtes nicht. Sie möge sich an Herrn Ford wenden.

„An Herrn Ford?" fragte Frau Travers. „Ich dachte, er sei entlassen, da das Geschäft aufgelöst wird."

„Noch nicht," entgegnete Herr Wall. „Fords Hilfe ist bei der Auflösung und Abwickelung des Geschäftes nicht zu entbehren. Ich vermute, Sir Hugo Galbraith wird ihm das ihm ursprünglich zugedachte Legat von fünfhundert Pfund Sterling auszahlen lassen. Daß er klug genug ist, dieselben dankend anzunehmen, bezweifle ich nicht."

„Nun gut, so werde ich mich an ihn wenden," sagte Frau Travers beim Scheiden. „Leben Sie wohl, Herr Wall, und haben Sie Dank für Ihre große Güte."

„Ich wollte, ich hätte Ihnen helfen können, Ihr Leben möglichst sorgenfrei zu gestalten; aber hartnäckigen Leuten ist schwer zu raten. Was gedenken Sie zu thun?"

„Meine Entschlüsse sind noch sehr schwankend. Jedenfalls bleibe ich nicht in London."

Frau Travers ging sodann zu Frau Bell. Diese hatte noch nichts von dem ungünstigen Testament gehört. Als sie das Haus betrat, kam ihr eine Schar kleiner Mädchen entgegen, die sich mit ihren Schultaschen über dem Arm oder ihrem Ränzel auf dem Rücken auf den Heimweg begaben. Leben und Bewegung herrschte in den vor kurzem noch verödeten Räumen. Frau Bell und ihre Tochter sahen glücklich und befriedigt aus.

Käthe teilte ihnen ihre Erlebnisse mit. Frau Bell erschrak heftig über diese unerwartete Nachricht. „O du gerechter Gott!" rief sie, „man sollte es kaum glauben, daß einem so plötzlich ein rechtmäßig ererbtes Vermögen entzogen werden könnte! Ist es denn unmöglich, daß Sie einen Einspruch erheben, kann das Gericht Ihnen nicht helfen?"

„Nein," entgegnete Käthe. „Ich habe nicht genug Anhaltspunkte, um einen Prozeß anzufangen. Aber vielleicht können Sie mir auf die Spur helfen. Hat Ihnen Ihr ver-

storbener Vater jemals erzählt, daß er für Herrn Travers ein Testament aufgesetzt habe?"

„Ja, ja, er hat mit mir davon gesprochen; nur weiß ich nicht mehr genau, wie die Sache war. Ich habe ein schlechtes Gedächtnis in solchen Dingen. Ich erinnere mich, daß mein Vater zu meinem Bruder sagte, er erwarte eine Gehaltszulage, da er seinem Prinzipal bei einer Arbeit geholfen habe, von der niemand etwas wisse, nicht einmal Herr Ford."

„Glauben Sie, daß Ihr Bruder mir eine genauere Auskunft geben könnte?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht," sagte die kleine Frau. „Ich bedaure lebhaft, daß ich nicht besser aufgemerkt habe."

„Wann kommt Ihr Bruder zurück?"

„Das ist noch ungewiß. Eigentlich glaubten wir, daß wir ihn schon in der nächsten Woche erwarten dürften; doch hat meine Schwägerin gestern einen Brief von ihm erhalten, in dem er ihr anzeigt, daß er den Auftrag bekommen habe, Reis von New-York nach Indien zu bringen, und daher seine Heimfahrt noch ins ungewisse hinausschieben müsse. Ein Kapitän kann niemals feste Pläne machen."

„Mir liegt viel daran, ihn zu sprechen," erwiderte Käthe mit Nachdruck. „Wollen Sie mir Bescheid sagen, sobald er kommt?"

„Gewiß, Frau Travers, Sie können sich darauf verlassen," versicherte Frau Bell.

Käthe teilte ihr nunmehr mit, daß sie die Absicht habe, sich in ihrem Interesse an Sir Hugo Galbraith zu wenden, und fügte hinzu, daß Tom Reed alle an sie gerichteten Briefe besorgen werde. Sodann begab sie sich auf den Heimweg. Fanny und Tom erwarteten sie in ihrem engen Daheim.

„Nun, Tom," sagte Frau Travers, als sie Hut und Mantel abgelegt und sich von ihrem langen Weg ermüdet, in die Sofaecke gesetzt hatte. „Ich sehe es Ihrem Gesichte an, daß Sie mir etwas Angenehmes mitzuteilen haben. Heraus mit der Sprache!"

„Ich glaube einen Käufer für Ihre Brillanten gefunden zu haben," sagte Tom schmunzelnd. „Gewiß ist die Sache noch nicht, aber doch möglich. Ein reicher Freund unseres Redacteurs, ein rechter Gigacks, der zum erstenmal in seinem Leben London sieht und hier versucht, sein Geld möglichst schnell an den Mann zu bringen, möchte seiner Braut ein wertvolles Geschenk machen. Ich hörte ihn gestern Renington, unseren Chef fragen, wieviel wohl ein wirklich fashionabler Schmuck kosten könne.

Renington sagte leichthin: Achthundert oder tausend Pfund, was unseren jungen Kleinstädter durchaus nicht einzuschüchtern schien; da ergriff ich schnell die gute Gelegenheit beim Schopf und sagte, ich könnte ihm zu einem wahren Prachtschmuck verhelfen, der nur vierhundert Pfund koste und in einer der ersten Juwelenhandlungen Londons gekauft sei."

„Wie gut Sie sind, Tom!" rief Frau Travers hoch erfreut. „Sie haben wahrlich offene Augen und Ohren!"

„Wir wollen nicht zu früh triumphieren," meinte Tom. „Der Kauf ist noch nicht abgeschlossen."

„Das weiß ich," entgegnete Käthe. „Hier, Fanny, ist der Schlüssel zu meinem Koffer. Hole mir die drei Maroquinetuis, die in dem untersten Einsatz liegen." Als Fanny das Zimmer verlassen hatte, fuhr sie fort: „Finden Sie nicht auch, Tom, daß Ihre kleine Cousine jetzt hübscher und blühender ist, als je zuvor? Ihre unverwüstliche Heiterkeit bringt Sonnenschein in mein Leben und ich bitte Sie freundlich, Tom, sie mir nicht abspenstig zu machen, wenn ich wirklich meinen Plan ausführe und das Geschäft übernehme."

„Sie wird mich schwerlich um Rat fragen," meinte Tom schmunzelnd. „Augenblicklich habe ich noch kein Recht, ein Veto einzulegen, wenn sie darauf besteht, hinter einem Ladentisch stehen zu wollen. Doch ist es sehr wohl möglich, daß ich dermaleinst den Versuch machen werde, sie zur Annahme einer anderen Stelle zu bewegen." Er lächelte bedeutungsvoll; Frau Travers verstand seine Anspielung und drückte ihm warm die Hand. „Uebrigens," fuhr er lebhaft fort, „fange ich an einzusehen, daß Ihre Ladenidee doch nicht so unvernünftig ist, als ich zuerst dachte. Ich glaube allerdings, daß Sie auf diese Weise sich ein wohnliches Daheim werden gründen können; nur fürchte ich, wird Ihnen Ihre Geschäftsunkenntnis große Schwierigkeiten bereiten."

„O, ich werde mich schon hinein arbeiten," entgegnete Käthe. „In dieser Beziehung mache ich mir keine Sorgen."

Fanny kehrte zurück. Die Brillanten wurden noch einmal bewundert, dann verschwanden sie in Toms Rocktaschen.

* * *

Als der junge Mann fortgegangen war, setzte sich Frau Travers an ihren Schreibtisch, um an Ford zu schreiben und ihn zu bitten, Frau Bells Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Dieser Brief war ihr nicht leicht, denn ein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen Ford erfüllte sie, ein Mißtrauen,

das ihr ungerecht vorkam und das sich doch jedesmal Bahn brach, sobald sie an ihn dachte. Sie schämte sich ihrer argwöhnischen Gedanken und war doch nicht imstande, sie zu verscheuchen. Gleich dunklen Nebelbildern tauchten sie immer aufs neue in ihrem Gemüte auf und beunruhigten und quälten sie, so oft Fords Gestalt vor ihr geistiges Auge trat.

Natürlich sandte er ihr umgehend eine Antwort auf ihren Brief. Er schrieb ihr, zur Erledigung der von ihr angeregten Angelegenheit sei eine mündliche Beratung unumgänglich erforderlich, und er werde sich daher die Freiheit nehmen, ihr einen Besuch zu machen.

Frau Travers erschrak heftig, als sie Ford erblickte. Er schien seit ihrem letzten Gespräch um zehn Jahre gealtert zu sein. Sein Haar war ergraut, seine Wangen eingefallen, seine Haltung gebeugt, sein Antlitz gespenstisch bleich.

„Wie ich sehe, sind Sie noch immer leidend, Herr Ford," sagte Käthe mit aufrichtigem Mitleid, als sie ihm die Hand zum Willkommen bot.

„Ja, ich bin krank," entgegnete er seufzend. „Ich habe keine Zeit gefunden, mich kurieren zu lassen; das Geschäft nahm mich unausgesetzt in Anspruch. Und wenn ich auch mehr Muße gehabt hätte, ich würde mich doch nicht erholt haben. Der Gedanke an Ihre Lage verzehrt mich." Mit unruhig scheuem Blick musterte er das Zimmer, dann fuhr er fort: „Sie hier in diesen ärmlichen Räumen wiederzusehen — das — das ist mehr, als ich zu ertragen vermag." Seine Stimme versagte ihm; erschöpft sank er auf den ihm zunächst stehenden Stuhl.

„O, Herr Ford — wie bleich Sie aussehen!" rief die gute Fanny, deren leicht erregbares Herz durch den Anblick seiner körperlichen Schwäche in eine mitleidsvolle Stimmung gegen den ihr sonst so unsympathischen Mann versetzt ward. „Ich will Ihnen schnell ein Glas Wein oder etwas Brandy mit Wasser holen."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht. Es ist nur eine vorübergehende Ohnmachtsanwandlung," sagte Ford. „Ich habe in letzter Zeit häufig unter plötzlich eintretender heftiger Erschlaffung zu leiden gehabt. Sie, liebe Frau Travers, scheinen Ihr schweres Geschick dagegen mit staunenswerter Leichtigkeit zu tragen. Sie sehen ungemein wohl aus."

„Ich kann mit meiner Gesundheit zufrieden sein," lautete ihre Antwort. „Auch habe ich die Hoffnung auf eine günstige Wendung meiner Lage keineswegs aufgegeben."

„Darf ich fragen, was Sie zu thun gedenken? Werden Sie hier bleiben oder . . ."

„Meine Pläne sind noch unreif," entgegnete Frau Travers, einer bestimmten Antwort vorsichtig ausweichend. „Erst dann werde ich eine Entscheidung treffen, wenn es Herrn Reed gelungen ist, einige finanzielle Angelegenheiten für mich zu ordnen. Ich werde wahrscheinlich zuerst nach Deutschland oder Frankreich gehen."

„Sie gedenken England zu verlassen?" rief er schmerzbewegt und räusperte sich dann einigemale und fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht. Frau Travers, welche seine Art und Weise kannte, fühlte, daß er die Absicht hatte, das Gespräch auf ein Thema zu lenken, das ihr sehr unangenehm war. Sie irrte sich nicht; denn er fuhr alsobald mit einem leisen Beben in der Stimme fort: „Der Gedanke, daß Sie wertvolles Geschmeide besitzen, war mir ein kleiner Trost, als ich vernahm, daß Sie die Villa verlassen hatten. Sollten Sie dieselben zu verkaufen beabsichtigen, so bin ich erbötig, Ihnen dabei nach besten Kräften behilflich zu sein. Ich selbst habe damals die betreffenden Rechnungen bezahlt und weiß daher, was Ihre Brillanten gekostet haben."

Käthe errötete heftig. „O, über diesen zudringlichen Menschen!" dachte sie, „ist es denn unmöglich, ihm klar zu machen, daß ich seiner Dienste zur Erledigung meiner persönlichen Angelegenheiten nicht bedarf?" Sie bezwang jedoch ihren Unwillen und antwortete freundlich: „Sie sind sehr gütig, Herr Ford; — Herr Reed hat mir bereits seine Hilfe zugesagt. Ich werde Ihre stark besetzte Zeit nicht in Anspruch nehmen. Sie scheinen ohnehin überbürdet zu sein."

Ford schlug die Augen nieder und trocknete sich die Stirne. „Da ich mehrere notwendige Briefe zu schreiben hatte, so schleppte ich meinen müden Körper gestern zum Comptoir," sagte er. „Dort fand ich Sir Hugo Galbraith. Ich muß gestehen, daß dieser Herr keinen angenehmen Eindruck auf mich machte. Er ist kalt, hochmütig und selbstbewußt. Freilich behandelte er mich durchaus nicht unhöflich; allein ich fühlte doch, daß er das gesamte Comptoirpersonal als Menschen betrachtet, die tief unter ihm stehen. Selbst wenn das Geschäft nicht aufgelöst werden sollte, so werde ich unter jeder Bedingung meine Stellung aufgeben."

„Wird die alte Firma erlöschen?" fragte Käthe mit reger Teilnahme.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Herrn Gervais' Weige-

rung, als Testamentsvollstrecker zu fungieren, hat Sir Hugo offenbar verdrossen und die rasche Ausführung seiner Entschlüsse vereitelt. Ihr Gesuch, Frau Bells Schule zu berücksichtigen, habe ich Sir Hugo vorgetragen, so schwer es mir wurde. Er nahm dasselbe freundlich auf und versprach mir, es mit seinem Rechtsbeistande zu prüfen. Dann lenkte er das Gespräch auf mich — und sagte mir einige anerkennende Worte über meine Pflichttreue und meinen Fleiß." Er hielt inne und fügte dann mit fieberhafter Hast hinzu: „Dieses Lob söhnt mich jedoch nicht mit der bedeutsamen Veränderung aus, die das zweite Testament bewirkt hat. Sir Hugo an dem Platze schalten und walten zu sehen, der Ihnen gebührt — o, das ist eine Qual, die sich stündlich steigert!" Abermals preßte Ford sein Taschentuch auf die Stirn.

„Sir Hugo wird Ihre Interessen in demselben Maße berücksichtigen, wie ich es gethan haben würde," erwiderte Käthe, umsonst nach einem Worte suchend, das die Kraft hatte, die krankhafte Erregung des Prokuristen zu beschwichtigen.

„Ich denke nicht an meine eigenen Interessen," gab er zurück — ich denke nur . . ." Er vollendete den Satz nicht. Eine peinliche Pause trat ein; plötzlich sagte er, einen kühnen Entschluß fassend, zu Fanny gewandt: „Ich habe einige Worte mit Frau Travers zu reden. Würden Sie wohl die Güte haben und uns einen Augenblick allein lassen?"

„Sehr gern," antwortete Fanny, sich erhebend.

„Aber Herr Ford, ich habe keine Geheimnisse vor Fräulein Lee," protestierte Frau Travers.

„Nichtsdestoweniger werden Sie mir die Gunst, Sie ohne Zeugen zu sprechen, nicht versagen. Ich werde Sie nicht lange aufhalten," sagte Ford, die Stirn runzelnd, denn es schmerzte ihn, daß Käthe ihm gegenüber ihre Freundin nicht Fanny, sondern Fräulein Lee nannte.

„Wie Sie wünschen," erwiderte Frau Travers und Fanny verließ das Zimmer. Dann trat eine beklemmende Stille ein. Ford ergriff endlich das Wort, ohne jedoch seine Stimme so beherrschen zu können, daß sie nichts von dem in seiner Brust auf und nieder wogenden Tumult verriet. „Meine teure Frau Travers," begann er, „mein Kopf schmerzt so heftig, daß es mir schwerlich gelingen wird, Ihnen meine Gedanken klar auszusprechen. Seit der Auffindung jenes hassenswerten Testamentes habe ich weder Rast noch Ruhe gehabt. Ich bereue es stündlich, daß ich es nicht sofort vernichtet habe; dann wäre doch wenigstens alles beim alten geblieben, während jetzt Ihre

Armut mir wie ein steter Vorwurf vor Augen steht. Was habe ich erreicht? Ihr Unglück — und das Glück jenes hochnasigen, adelsstolzen, eigenmächtigen Junkers. O, vergeben Sie mir meine unbedachte That.“ Er faltete die Hände wie ein Flehender. Die Leidenschaft seiner Empfindung riß ihn mit sich fort, so daß er ungleich natürlicher und beweglicher sprach, als er es sonst zu thun pflegte.

Käthe erwiderte nicht ohne Rührung: „Sie irren sich, Herr Ford; ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Sie haben Ihre Pflicht gethan; Sie mußten so handeln.“ Sie sah ihn mit dem ihr eigenen wohlwollenden Blick an und setzte dann in ernstem Tone hinzu: „Ich bedaure Sie — ja, ich bedaure Sie von ganzem Herzen.“

Mit einer schnellen, unwillkürlichen Bewegung preßte der unglückliche Mann die Hand auf die Augen, als vermöge er ihren Blick nicht zu ertragen. Doch faßte er sich alsbald und sagte schnell: „Sie bedauern mich, Sie haben Mitleid mit meinem Elend — dann werden Sie mir eine kleine bescheidene Bitte nicht versagen.“

„Sprechen Sie, Herr Ford!“

„Sir Hugo Galbraith hat mir versprochen, daß er mir in Anerkennung meiner Verdienste um das Geschäft, das mir ursprünglich von meinem Prinzipal ausgesetzte Legat auszahlen lassen werde. Dies Geld gehört Ihnen. Sie müssen es nehmen. Ich rühre es nicht an. Bei allem, was mir heilig ist — ich brauche es nicht und will es nicht. Aber Sie — Sie dürfen es nicht ausschlagen; werden es nicht ausschlagen! O, sagen Sie ‚Ja‘.“ Seine Augen glühten; er sprang von seinem Stuhl auf und ergriff ihre Hand; sein Blut kochte; sie fühlte es an dem heißen Druck seiner krampfhaft zuckenden Finger. Sie war bewegt; doch entzog sie ihm ihre Hand.

„Ihr hochherziges Anerbieten weiß ich sehr wohl zu schätzen, Herr Ford, und ich danke Ihnen sehr dafür, allein ich kann es nicht annehmen. Wenn Sie sich erst wieder kräftiger und wohler fühlen, werden Sie zu der Erkenntnis kommen, daß ich von Ihrer freundlichen Gabe unter keiner Bedingung Gebrauch machen kann.“

„Zu der Erkenntnis werde ich nie kommen. Das Geld ist wertlos für mich. Ich bedarf wenig. Ich habe mir viel erspart und bin wohlhabender, als man denkt. Auch habe ich keine Familie, keine . . .“

„Ja, jetzt stehen Sie noch allein,“ bemerkte Frau Travers mit jenem gönnerhaft freundlichen Ton, der Ford jedesmal

zur Verzweiflung trieb, weil er ihn zwang, die Schranken zu respektieren, die er so gern niedergerissen hätte, „aber Sie sind noch jung genug, um sich einen eigenen Herd zu gründen, und sobald Sie das gethan haben, werden Sie sich freuen, Ihr kleines Vermögen nicht fortgegeben zu haben."

„Das wird nie geschehen," rief er, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend. „Für mich hat das Geld keinen Wert, wenn ich es nicht in Ihrem Dienst verwenden kann. Ich habe Sie geschädigt; ich bin das unglückselige Werkzeug gewesen, das Ihr Mißgeschick herbeigeführt hat. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einen Ersatz biete. Alles, was ich besitze, gehört Ihnen — mein ganzes Leben soll fortan Ihnen gewidmet sein."

„Mäßigen Sie sich, Herr Ford, sonst muß unsere Unterredung sofort ein Ende haben. Sie sind außer sich — Sie wissen nicht mehr, was Sie sagen. Ich kann und will derartige Worte nie wieder anhören."

„Ich bin nicht imstande, mich zu bezwingen," entgegnete Ford mit leidenschaftlich erregtem Ton. „Ich muß Ihnen sagen, was mein Herz bewegt; ich ertrage nicht länger diese Folterqualen der Ungewißheit. Warum stoßen Sie mich von sich, so oft ich mich Ihnen zu nähern suche? Es besteht kein Standesunterschied zwischen uns. Ja, als wir uns kennen lernten, stand ich höher als Sie. Meine Liebe zu Ihnen erwachte im ersten Augenblick unserer Bekanntschaft und ich nahm mir vor, alles aufzubieten, um Ihre Hand zu erringen. Rastlos arbeitete und sparte ich, da kam mein Prinzipal und raubte mir das Glück meines Lebens. Niemand vermag zu ermessen, was ich damals gelitten. Ich beobachtete Sie, soweit ich es vermochte; ich sah Sie an der Hand eines alten Mannes ein freudeloses Leben führen; Ihre Entbehrungen — denn Sie hungerten und dürsteten, trotz Ihrer äußerlich glänzenden Stellung, nach den Freuden der Jugend — thaten mir weh. Ihr Gatte starb; Sie aber behandelten mich schroffer, kälter, hochmütiger, denn je. Sie spielten die Herrin und ich — ich hatte zu gehorchen und durfte den Blick nicht zu Ihnen erheben. O, Frau Travers — o, Käthe! Gott vergebe Ihnen die Qualen, die Sie mir bereitet haben. Jetzt hat sich die Sachlage geändert, Sie sind arm und vereinsamt. Im Vergleich zu Ihnen bin ich wohlhabend. O, lassen Sie sich jetzt erweichen! Ich opfere Ihnen alles, was mir beschieden ist, nur entschließen Sie sich, mein Weib, meine teure, angebetete Gattin zu werden!"

Erschöpft schwieg er; schweratmend hob und senkte sich seine Brust, doch wagte er es nicht, die Entfernung zwischen ihm und ihr durch einen Schritt zu kürzen. Frau Travers war sehr bestürzt, aber noch größer als ihre Bestürzung war ihre Entrüstung. Nach einer kurzen Pause entgegnete sie mit gedämpfter Stimme: „Ihr Benehmen ist zum mindesten taktlos, Herr Ford. Ihr Antrag ist eine Beleidigung. Sie scheinen zu vergessen, daß ich erst seit kurzem Witwe geworden bin."

„So darf ich also hoffen?" unterbrach sie Ford, an diesem Worte wie einem Rettungsanker sich festklammernd. „Sagen Sie mir, wann darf ich meine Bitte wiederholen? O, ich will warten — harren und warten, solange Sie wollen."

„Sie mißverstehen mich," entgegnete Frau Travers, in deren Brust die Antipathie gegen Ford mit erneuter Kraft erwachte. „Ich weiß sehr wohl, daß zwischen Ihnen und mir kein Standesunterschied herrscht; Ihre Stellung ist der meinigen ebenbürtig, und dennoch werden unsere Wege stets auseinandergehen. Sie sind im Irrtum, wenn Sie wähnen, ich würde Ihnen meine Hand gegeben haben, wenn mein Gatte nicht um mich angehalten hätte. Geben Sie den Gedanken an eine Verbindung mit mir auf. Es ist dies das letzte Mal, daß wir miteinander gesprochen haben. Es thut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber Sie haben es selbst verschuldet. Wie durften Sie es wagen, an mich zu denken, während mein Gatte lebte?"

„Genug!" schrie Ford, „Sie haben Ihre Absicht erreicht und mir meine alte Energie zurückgegeben. Leben Sie wohl, Frau Travers! Ihr Wunsch soll Ihnen gewährt werden. Sie werden mich nicht wiedersehen; doch werden Sie es bitter bereuen, mich von sich gestoßen zu haben."

Mit geisterhaft bleichem Antlitz und fieberhaft leuchtenden Augen ergriff Ford seinen Hut, warf der schönen Frau einen haßerfüllten Blick zu und stürmte aus dem Zimmer.

Elftes Kapitel.

Der Verlauf der Unterhandlungen in betreff der Tapisseriehandlung, welche Käthe mit Reeds Hilfe nunmehr zum Abschluß zu bringen suchte, war für die Beteiligten von hohem Interesse; doch würde ein Bericht derselben ermüdend sein. Genug, der

Handel ward mit dem Vorbehalt abgeschlossen, daß Frau Travers vor der Auszahlung des Kaufpreises (die Verkäufer waren, wie Tom vorausgesehen hatte, mit dreihundert Pfund zufriedengestellt) das Haus in Augenschein nehmen und vierzehn Tage im Laden den Vorsitz führen dürfe, um sich über die Licht- und Schattenseiten des Geschäftes ein selbständiges Urteil zu bilden. Diese dreihundert Pfund konnte Käthe zahlen, da der reiche Heiratskandidat ihr das Brillantenhalsband samt den Ohrgehängen abgekauft hatte.

Als die Angelegenheit so weit gediehen war, las Tom den beiden Damen folgende Notizen aus einem Reisehandbuche vor: Pierstoffe, in Maltshire, ist eine kleine Stadt, die als Seebad immer mehr in Aufnahme kommt. Viertausenddreihundertzweiundsiebzigundeinhalb Einwohner.

„Den halben Einwohner hast du hinzugedichtet, Tom," rief Fanny.

„Unterbrich mich nicht, Cousinchen," entgegnete Tom, „sondern horche aufmerksam der Belehrung dieses wichtigen Buches: Die Lage des Ortes ist malerisch, der Strand und die bewaldeten Anhöhen der unmittelbaren Umgebung bieten Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen. Gasthöfe sind: Seemannshof, Victoria-Hotel und Robinson Crusoe. Auch sind in letzter Zeit eine Anzahl geräumiger Privatwohnungen zur Aufnahme von Fremden erbaut und bequem eingerichtet. Als sehenswerteste Punkte der Umgegend müssen hervorgehoben werden: Erstens Colnebrooke-Schloß, Eigentum des Sir Hervey Brooke, zweitens Acolhof, jetzt im Besitze des Obersten Craycroft, drittens Weston, ein altertümliches Herrenhaus, und viertens die Ruinen des Klosters St. Olaf. Eisenbahn von London nach Pierstoffe: Personenzug: vier Stunden fünfundvierzig Minuten, Schnellzug: drei Stunden dreißig Minuten."

„Ich werde stets den Schnellzug benutzen, wenn ich Sie besuche, Frau Travers," sagte Tom, das Buch zuschlagend. „Ich fürchte nur, daß eine Einwohnerzahl von viertausenddreihundertzweiundsiebzig Seelen keine Kundschaft bietet, die Ihnen wöchentlich zwanzig Pfund abwirft. Sollte der Agent nicht den Reinertrag des Geschäftes zu hoch taxiert haben?"

„Er behauptete nur, diesen Höhepunkt erreiche es während der Badesaison," berichtigte Käthe. „Ich erwarte nicht so viel von meinem ‚Berliner Bazar'. Es ist mir übrigens sehr lieb, daß mein zukünftiges Geschäft bereits einen bestimmten Namen trägt. Ich bin dadurch der Notwendigkeit enthoben, einen falschen über die Thür zu setzen."

„Es ist mir aufgefallen, daß der Agent Sie in seinen Briefen ‚Frau Temple' angeredet hat," bemerkte Tom.

„Ich habe die Absicht, mich nicht eher wieder ‚Travers' nennen zu lassen, als bis es mir gelungen ist, das zu dem Namen gehörige Vermögen wieder zu erlangen," entgegnete Käthe, die Lippen fest aufeinander pressend. „Vergiß das nicht, Fanny!"

„Ich sage dir im voraus, daß ich mich unzähligemal versprechen werde."

„Ist es ratsam, einen fremden Namen anzunehmen?" fragte Reed.

„Ja, lieber Tom. Ich möchte für ein Weilchen vom Erdboden verschwinden; denn ich hege den Wunsch, mich allen Nachforschungen zu entziehen."

„Aber wer in aller Welt wird Sie verfolgen?"

„Ich weiß es nicht — Herr Ford vielleicht. Auch ist es immerhin möglich, daß mein Feind seine Versuche erneuern wird, mir die ausgeschlagene Pension aufzudringen. Ich erhielt gestern abermals ein Billet von Herrn Wall. Sir Hugo scheint sich im Besitz der Erbschaft nicht sicher zu fühlen, sonst würde ihm nicht so viel daran liegen, mich zur Annahme des Geldes zu bewegen."

Tom schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es ist weniger unwahrscheinlich, als Sie denken, daß Herr Ford mich auf Sir Hugos Veranlassung, oder aus eigenem Antriebe mit unerwünschten Anerbietungen belästigt," behauptete Käthe, und ihre Gedanken schweiften unwillkürlich zu dem Gespräch zurück, das sie am vergangenen Tage mit dem Prokuristen gehabt hatte. „Doch nun zur Sache. Ich habe diese Wohnung bis Montag gemietet. Heute ist Sonnabend. Ich halte es für das Beste, wenn wir uns sofort bereit machen, London zu verlassen. Am nächsten Mittwoch gedenke ich mich in Pierstoffe einzustellen, um dort meine Geschäftsstudien unter der Aufsicht der vorzüglichen jungen Dame zu machen, die seit dem Tode der Frau Brown am Ladentisch präsidiert. Fanny und Frau Mills sollen mir folgen, sobald ich mich eingelebt habe."

* * *

Von einer stürmischen Seereise ermattet und abgespannt, erreichte Frau Temple, denn so müssen wir Käthe fortan nennen, am Abend des festgesetzten Tages ihren zukünftigen Heimatort. Es war schon dunkel, als sie vom Hafen zum Bazar fuhr. In

einem niedrigen, geräumigen Hausflur ward sie von einem hageren, sehr häßlichen Frauenzimmer empfangen.

„Habe ich die Ehre, mit Fräulein Potter zu sprechen?“ fragte sie zuvorkommend.

„Ja,“ entgegnete die Angeredete, indem sie sich linkisch verneigte. „Es freut mich, daß Sie endlich angekommen sind. Ich erwartete Sie weit früher.“ Fräulein Potter war in ihrer äußeren Erscheinung der Typus einer kleinstädtischen alten Jungfer. Sie schien eine besondere Vorliebe für die braune Farbe zu haben. Ihr Kleid von braunem Wollstoff umgab enganschließend ihre Gestalt. Ihr schmaler Kragen war mit einer braunen Schleife zusammengehalten; braune Halbhandschuhe bedeckten ihre Hände, deren Hautfarbe kaum eine Nuance heller war, als das Leder.

Fräulein Potter führte ihre angehende Schülerin in ein langes, einfenstriges Zimmer, in dessen großem altmodischen Kamin ein lustiges Feuer knisterte. Käthe sah sich in dem niedrigen Gemach um, das trotz seiner Einfachheit ungemein wohnlich und behaglich war. Ein kleiner blanker Kupferkessel summte auf dem Feuer; über dem Tisch lag eine weiße Decke und auf einem sogenannten „stummen Diener“ stand ein Theegeschirr und eine verdeckte Schüssel.

„Gott sei Dank, daß ich endlich unter Dach und Fach bin,“ sagte Frau Temple, ihren Hut absetzend und mit der Hand das Haar glattstreichend. „Ich habe eine angreifende Reise hinter mir. Es würde mir leid thun, wenn ich Ihnen durch meine späte Ankunft größere Mühe gemacht hätte.“

„O, nein, das haben Sie durchaus nicht,“ sagte Fräulein Potter, indem sie den Kessel von dem Feuer nahm und Thee zu bereiten anfing. „Hoffentlich gefällt Ihnen Ihr neues Daheim und Ihr Geschäft. Die Handlung ist die vornehmste in der ganzen Stadt und sie könnte noch viel besser sein, als sie ist, wenn die selige Frau Brown, die sonst eine so herzensgute Frau war, besser verstanden hätte, sie in die Höhe zu bringen.“

Fräulein Potter war sehr redselig. Ohne Antworten abzuwarten, unterhielt sie ihren Gast, bis er sich zur Ruhe begab. Doch obgleich Käthes Verkehr mit ihr nur von kurzer Dauer war und die braune spießbürgerliche Gestalt bald für immer aus dem Leben der schwergeprüften Frau verschwand, so vergaß diese doch niemals, wie wohlthuend an jenem Abend das in einem engen Kreis sich bewegende, harmlose Geplauder der alten Jungfer auf sie wirkte. Es gab der bedrückenden Fremdartigkeit ihrer Lage einen Anflug von Humor und hielt die

anschwellende Flut sorgenschwerer Erinnerungen ebenso wirksam zurück, wie ein allmählich ansteigender Strand das Andringen des Meeres. Auch steigerte es ihr Interesse an ihrem nunmehrigen Beruf, indem es ihrem schnell erfassenden Geist einen belehrenden Blick in das ihr bevorstehende Geschäftsleben eröffnete. So verstrich der erste Abend in ihrer neuen Heimat nicht so peinlich, wie sie befürchtet hatte.

Früh am anderen Morgen stand sie auf und kleidete sich an. Ein frischer Südostwind kräuselte das Meer; er spielte mit den kleinen, spritzenden, schaumbedeckten Wellen und schleuderte sie mit lautem, lustigen Getöse auf den breiten Strand. Der klare, goldene Sonnenschein, die weite Wasserfläche, die hohen Klippen, welche die kleine Stadt vor dem Nordwinde beschirmten und deren letzte Ausläufer sie zur Linken liegen sah, das alles gefiel ihr ungemein. Ihr Lebensmut wuchs bei dem Anblick des rastlos bewegten Meeres und der feste Glaube an einen endlichen Erfolg ihrer Bestrebungen ward wiederum in ihr lebendig.

In dem Zimmer, in dem sie am vergangenen Abend Thee getrunken hatte, fand sie ein kleines Mädchen, das vom Halse bis zu den Fußknöcheln mit einer leinenen Kittelschürze bekleidet war, emsig beschäftigt, das Frühstück herzurichten. Das Kind machte einen steifen Knicks, als es die fremde Dame erblickte, blieb dann aber wie angewurzelt stehen und starrte dieselbe mit scheuem Blick unverwandt an.

„Du bist gewiß das Hausmädchen," sagte Frau Temple.

„Ja, Madame, und die Küche besorge ich auch. Mutter kam immer zweimal die Woche und half mir beim Reinmachen, aber nun Fräulein Potter allein ist, thue ich alles," antwortete die kleine Statue.

„Ist Fräulein Potter schon aufgestanden?" fragte Frau Temple, indem sie das Kind aufmerksam betrachtete und überlegte, ob dasselbe wohl zur Hilfe für die alte Frau Mills geeignet sei, denn diese war nicht kräftig genug, um alle Hausarbeiten zu verrichten.

„Ja, Fräulein ist im Laden, sie stäubt ab," entgegnete die Kleine. „Sie hat mir gesagt, ich sollte sie rufen, wenn Sie herunterkämen."

Fräulein Potter erschien jetzt auf der Schwelle. Sie hielt einen Federbesen und ein Staubtuch in der Hand.

„Es freut mich, daß Sie eine Frühaufsteherin sind," rief sie nach der ersten Begrüßung. „Ich bin es auch, und für Ihr Geschäft ist das ein unschätzbarer Vorzug. Freilich braucht

der Laden nicht vor zehn Uhr geöffnet zu werden; ja, wenn es nicht sonderbar aussähe, so wäre es um elf Uhr noch früh genug, denn unsere Handlung ist eine der vornehmsten der ganzen Stadt und hat fast nur hochfeine Kunden. Nicht wahr, Sie haben noch nie einem Laden vorgestanden?"

„Nein, nie," sagte Käthe.

Fräulein Potter schüttelte bedenklich ihr weißes Haupt. „Ein Geschäft zu leiten, ist eine beschwerliche Arbeit für ungeübte Hände," versicherte sie.

„Ich hoffe doch, daß ich nicht zu alt bin, um die geschäftlichen Kunstgriffe erlernen zu können," erwiderte Käthe. Dann setzte sie lächelnd hinzu: „Zumal ich eine vorzügliche Anleitung von Ihnen erhalten werde."

Das alte Fräulein fühlte sich geschmeichelt, und nun strömte während des Frühstücks und der darauf folgenden halben Stunde unausgesetzt ihr Redefluß durch die geöffneten Schleusen ihrer Lippen. Plötzlich ward sie durch das Geräusch einer aufgehenden Thüre und den schrillen Klang einer kleinen Glocke unterbrochen. Mit dem Ausruf: „Gerechter Gott, wer denkt denn auch daran, daß die Zeit so schnell verfliegt!" fuhr sie jäh in die Höhe und flog in den Laden. Käthe aber blickte neugierig durch das Fensterchen, welches in der zwischen Zimmer und Laden befindlichen Thüre angebracht und durch eine Mullgardine nur zum Teil verdeckt war. Ein kleines Kind mit nägelbeschlagenen Schuhen, dessen Stumpfnäschen kaum an die Platte des Ladentisches reichte, hielt eine Münze in die Höhe, deren Kupferbraun sich kaum von der Farbe seiner Fingerchen unterschied, während Fräulein Potter zwei Binde schwarzer Wolle aus einem Papierpakete nahm.

„Hm!" dachte Käthe. „Das ist also die erste Repräsentantin meiner hochfeinen Kundschaft!"

Die Wohnung übertraf Frau Temples Erwartungen. Trotzdem sie nur aus zwei Stockwerken bestand, war sie doch weit geräumiger, als man auf den ersten Blick zu glauben geneigt war, da das Haus, trotz einer verhältnismäßig schmalen Front, eine beträchtliche Tiefe besaß. Der Hauptteil des Innenraumes war in mehrere regelmäßig geformte Zimmer geteilt, deren Höhe, Tiefe und Breite in gutem Verhältnis zu einander standen. Der übrige Raum war zu kleinen, seltsamen, nischenartigen Kammern und zu dreiwinkeligen Eckschränken, die durch einige steil aufwärtssteigende Stufen mit den Zimmern in Verbindung standen, benutzt worden. Die Einrichtung des Hauses war ureinfach, aber nicht geschmacklos. Die besten

Möbel befanden sich in dem größten Zimmer der Bel-Etage. Daneben war ein Schlafzimmer — und hinter demselben lagen auf einem etwas erhöhten Untergrunde noch drei kleine Schlafkammern. Im Erdgeschoß befand sich der Laden, das uns bereits bekannte sogenannte Ladenzimmer und außerdem noch jenseits der Hausflur ein sehr wohnliches Gemach, von dessen einzigem großen Fenster man in einen verwilderten Garten blickte, der sich von dem Hause bis zu den Ausläufern der Felsen erstreckte, welche die eine Seite der Landstraße besäumten. „Die Wohnung ist gut; entspricht das Geschäft ebenfalls meinen Erwartungen, so habe ich einen trefflichen Kauf gemacht," dachte Frau Temple.

Im Verlauf der Besichtigung ward Fräulein Potter wiederholt durch das winzige Dienstmädchen abgerufen, das mit kreischender Stimme rief: „Fräulein, es ist jemand im Laden." Atemlos zurückkehrend, sprach sie jedesmal ihr Erstaunen darüber aus, daß sich ihre Kunden heute so ungewöhnlich früh einstellten, und setzte dann mit großem Eifer ihre Belehrung fort.

„Die liebe selige Frau Brown hat die Zimmer in der Bel-Etage meistens vermietet," erzählte die alte Jungfrau. „Dr. Slade hat ihr einige seiner Patienten zugewiesen. Badegäste sind meistens recht zahlungsfähige Mieter."

„O, man hat hier also Gelegenheit, Zimmer zu vermieten?" rief Käthe. „Eine solche Einnahme ist ein willkommener Beitrag zum Ladenerwerb."

Zwölftes Kapitel.

Dieser erste Tag in Pierstoffe war für Käthe nicht nur ermüdend, sondern auch entmutigend. Es erschien ihr ungemein schwer, in die Geheimnisse der Warenkunde einzudringen; auch wirkte der kleinliche Charakter des Geschäfts niederdrückend auf ihre Stimmung. Einige Mädchen mit sehr unfeinen Manieren forderten mit bäuerischem Dialekt für drei Pence Seide und für sechs Pence Wolle. Eine junge Dame, die Fräulein Potter als die Tochter des Pfarrers bezeichnete, kaufte nach vielem Hin- und Herüberlegen für die erhebliche Summe von zwei Schilling eine angefangene Guipurestickerei. Ein vierschrötiger Landwirt mit einem breitkrempigen Hut über dem starkgeröteten Vollmondsgesicht gab Frau Temple, die er vertraulich

„Mamsellchen“ anredete, den Auftrag, ihm die Wolle auszusuchen, die zur Ausführung eines zerknitterten Stickmusters, das er in seiner Tasche gehabt hatte, erforderlich sei. — Auf der Thürschwelle stehend, die Peitsche unter dem linken Arm haltend, bezahlte er Frau Temple die Summe, die er schuldig war, und brummte, er könne nicht begreifen, daß dieser Firlefanz ein solches Heidengeld koste.

„Wir haben durchschnittlich eine bessere Einnahme,“ bemerkte Fräulein Potter, als sie am Abend den Inhalt der Kasse zählte und fand, daß er sich auf acht und einen halben Schilling belief. „Ich habe noch nie erlebt, daß so wenig gekauft wurde.“

„Merkwürdig!“ meinte Frau Temple mutlos.

„Es ist allerdings merkwürdig,“ gab Fräulein Potter mit der ihr eigenen Aufrichtigkeit zu. „Ich würde mich jedoch an Ihrer Stelle nicht darüber grämen; dieser sparsame Besuch hat seine guten Gründe. Die Osterferien sind kaum vorüber und Fräulein Monitos Pensionärinnen sind noch nicht zurückgekehrt. Außerdem ist gestern im Schloß Colnebrook großes Schützenfest gewesen; die jungen Damen, die zugegen waren, sind natürlich nicht aufgelegt, heute an ihre Handarbeiten zu denken. Haben Sie Geduld.“

Die junge Frau beschloß, diesem Rate zu folgen, zumal das Städtchen ihr gefiel und ein Spaziergang, den sie am Abend machte, ihr die Schönheit der nächsten Umgegend zeigte.

Am folgenden Tage war es viel belebter im Laden. Einige Damen kamen von den benachbarten Gütern in die Stadt geritten, hielten auf stampfenden Rossen vor dem Hause und schickten ihre Lakaien in den Laden, um verschiedene Gegenstände zu holen.

Später am Tage kam ein sehr großer, hagerer, ältlicher Herr mit ausdrucksvollen Augen, hektisch geröteten Wangen, dünnem, stahlgrauem Haar, einer enorm großen Hemdkrause und einem langen, dunkelgrünen Ueberrock.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief er, mit dem Griff seiner Jagdpeitsche an den Rand seines Hutes klopfend. „Jung und hübsch wie immer, Fräulein Potter? Und da ist ja auch unsere neue Ladeninhaberin. He? He?“ Mit in die Höhe gezogenen Brauen musterte er Frau Temple vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Ja, Herr Doktor,“ sagte Fräulein Potter verbindlich lächelnd. „Das ist Frau Temple, die Eigentümerin des Berliner Bazars.“

Der Arzt schlug abermals mit dem Peitschengriff an seinen Hut und Frau Temple neigte grüßend den Kopf; das unbehagliche Gefühl, nicht mit der gewohnten Ehrerbietung behandelt zu werden, machte sich geltend. Diese Art von Vorstellung war ihr etwas Ungewohntes.

„Nun, Frau Temple, werden Sie auch einen Teil Ihrer Wohnung vermieten, wie Ihre Vorgängerin?" fragte der Arzt. „Oder haben Sie eine große Kinderschar, die alle Nischen und Kämmerchen der alten Arche ausfüllen wird?"

Während Slade sprach, fand Käthe Zeit, sich in ihre Lage zu finden. Als er schwieg, antwortete sie lächelnd: „Ich habe allerdings den Wunsch, einige Zimmer zu vermieten, Herr Doktor."

„Nun gut, Sie können es mir sagen lassen, wenn Sie fertig eingerichtet sind. Ich habe in meiner Pandorabüchse nicht nur Arzneien, sondern auch andere gute Gaben. Höchst wahrscheinlich werde ich Ihnen im Lauf der Saison einige Badegäste zuweisen können; aber Sie müssen ihnen besseres Essen kochen, als die verstorbene Brown. Deren Karbonaden waren so stark geröstet, daß sie ein pechschwarzes Gesicht hatten. Zum Henker — das ist keine Krankenspeise!"

„Meine Karbonaden sollen, falls ich jemals die Ehre habe, einen Ihrer Patienten zu verpflegen, im Bewußtsein ihrer Vollkommenheit von einem ätherischen Rot angehaucht sein."

Der Arzt sah die Sprechende einen Augenblick befremdet an, dann rief er laut: „Topp, solche Karbonaden lass' ich gelten, und ein Frauenzimmer, das wie Sie eine vernünftige Antwort geben kann, ist ebenfalls nicht zu verachten." Sich dann zu Fräulein Potter wendend, fragte er: „Haben Sie unter all dem Plunder in Ihrer Trödelbude auch ein Stück englisches Pflaster? Ich habe keines bei mir und doch brauche ich etwas. Als ich aus der Thalschlucht kam und rasch um die Ecke biegen wollte, um die Zeit wieder einzubringen, die mir der Einfaltspinsel, der Pächter Ocken, mit seinem endlosen Lamentieren über seinen schwachen Magen gestohlen hat, habe ich mir an einem Dornbusch die Haut aufgerissen. Sehen Sie — hier." Er streckte die verletzte Hand aus.

„O weh, o weh!" sagte Fräulein Potter bedauernd, „das ist gerade eine so empfindliche Stelle. Doch kann ich Ihnen leider nicht helfen; wir führen kein englisches Pflaster in unserem Laden."

„Das kann ich mir denken," grollte der Arzt. „Wenn

man etwas Nützliches haben will, kommt man bei Ihnen immer an die unrechte Quelle."

Jetzt regte sich die kaufmännische Ader unserer Freundin Käthe. „Wenn kein Pflaster im Laden ist, so werde ich Ihnen etwas aus meinem Privatvorrat geben. Ich will es auf Ihre Wunde kleben, doch nur unter der Bedingung, daß Sie künftig niemals Ihren Bedarf an englischem Pflaster in einem anderen Laden kaufen."

„Abgemacht!" schrie der Doktor lachend. „Aber sorgen Sie dafür, daß es Ihnen nie ausgeht. Zum Henker!" fuhr er fort, als Frau Temple den Laden verlassen hatte, „das ist eine Wetterhexe, die versteht's, einen zu kirren. Meiner Treu, wenn die eher hier gewesen wäre, so hätte sie die gute alte Brown in den Sack gesteckt und Ihre werte Person obendrein, Fräulein Potter!"

„Sie ist allerdings sehr liebenswürdig — das ist wahr — aber noch sehr unerfahren, sehr geschäftsunkundig und könnte jetzt noch nicht ohne meine Hilfe fertig werden," gab Fräulein Potter mit erzwungenem Lächeln zurück.

„Pah, die sollte nicht ohne Ihre Hilfe fertig werden können? Bilden Sie sich das nicht ein!" sagte Dr. Slade nicht eben sehr verbindlich. „Wie kommt sie hierher? Wo hat sie bisher gelebt?"

„Das weiß ich nicht. Sie war mir ganz unbekannt. Das einzige, was ich Ihnen mitteilen kann, ist, daß sie unsere Anzeige in der Zeitung gelesen und Erkundigungen über unser Geschäft eingezogen hat. Sie hat in London gewohnt."

„London ist groß," sagte der Doktor.

Frau Temple kehrte mit dem begehrten Pflaster zurück und fing an, mit großer Ruhe ein Stückchen für die Wunde zurecht zu schneiden und es dann auf die verletzte Stelle zu kleben, obwohl der hitzige Mann unausgesetzt erklärte, daß er sich in größter Eile befinde und daß sich sein Pferd, das er vor dem Hause an einen Laternenpfahl gebunden habe, zum höchsten Ergötzen der Pierstoffer Straßenjugend aus dem Staube machen werde.

„Sie wollen gewiß meine Nerven auf die Probe stellen," meinte Frau Temple, ihre schönen, dunklen Augen aufschlagend und ihn mit einem schalkhaften Lächeln ansehend, das sich wesentlich von dem Lächeln der alten Ladenjungfrau unterschied.

„Ich bezweifle nicht, daß Sie die Probe bestehen würden," sagte der Arzt, ihr in seiner derben Weise den Hof machend.

„Eine Schlafmütze sind Sie nicht, das merke ich schon, kleines Frauchen.“

„So, nun bin ich fertig,“ erwiderte Frau Temple. „Ich glaube, jetzt kann kein Staub in die Wunde kommen. Vergessen Sie nicht, wo Sie Ihr englisches Pflaster zu kaufen haben.“

„Nein, gewiß nicht,“ rief Dr. Slade, „und ich will meiner Frau sagen, daß sie hier Wolle kaufen soll, wenn sie mir Strümpfe strickt. Natürlich dürfen keine Motten darin sein.“

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte Frau Temple.

„Ihre Frau Gemahlin hat uns stets ihre Kundschaft zugewandt,“ bemerkte Fräulein Potter etwas beleidigt.

„So? Meinen Sie das? Ich weiß es besser. Wenn sie recht solide Ware haben wollte, so ließ sie sich dieselbe stets aus London kommen. Glauben Sie doch nicht alles, was meine Frau Ihnen aufbindet. Guten Morgen!“ Der Doktor schlug seiner Gewohnheit gemäß mit der Peitsche an seinen Hut und wanderte von dannen.

* * *

Pfeilschnell entflogen zehn Tage. Käthe gewöhnte sich weit rascher, als sie erwartet hatte, an das ihr bisher so fremdartige Leben. Ihr Beruf hatte manche Schattenseiten, namentlich ward es ihr nicht immer leicht, freundlich und gleichmütig zu bleiben, wenn Frauen, die ihr an Bildung nicht einmal ebenbürtig waren, sie mit hochmütiger Herablassung behandelten; doch war sie verständig genug, sich zu sagen, daß derartige Taktlosigkeiten geschäftliche Unannehmlichkeiten seien, die sie mit in den Kauf nehmen müsse, ohne sich dadurch persönlich beleidigt zu fühlen.

Natürlich schweiften ihre Gedanken oft zu der Hauptaufgabe ihres Lebens zurück. Sie rechnete mit Zuversicht darauf, von Kapitän Gregory eine Auskunft über das von seinem Vater geschriebene und beglaubigte Testament zu erhalten. Hätte sie nur die Zeit seiner Heimkehr gewußt; aber leider war diese unbestimmt. Einstweilen unterhielt sie eine eifrige Korrespondenz mit seiner Schwester, Frau Bell. Derselben ging es übrigens sehr gut. Sir Hugo Galbraith hatte ihr ein ansehnliches Geldgeschenk gemacht.

Als die zweite Woche sich ihrem Ende nahte, glaubte Frau Temple berechnen zu können, daß der Berliner Bazar ihr und den Ihrigen einen sicheren Lebensunterhalt gewähren werde. Da oftmals nach Waren gefragt wurde, die nicht im Laden geführt wurden, so beschloß sie, das Geschäft zu erweitern und

einige neue Branchen aufzunehmen. Der unermüdliche, hilfreiche Tom sandte ihr eine Auswahl der besten Zeitschriften; diese setzten die guten Pierstoffer in staunende Bewunderung und wirkten belebend auf die übrigen Zweige des Geschäftes.

Käthe teilte nunmehr dem Agenten mit, daß sie die Tapisseriehandlung zu übernehmen wünsche; auch schrieb sie an Fanny, daß sie jetzt imstande sei, sie und die gute alte Frau Mills in Pierstoffe zu empfangen.

Am folgenden Tage, es war Markttag und Frau Temple hatte dem erhöhten Verkehr entsprechend den ganzen Morgen viel zu thun gehabt, erschien eine sehr elegante, korpulente Dame. Dieselbe trug ein Kleid von schwerer violetter Seide, einen schwarzen Samtpaletot, einen violetten Atlashut mit hochroten Rosen und einem Schleier von Brüsseler Spitzen. In der einen Hand hielt sie einen mit Spitzen besetzten, seidenen Sonnenschirm und in der anderen ein Band, das einem fetten Schoßhündchen mit einem unausgesetzt klingelnden Glöckchen als Leitseil diente. Eine massive goldene Kette und kostbare Armspangen vervollständigten die Toilette. Bis in die Mitte des Ladens watschelnd, musterte sie Frau Temple neugierig mit ihren kleinen, graugrünen Augen. Dann rief sie mit einer Stimme, deren Klang nicht wohllautend war, aber doch einen gebildeten Ton hatte: „Ich habe Sie früher noch nicht gesehen. Wo ist Fräulein Potter?“

„Sie wird gleich kommen,“ lautete die Antwort.

„Nun, so helfen Sie mir. Eine junge Dame, die für einige Wochen mein Gast ist, wünscht diese Spitzenarbeit nachzumachen. Können Sie mir die dazu erforderlichen Utensilien geben?“ Sie zog ein kleines Paket aus der Tasche und reichte es Frau Temple.

„Ich bedaure sehr, daß ich Ihnen heute nicht dienen kann,“ erwiderte diese, „aber wenn die Dame sich drei Tage gedulden will, so werde ich ihr mehrere Muster zur Ansicht vorlegen,“ sagte Käthe, an Fannys baldige Ankunft denkend.

„Vortrefflich! Das gute Kind brennt freilich vor Verlangen, die Arbeit anzufangen; allein es muß sich gedulden. Fräulein Potter, wie geht es Ihnen?“ fuhr sie fort, die soeben Eingetretene leutselig begrüßend. „Bitte, erzählen Sie mir — wie wird es eingerichtet? Ist der Berliner Bazar verkauft? Werden Sie uns verlassen?“

„Ja, gnädige Frau, ich gehe zu meinem Bruder. Haben Sie keine Befehle?“

„Natürlich, mehr als genug! Meine Jungfer hat hier auf diesen Zettel geschrieben, was sie braucht. Und nun sagen Sie mir, wer ist das?“ fragte sie, sich über den Ladentisch zu Fräulein Potter beugend. Sie dämpfte zwar ihre Stimme, aber Käthe verstand doch jedes Wort.

„O das ist Frau Temple, die jetzige Inhaberin des Ladens.“

„So? Sie sieht nicht aus, als sei sie in einer Tapisserie-handlung groß geworden,“ entgegnete sie. Dann setzte sie, Frau Temple anredend, hinzu: „Sie werden also jetzt hier das Regiment führen? Nun, ich hoffe, Sie werden alles in gutem Stand halten. Ich bin ehedem mit dem Berliner Bazar sehr zufrieden gewesen, allein in der letzten Zeit bekam ich meistens zur Antwort: ‚Das haben wir nicht‘.“

„Ich werde das Lager vervollständigen und durch zweck-mäßige Anschaffungen erweitern,“ versicherte Frau Temple. „Ich habe mir bereits einige der neuesten Publikationen kommen lassen.“

„Ah, das ist schön!“ rief die Dame hoch erfreut, „das ist eine vortreffliche Idee! Hatten Sie früher schon einen Laden?“

„Nein,“ erwiderte Käthe freundlich. Sie hatte eigentlich „gnädige Frau“ hinzufügen wollen, aber diese Anrede glitt ihr nicht so leicht von den Lippen, wie dem Fräulein Potter.

„Dann sind Sie also eine Anfängerin. Haben Sie Kinder?“

„Nein.“

„Um so besser! Kinder erziehen und einen Laden halten, das verträgt sich meiner Meinung nach nicht gut miteinander. Wollen Sie ganz allein in diesem Hause wohnen? Haben Sie Bekannte in Pierstoffe?“,

„Ich bin hier fremd, doch erwarte ich in einigen Tagen eine junge Dame, wollte sagen ein junges Mädchen, das mir helfen wird.“

„Hm! Das mag gehen. Sie müssen jedoch sehr auf Ihrer Hut sein, Sie sind hübsch und jung. Uebrigens kommt es mir vor, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen. Und nun, Fräulein Potter, geben Sie mir mein Paket. Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe. Vergessen Sie die versprochene Spitzen-arbeit nicht, Frau Temple. Adieu!“

Als sie fortgerauscht war, fragte Frau Temple: „Wer war diese eigentümliche Dame?“

„Lady Styles von Weston,“ erwiderte Fräulein Potter. „Sie ist unsere beste Kundin, eine sehr reiche, vornehme Frau,

die so viel ausgeben kann, wie sie will. Ihr Gut, Weston genannt, ist etwa zwei Stunden von Pierstoffe entfernt; das Herrenhaus desselben soll wahrhaft fürstlich eingerichtet sein. Man muß sich übrigens vor ihr in acht nehmen, denn sie ist sehr neugierig und klatscht gern.

Dreizehntes Kapitel.

Käthe war seit Fords unseligem Funde noch niemals so heiteren Sinnes gewesen, wie an dem Tage, da Fanny und Frau Mills in Pierstoffe eintrafen. Der Gedanke, diese guten, treuen Seelen wieder um sich zu haben, beglückte sie, und das Bewußtsein, daß es ihr trotz der Ungunst der Verhältnisse gelungen war, ihnen ein trauliches, wenn auch sehr bescheidenes Heim zu schaffen, erfüllte ihre Brust mit Stolz und Befriedigung. Sie hatte in ihrem Wohnzimmer den Thee anrichten lassen. Das Haus befand sich von oben bis unten in bester Ordnung und auch der Garten konnte sich sehen lassen, denn sie hatte eine kleine Ausgabe nicht gescheut und seiner wilden Ueppigkeit durch die Hand eines Gärtnerburschen Einhalt gethan.

„Wie reizend ist es hier, Käthe! Diese Stube gleicht ja dem Boudoir einer vornehmen Dame. Man vergißt, daß jenseits der Hausflur ein Laden ist," rief Fanny, die mit dem trefflichen Appetit, der Reisenden eigen zu sein pflegt, sich an Thee und Butterbrot erlabte. „Denke dir, liebe Freundin, ich kann es kaum erwarten, dir im Laden zu helfen. Ich freue mich schon darauf, unseren Kunden die Waren anzupreisen und sie zu Einkäufen zu überreden, welche sie nachträglich bereuen. ‚Haben Sie sonst keine Befehle, gnädige Frau?' Nicht wahr, so muß man fragen?"

„Herr des Himmels!" rief die alte Frau Mills unwillig. „Ich begreife nicht, Fräulein Fanny, daß Sie über unser Unglück sich lustig machen können."

„Hoffentlich findest du dauernd Gefallen an unserem Beruf, liebes Herz," sagte Frau Temple. „Ich fürchte, du wirst ungemein müde werden, wenn du den ganzen Tag im Laden stehst. Ich war in der ersten Zeit sehr angegriffen. Jetzt habe ich mich schon daran gewöhnt."

Die gute Frau Mills seufzte schmerzlich bewegt über das Los ihrer geliebten Herrin.

Das Trio unternahm nunmehr einen Streifzug durch das Haus. Jedes Kämmerchen, jeder Wandschrank, jede Nische ward mit Kennermiene besichtigt. Vom Boden bis zum Keller, durch Zimmer, Küche, Speisekammer u. s. w. ging der Zug. Fanny war entzückt und entwarf, indem sie ihrer lebhaften Phantasie freien Raum ließ, die Grundzüge einer romantischen Geschichte, als Frau Temple ihr die Zimmer in der Bel-Etage zeigte. „Höre, Käthe, ich denke mir die Sache so, erzählte sie mit großem Eifer: Ein kranker Menschenfeind mietet dies Logis. Wir pflegen ihn mit hingebender Aufopferung. In deinen Armen stirbt er, nachdem er dir oder mir sein ganzes Vermögen vermacht hat. Nach seinem Tode stellt sich heraus, daß sich die Hinterlassenschaft auf eine Million beläuft; wir teilen den Schatz und . . ."

„Nein, nein," fiel ihr Käthe ins Wort, „nur keine Testamentserlebnisse; die sind mir verhaßt. Warum sollte dein Menschenfeind nicht gesunden und wie für seinen Körper, so auch für seinen Geist Heilung finden und — dich heiraten?"

„Du weißt ja, weshalb das unmöglich ist," sagte Fanny hoch errötend.

„Ich weiß nichts; aber ich errate manches," gab Käthe zurück.

Mit Windeseile entflog in der geschäftigen Einförmigkeit das neue Leben, welches für Käthe und Fanny begonnen hatte. Der ersteren war diese Berufsthätigkeit keineswegs uninteressant. Ihr Ehrgeiz war angeregt und daher gelang ihr es gar bald, sich die erforderliche Geschäftsroutine anzueignen. Mit Freuden bemerkte Käthe, daß sich nach dem Anbruch der Saison und der Ankunft der Badegäste ihr Geschäft hob. Sie bekam sehr bald ein Verständnis für den Geschmack und die Liebhabereien ihrer Kundschaft und begab sich sogar — so unternehmungslustig wurde sie! — auf eine Geschäftsreise nach London, um in „Cannon Street", der bedeutendsten englischen Pflegestätte der „Phantasiewaren" Einkäufe zu machen. Ganz Pierstoffe ward geblendet von der glänzenden Ausstellung im Schaufenster des Berliner Bazars, dem Resultate dieser Fahrt; und Frau Temple lächelte im stillen über das Gefühl stolzer Befriedigung, welches sie in ihrem Herzen aufkeimen fühlte, als Fanny und sie mehrere Wochen hindurch so viel zu thun hatten, daß sie kaum ihre Kundschaft zu befriedigen vermochten und der durchschnittliche Wochenertrag sich auf vierzehn Pfund Sterling belief.

„Hätten Sie je gedacht, lieber Tom?“ schrieb unsere Ladeninhaberin ihrem treuen Bundesgenossen; „daß ich schon nach so kurzer Zeit imstande sein würde, nicht nur das Geld zurückzulegen, welches zur Wiederanschaffung der verkauften Waren notwendig ist, sondern auch noch obendrein ein hübsches Sümmchen auf die Sparkasse zu bringen?“

Inzwischen hatte Fanny ebenfalls Geschmack am Geschäftsleben gefunden; wenigstens behauptete sie es; obwohl Käthe argwöhnte, sie betrachte das ganze Unternehmen nur als ein zeitweiliges Verkaufenspielen und glaube nicht, daß man ihr im Ernst diese Arbeit auf die Dauer zumuten werde.

Natürlich fehlte es den beiden Damen nicht an den Nadelstichen des täglichen Lebens. Frau Mills warf vom ersten Tage an einen andauernden Haß auf das kleine Dienstmädchen. Lady Styles war ihnen ebenfalls ein Dorn im Auge, obwohl man sie keineswegs in jeder Beziehung ein Uebel nennen konnte. Da sie reich war und nichts zu thun hatte, so betrachtete sie das Einkaufen als einen angenehmen Zeitvertreib; auch brachte sie häufig andere Käuferinnen mit, denn ihr Haus war stets voll von Gästen. Ihre außerordentliche Neugierde war jedoch überaus lästig, und die arme Fanny, welche von Käthe die Weisung erhalten hatte, vorsichtig zu sein, litt so sehr unter ihren Kreuzverhören, daß sie in der ersten Zeit regelmäßig in Thränen ausbrach, sobald sie den Laden verlassen hatte. Da aber ihre endlosen Fragen von Frau Temple stets geschickt abpariert wurden, so hatte ihre Phantasie freien Spielraum, sich in Mutmaßungen über die Vergangenheit der beiden Tapisseriehändlerinnen zu erschöpfen. Daß die schöne, ernste, rastlos thätige junge Frau ein Geheimnis zu verbergen habe, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Sie brannte vor Begierde, das Rätsel zu lösen, um die erste zu sein, die es der Gesellschaft mitzuteilen vermochte. Dr. Slade suchte ihr den Rang streitig zu machen. Er und sie waren in den Gesellschaften der Landjunker von Pierstoffe häufig Partner beim Whist.

Dr. Slade benahm sich sehr freundschaftlich gegen Frau Temple; er verbarg seine Entdeckungsversuche ungleich geschickter als seine Nebenbuhlerin. Auch erfüllte er treulichst sein Versprechen, indem er in der Bel-Etage des Berliner Bazars einen nervenleidenden Kurgast einquartierte, der in drei Monaten so viel für sein Logis zahlte, daß Frau Temple damit die Jahresmiete ihrer ganzen Wohnung zu decken vermochte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zeit enteilte schnell. Die Sommergäste reisten ab und der Strom des geschäftlichen Verkehrs, der während der Badesaison stark angeschwollen war, sank wiederum in das seichte Bett der lokalen Nachfrage zurück. An Stelle des Herbstes trat der Winter. Die kurzen Tage brachten trauliche Abendstunden, welche gemeinsamer Lektüre und kunstreichen Handarbeiten gewidmet wurden, und obgleich Käthe hin und wieder von fieberhafter Ungeduld nach einer Gelegenheit zu einem entscheidenden Schritt, nach einem Ausweg aus dem Dunkel ihrer jetzigen Verborgenheit ergriffen ward, so erkannte sie andererseits doch auch voll Dank an, daß sie in der Wahl ihres Berufes in seltenem Grade begünstigt war. Sie war schuldenfrei, unabhängig und hatte für sich, für ihre Freundin und für ihre alte Haushälterin einen Lebensunterhalt gefunden, der ihr eine, wenn auch arbeitsvolle, doch gesicherte Zukunft verhieß.

Selbst in der Mitte des Winters führte ihr jeder regenlose Tag einige Kunden von den umliegenden Landgütern zu, denn eine Fahrt nach dem Berliner Bazar war jetzt für die Damen des Landadels eine nicht minder willkommene Vergnügungstour geworden, als im Sommer ein Ausflug nach dem „Kloster".

Und so rollten Tage und Wochen dahin.

Weihnachten war vorüber und das Tageslicht fing an, wieder etwas länger zu verweilen und stürmische Nordostwinde zeigten, wie tollkühn ein neugeborenes Jahr bei seinem Spiele sein kann.

Es war ein klarer, kalter Tag, der dem Berliner Bazar eine außergewöhnlich geringe Anzahl von Käuferinnen gebracht hatte. Käthe sah nach der Uhr und meinte, es sei bald Zeit, die Fensterläden schließen zu lassen.

Da öffnete sich unerwarteterweise die Ladenthür, das den beiden Verkäuferinnen wohlbekannte Geklingel einer Hundeglocke ließ sich vernehmen, und herein trat — Lady Styles!

„Guten Abend, Frau Temple." An Fanny: „Geben Sie mir einen Stuhl. Ich bin todmüde und außer Atem. Danke Ihnen — danke Ihnen! O, du gerechter Himmel, wie matt bin ich!" Sie setzte sich auf den ihr von Fanny hingestellten Sessel und rückte sich einen zweiten Stuhl so zurecht, daß sie auf dessen untere Querleisten ihre Füße zu stellen vermochte.

„Sie wundern sich gewiß über meinen späten Besuch," fuhr sie fort, „ich bin in Acol Court gewesen. Seit einer Ewigkeit hatte ich mir vorgenommen, meine Freunde dort zu besuchen. Heute führte ich nun endlich meinen Entschluß aus — und fand natürlich das Nest leer. Die ganze Familie ist mit Mann und Maus nach London gereist — und so hatte ich unverrichteter Sache umzukehren. Mein Kutscher behauptet, die Pferde müßten sich ausruhen, ehe er ihnen zumuten dürfe, den steilen Weg von hier nach Weston zurückzulegen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, bei Ihnen einzusprechen, um nachzufragen, ob Sie neue Sendungen erhalten haben. Es sind schon zehn Tage verflossen, seitdem ich das letzte Mal hier war. Wie steht es in Pierstoffe? Ist nichts passiert?"

Frau Temple hatte nicht einmal das kleinste Bröckchen einer Klatschgeschichte zur Unterhaltung der gnädigen Frau aufzutischen; kein Wunder, daß dieselbe diesen Mangel an Gesprächsstoff etwas unwillig empfand.

„Wahrhaftig, Frau Temple," sagte sie tadelnd, „Sie sollten sich mehr um das Treiben Ihrer Mitmenschen bekümmern. Sie sind klug genug, um Beobachtungen anzustellen. Aber ich fürchte, Sie sind unverbesserlich."

Inzwischen saß die gute alte mürrische Frau Mills in der Küche. Sie hatte ihre Arme in ihre Schürze gewickelt; die Rüschen ihrer Haube standen steif empor; aber die darunter liegenden Augen waren für jene unbestimmte Spanne Zeit geschlossen, die man ein Nippchen zu nennen pflegt. Die kleine Küchendirne ging, die Ruhe ihrer erhabenen Oberin respektierend, leise auftretend hin und her und stellte geräuschlos einige Kochtöpfe auf ihren Platz.

Plötzlich erschallte die Hausthürglocke. Frau Mills fuhr jählings aus ihren Träumen empor. „Wer mag das sein?" rief sie verdrießlich. Aber schon klingelte es zum zweitenmal. „Nur Geduld!" brummte sie und wanderte gemessenen Schrittes aus der Küche.

Als sie die Hausthüre öffnete, erblickte sie vor derselben einen Herrn, einen schlanken jungen Mann. Er hatte ein Plaid über die Schulter geworfen; in der Hand hielt er ein schwarzes Reiseköfferchen.

„Herr Tom!" rief Frau Mills erstaunt. „Sind Sie es wirklich?"

„Ich bin es, in leibhaftiger Gestalt!" entgegnete Tom nicht minder laut und bot, als er die Schwelle überschritt, der guten Alten mit freudestrahlendem Gesicht die Hand zum Gruß.

„Bitte, treten Sie ins Ladenzimmer. Setzen Sie sich ans Feuer, Herr Tom. Meine Herrschaft wird gleich kommen."

„Wie geht es Ihnen, Frau Mills? Sind Sie wohl und munter?" fragte Tom in rosigster Laune, indem er seinen Handkoffer auf einen Stuhl stellte.

„Sehr freundlich, daß Sie danach fragen! Meine alten Knochen werden steif und ungelenk — das macht der Rheumatismus, und das Herz ist mir auch gebrochen bei all dem Unglück. Es ist ein Wunder, daß ich noch nicht tot bin."

„Wäre es nicht möglich, daß Sie mir Fräulein Fanny herausriefen?"

„Ich will's versuchen."

„In diesem Augenblicke ward die schmale Thüre zum Laden leise aufgemacht und Fanny trat ins Zimmer. Als sie ihren Vetter erblickte, stutzte sie und rief freudig erregt, aber mit gedämpftem Tone: „Tom, bist du es? O, das ist herrlich. Sei willkommen! Was führt dich so unerwartet zu uns? Gewiß hast du uns angenehme Nachrichten zu bringen."

Tom nahm ihre beiden Hände in die seinigen. Die herzliche Begrüßung that ihm wohl. „Freust du dich wirklich so sehr über mein Kommen, du kleine, schnippische Hexe?" fragte er schmunzelnd.

„Ich bin beinahe vor Schreck umgefallen, als ich die Thüre aufmachte und Herrn Tom davor stehen sah," berichtete die Haushälterin.

„Bitte, besorgen Sie mir eine Tasse Thee; ich verdurste fast," sagte Tom ungeduldig, während seine dunklen Augen, schalkhaft aufblitzend, von Fanny zu Frau Mills wanderten.

„Na, daran hätte ich auch von selbst denken können," sagte die Angeredete, ohne zu ahnen, daß dies Verlangen nach einer Tasse Thee nur ein Vorwand war, sie zum Hinausgehen zu veranlassen.

„Und nun, mein Herz," rief Tom leidenschaftlich, als die Alte fort war.

„Leise, leise!" warnte Fanny. „Du darfst nicht so laut sprechen, sonst hört man dich im Laden. — Ich glaube allen Ernstes, die entsetzliche Lady Styles würde sich nicht scheuen, hier hereinzustolzieren, um dich nach Namen, Stand und Herkunft zu fragen."

Sie zog vorsorglich die Ladenfenstergardine zu. Als sie sich umwandte, befand sie sich in Toms Armen.

„So, Tom — nun ist's genug. — Du darfst mich jetzt nicht küssen! Lady Styles könnte es sehen!" sagte Fanny, sobald sie den Mund wieder frei hatte.

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten! Sie wird uns schon nicht sehen, Liebchen. Du scheinst einen gewaltigen Respekt vor dieser Dame zu haben."

„Das bestreite ich nicht. Sie ist die ärgste Klatschbase, die ich kenne."

Tom ließ sich auf das Sofa nieder und seinem Winke folgend, setzte sich Fanny an seine Seite. „Und nun, Kind, erzähle mir, wie es euch geht. Wie steht's mit dem Geschäft?" fragte er, den Arm um ihre Taille legend. „Blüht es wie du?"

„Wir sind zufrieden, Tom. Es ging uns in diesen Wintermonaten weit besser, als wir erwarten konnten. Es ist wirklich wunderbar, wie trefflich Käthe den Verkauf zu leiten weiß. Unsere Kunden können fordern, was sie wollen; ja ich glaube fast, wenn sie eine Allongeperücke prima Qualität verlangten, so würde sie in ihrer ernsten, zuvorkommenden Weise erwidern: ‚Wir haben leider keine auf Lager, aber ich werde Ihnen eine verschreiben'."

Frau Mills trat jetzt mit einem Präsentierbrett herein, auf dem mehrere Schüsseln standen, und Fanny verließ eiligst ihren Platz im Sofa. Während die alte Haushälterin emsig beschäftigt war, den Tisch zu decken, setzten Tom und seine Cousine das Gespräch fort. „Was führt dich eigentlich zu uns? Hast du uns etwas Wichtiges mitzuteilen?" fragte Fanny.

„Ja, doch verrate ich erst dann meine Neuigkeiten, wenn Frau Travers kommt," entgegnete er.

„Unsinn! Sie hat keine Geheimnisse vor mir." Fanny trat an das Ladenthürfenster und lüftete die Gardine. „O, über diese geschwätzige Lady Styles! Sie scheint den ganzen Abend hier bleiben zu wollen. Da sitzt sie behaglich und weicht und wankt nicht."

In diesem Augenblick ward abermals heftig an der Hausthürglocke gerissen. Die durchdringenden Töne unterbrachen den Gang des Gespräches.

„Eile mit Weile! Ich komme ja schon," rief Frau Mills, als die Glocke sich nicht zur Ruhe begeben wollte.

„Es ist sicherlich ein entlaufener Sträfling," bemerkte Tom.

„Die gibt es in Pierstoffe nicht," gab Frau Mills zurück, indem sie das Zimmer verließ.

„Lieber Tom, möchtest du zu deinem Kotelett nicht ein Glas Ale trinken? Ich kann es dir empfehlen; es ist gut und wird dir munden."

Schmunzelnd rieb sich Tom die Hände. „O es ist paradiesisch!“ rief er.

„Was gefällt dir so sehr?“

„Nun, die kleinen Aufmerksamkeiten, die du mir erzeigst, und der wohlthuende Zauber deiner . . .“

Fanny lachte. „Du sprichst, als wolltest du eine Novelle für eine illustrierte Zeitschrift schreiben,“ spottete sie.

„O du mokante Hexe!“ entgegnete er. Dann schwiegen beide und horchten unwillkürlich auf Frau Mills' Stimme, die laut und vernehmlich von der Hausflur zu ihnen hereinschallte.

„Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen. Bitte, treten Sie ins Zimmer, Herr Doktor. Hier ist Fräulein Fanny,“ sagte die Alte laut. Sie öffnete die Thüre und herein stürmte Dr. Slade in einem grünen Jagdanzuge, stark bespritzten Wasserstiefeln und einer Jagdpeitsche in der Hand.

„Wo ist Frau Temple?“ herrschte er die Anwesenden in barschem Tone an. „Ich muß sie unverzüglich sprechen. Einer unserer Jagdgenossen ist mit seinem Pferde gestürzt. Ich habe den Befehl gegeben, ihn hierher zu schaffen.“

„Einen Verwundeten!“ rief Fanny bestürzt. „O, was soll ich thun?“

„Frau Temple holen,“ schrie der Doktor, ungeduldig mit der Peitsche an seine Stiefeln schlagend.

Fanny folgte zögernden Schrittes dem Befehl des ungestümen Mannes. „Liebe Käthe,“ sagte sie, schüchtern in den Laden tretend, „könntest du wohl einen Augenblick herauskommen?“ Der Ausdruck ihres Gesichtes veranlaßte Käthe, ihrem Rufe sofort Folge zu leisten, nachdem sie ein Wort der Entschuldigung an Lady Styles gerichtet hatte.

„Herr Dr. Slade! Tom!“ rief sie unbedachterweise. Dann schloß sie die Lippen fest aufeinander, denn es war ihr sehr unangenehm, daß ihr in der Ueberraschung des Augenblicks der Name des jungen Mannes entfahren war.

„Das Jagdvergnügen ist uns heute gründlich verhagelt,“ rief der Doktor ihr zu. „Unmittelbar vor der Stadt hat sich ein Unglücksfall ereignet. Einer der Herren ist stark verwundet. Ich weiß freilich noch nicht, wo er verletzt ist. Da ich stets bemüht bin, Ihnen einen guten Verdienst zuzuwenden, so habe ich befohlen, ihn hierher zu tragen. Ihre Zimmer sind frei, nicht wahr?“ Dann schrie er Frau Mills ins Ohr: „Machen Sie ihm sofort ein Bett und sorgen Sie für Leinen, wollene Decken und heißes Wasser. Nun, was sagen Sie?“ wandte er sich an Frau Temple.

„Daß ich Ihren Patienten ungern aufnehme," entgegnete diese. „Können Sie ihn nicht in einem anderen Hause einquartieren?"

„Sträuben Sie sich nicht! Der Weg bis zum Hotel ist weit; wir können den unglücklichen Mann nicht bis dahin schleppen. Auch ist es durchaus notwendig, daß er bald unter Dach und Fach kommt. Er bedarf der größten Ruhe und die kann man ihm hier verschaffen. Zudem will ich unter keiner Bedingung meine Befehle widerrufen. Die Leute müssen im Augenblick hier sein. Ich will eiligst hinaufgehen, um mich zu überzeugen, ob Ihre vortreffliche alte Haushälterin meinen Anordnungen Folge geleistet hat."

„Tom," rief Frau Temple, als der Arzt hinweggeeilt war, „Ihr unerwarteter Besuch hat mich ein wenig erschreckt, doch freue ich mich herzlich, Sie zu sehen. Sie bringen mir gewiß wichtige Nachrichten. Leider kann ich mir dieselben jetzt nicht von Ihnen erzählen lassen, da ich oben helfen muß. Sobald wie möglich soll es jedoch geschehen. Komm, Fanny, wir wollen uns hinauf begeben. Es ist unnütz, sich zu widersetzen; wenn Dr. Slade etwas will, muß man sich fügen."

In dem Fremdenzimmer fanden die beiden Damen Frau Mills beschäftigt, Kissen zu überziehen. Der Arzt schrieb einige Zeilen auf ein Papier, während das kleine Dienstmädchen an der Thür auf das Rezept wartete, das sie zur Apotheke tragen sollte.

Dr. Slades kurze, bestimmte, mit erhobener Stimme erteilte Anordnungen wurden schnell und gewissenhaft ausgeführt. Denn jetzt, da Käthe, teils den Wünschen des Arztes, teils ihrem eigenen mitleidigen Herzen folgend, sich entschlossen hatte, den Leidenden in ihr Haus aufzunehmen, wandte sie ihre volle Kraft und Aufmerksamkeit den zum Empfange des erwarteten Gastes erforderlichen Vorbereitungen zu. Fanny lief unverdrossen treppauf, treppab, um der alten Frau Mills einige Wege zu ersparen.

Bald darauf vernahm man ein Geräusch von Männertritten und Pferdehufen. Käthes Herz pochte laut in ängstlicher Erwartung.

„Bleiben Sie hier!" sagte Dr. Slade zu Frau Mills. „Ich will hinuntergehen und den Trägern Anweisungen geben."

In dem beruhigenden Bewußtsein, daß sie sich jeden Augenblick in das ihr zunächst liegende Zimmer zurückziehen könne, schlich Käthe beklommenen Mutes zu dem obersten Treppenabsatz, auf den Frau Mills ein Licht gestellt hatte. Durch

die geöffnete Hausthüre drang ein kalter Luftstrom herein. Das dumpfe Getöse erregter, doch gedämpfter Stimmen drang zu ihr empor; offenbar hatten sich viele Menschen in das Haus gedrängt. Dann vernahm sie Dr. Slades Befehle: „Vorsichtig! Haltet ihn flach — den Kopf nicht zu tief! Geradaus — jetzt links die Treppe hinauf und dann in das erste Zimmer rechts."

Als die langsamen, schweren Tritte der Träger näherkamen, zog sich Käthe zurück. Hinter der angelehnten Thüre ihres Zufluchtsortes stehend, erblickte sie mehrere Leute, die in ihrer Mitte einen großen Mann trugen. Seine rote Uniform war über und über mit lehmiger Erde beschmutzt. Als der Verwundete mit seiner regungslosen Gestalt und seinem geisterhaft bleichen Antlitz an ihr vorübergetragen wurde, machte er auf sie den Eindruck eines Toten. Ein Schauder, dem sich das innigste Mitgefühl beigesellte, überrieselte sie.

„Käthe! Liebe Käthe, bist du da?" flüsterte Fanny mit angstvollem Tone, indem sie sich aus der dunklen Zimmerecke hervorwagte. „Sind die Männer fort?"

„Ja, Fanny, sie haben ihn ins Fremdenzimmer getragen. Mir ist zu Mut, als würde ich ohnmächtig."

„Kein Wunder! Warum hast du auch hinausgesehen? Du hättest dich mit mir in den äußersten Winkel verkriechen und die Augen zudrücken sollen. Ich will jetzt rasch unsere gute Frau Mills aufsuchen. Vielleicht kann ich ihr zur Hand sein. O, da kommt sie schon! Nun, Frau Mills, wie steht's? Was machen sie mit ihm?"

„Sie bringen ihn zu Bett, Fräulein. Wenn der Herr nur nicht so groß wäre, dann hätten sie ihn leichter tragen können. Und, o du lieber Himmel — wie ist er zugerichtet! Sein Bursche ist auch gekommen. Er scheint ein vernünftiger Mensch. Aber, bitte, halten Sie mich jetzt nicht auf; ich soll heißes Wasser holen."

„Ich will es besorgen, Frau Mills," rief Fanny und flog die Treppe hinab

„Liebe Alte!" sagte Käthe bebend. „Glaubst du, daß er stirbt?"

„Ich fürchte es, Frau Travers — er sieht aus wie eine Leiche."

* * *

Inzwischen hatte Tom, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf die Rückkehr der Damen gewartet, den Entschluß gefaßt, sein Kotelett nicht kalt werden zu lassen.

Mit dankerfülltem Gemüt und gesegnetem Appetit begab er sich ans Werk, als plötzlich sein Mahl unterbrochen ward.

Die zum Laden führende Thüre öffnete sich langsam und eine korpulente, reichgekleidete Dame zwängte sich durch den Eingang. Ungern erhob sich Tom.

„Ich bitte um Entschuldigung. Könnte ich wohl ein Wort mit Frau Temple sprechen? Wo ist sie?"

„Frau Temple ist beschäftigt, für die Verpflegung eines Herrn zu sorgen, der sich auf der Jagd den Hals oder die Beine oder gar beides gebrochen hat," erwiderte Tom.

„Gütiger Gott, das ist ja entsetzlich! Da ich fast alle Herren kenne, die in der Umgegend von Pierstoffe wohnen, so will ich einstweilen hierbleiben. Ich möchte wissen, wer der Unglückliche ist. Bitte, lassen Sie sich nicht stören; wie ich sehe, waren Sie im Begriff, eine kleine Mahlzeit einzunehmen."

„Ich habe eine lange Eisenbahnfahrt hinter mir und daher mache ich von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch, Frau — Frau —"

„Styles — Lady Styles," ergänzte die Dame huldreich, die gar zu gern die Beweggründe erraten hätte, welche diesen fremden jungen Mann nach Pierstoffe führten. „Er gefällt mir," dachte sie bei sich, „er hat auffällig anständige Manieren. Was in aller Welt mag er hier im Berliner Bazar suchen? Er ist viel zu jung, um ungefährlich zu sein." Dann fügte sie laut hinzu: „Ganz recht. Reisen macht hungrig. Kommen Sie von London?"

„Von London!" bejahte Tom.

„Hm! Offenbar der Mensch, der Wolle und andere Waren besorgt!" grübelte Lady Styles. „Nennt man nicht solche Leute Reisende?"

„Darf ich Ihnen eine kleine Erfrischung anbieten?" fragte Tom, mit einer eleganten Handbewegung auf eine Flasche Ale deutend. „Für die Güte dieses Getränkes bürge ich, oder wünschen Sie Thee? Derselbe hat freilich schon seit einer halben Stunde gezogen."

„Er strengt sich gewaltig an, die Honneurs zu machen," dachte die gnädige Frau, indem sie den jungen, zuvorkommenden Mann prüfend betrachtete. „Auffallend hübsch ist er; das muß man ihm lassen. Ich will mich zu ihm setzen. Die meisten Menschen werden beim Essen mitteilsam. Vielleicht erfahre ich allerlei von ihm. — Ich muß gestehen," sagte sie, während Tom die Theekanne auf den Tisch setzte, „daß ich Ihrer Auf-

forderung nicht zu widerstehen vermag. Ich bin gewohnt, um diese Tageszeit eine Tasse Thee zu trinken." Bei diesen Worten zog sie ihre Handschuhe aus und warf ihre Hutbänder über die Schultern zurück, während Tom seinen Platz am Tische wieder einnahm. „Ich wage es nicht, Ihnen einzuschenken," sagte er, sein Kotelett zerschneidend. „Das ist ein Vorrecht der Damen."

„O ich werde schon für mich sorgen. Wie oft kommen Sie nach Pierstoffe, Herr . . . Herr . . ."

„Sehr selten — höchstens viermal im Jahre."

„Ha, ha — jetzt merke ich es schon; er liebt Frau Temple oder ihre kleine Gehilfin," dachte Lady Styles. „Die Mode wirkt wohl verändernd auf alle Geschäftszweige ein?" fragte sie laut, in der Hoffnung, ihn zu einer ergiebigen Neuigkeitsquelle zu leiten.

„Allerdings," sagte Tom lakonisch. Er hatte ihre Absicht längst durchschaut. „Hier ist Brot, gnädige Frau, und wenn Sie viel Arbeitstrieb besitzen, so möchte ich Ihnen empfehlen, einige Garnelen zu nehmen, denn wer sich durch die angestrengteste Thätigkeit die allerkleinste Dosis Genuß verschaffen möchte, der esse diese Seekrebschen."

„Danke Ihnen, Pierstoffer Garnelen sind vorzüglich," sagte Lady Styles in rosigster Laune. Der junge, hübsche, unterhaltende Mann gefiel ihr ungemein. „Vermutlich kennen Sie Frau Temple erst seit kurzer Zeit?" bemerkte sie, das Examen wiederum beginnend.

„Ja," sagte Tom.

„Sie ist eine sehr angenehme Frau und sieht wie eine Dame aus. Das Stehen hinter dem Ladentisch ist nicht im Einklang mit ihrer vornehmen Erscheinung."

„Ganz meine Meinung!" rief Tom.

„Vermutlich ist sie ehedem wohlhabend gewesen und verarmt," fuhr Lady Styles fort, indem sie eine Garnele aushülste. „Man kennt das. Die Leute spekulieren heutzutage viel zu stark; anfangs geht alles mit dem Winde; plötzlich aber wendet sich das Blatt und das Vermögen ist wie weggeblasen. Aber, wissen Sie wohl," fuhr sie lebhafter fort, „was man sich hier zuflüstert? Pierstoffe ist nämlich ein Klatschnest erster Sorte; es heißt, daß Frau Temples Mann noch am Leben sei, doch habe ihn die Behörde, weil er Fälschungen der entsetzlichsten Art begangen, in eine unserer Strafkolonien geschickt."

Tom lächelte. „Der Tod von Frau Temples Gatte ist

ebenso unzweifelhaft, wie der jenes Tierchens, das Sie in der Hand halten, gnädige Frau."

„Ah, so kannten Sie ihn!" rief Lady Styles, erfreut, jetzt auf die rechte Fährte gekommen zu sein. Aber leider frohlockte sie zu früh, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Frau des Hauses trat herein. „Mein lieber Tom," rief sie erregt; doch als sie gewahrte, daß der junge Mann nicht allein war, stutzte sie und vollendete ihren Satz nicht. Lady Styles machte sich in ihrem Geiste eine kleine Notiz.

„Sie sind gewiß erstaunt, mich hier zu treffen, Frau Temple," rief sie. „Allein ich konnte mich nicht entschließen, das Haus zu verlassen, ohne zu erfahren, wer auf der Jagd gestürzt ist. Ich habe mich inzwischen nicht gelangweilt. Ihr Freund versteht die Honneurs zu machen. Auch habe ich niemals ein besseres Butterbrot und schmackhaftere Garnelen gegessen."

„Sie sind sehr nachsichtig, gnädige Frau. Ich glaube, der verwundete Herr ist ein Offizier. Er wohnt, wie ich höre, seit einiger Zeit mit mehreren Freunden in Hurst Lodge," fügte Käthe in der Hoffnung hinzu, die neugierige Dame durch diese Auskunft zu befriedigen und zum Fortgehen zu veranlassen.

„Ei, was Sie sagen! Die Herren in Hurst Lodge sollen eine tolle Wirtschaft treiben. Ich würde Ihnen raten, diesem Mieter baldmöglichst den Laufpaß zu geben, sonst erleben Sie, daß seine Kumpane tagtäglich ein und aus gehen, Ihnen das Haus vollpaffen und sich allerlei Freiheiten erlauben."

„O, ich hoffe, es wird nicht so schlimm werden," entgegnete Käthe gleichmütig.

„Man hätte ihn freilich nicht bis zu seiner Wohnung tragen können; auch würde es für Dr. Slade sehr unbequem sein, so oft den weiten Weg zu machen. Hat er ihn hier in seiner Nähe, so spart er sich viel Zeit und Mühe. Aber da kommt unser alter Freund ja selbst! Nun Herr Doktor, wie steht es mit Ihrem Patienten und wie heißt er?"

Der Arzt war mit würdevoller Haltung ins Zimmer getreten; Fanny, die unmittelbar nach ihm herein geschlichen war, versteckte sich hinter Käthe.

„Der Verwundete ist noch immer bewußtlos," antwortete der Angeredete, „und höchst wahrscheinlich wird er in diesem Zustande noch einige Stunden bleiben. Er hat den Arm gebrochen und offenbar eine starke Gehirnerschütterung gehabt.

Allein unsere treffliche Freundin, Frau Temple, wird für alle Arbeit und Mühe reichlich entschädigt werden. Ihr Mieter ist ein angesehener, reicher Mann, er heißt: Sir Hugo Galbraith!"

Fünfzehntes Kapitel.

Sir Hugo Galbraith!

Diese unerwartete Kunde traf drei der Anwesenden wie ein elektrischer Schlag. Frau Temple zuckte zusammen; ein flammendes Rot flog über ihr Gesicht. Fannys Lippen entfuhr ein „O!" der Ueberraschung, das der gewandte Tom mit der ihm eigenen Geistesgegenwart durch ein kräftiges Räuspern zu übertönen suchte, obwohl ihm selbst das Blut in diesem Augenblick stärker wallte, als zuvor. Lady Styles bemerkte nichts von dem erregenden Eindruck, den der Name des Verwundeten auf die übrigen machte. Unbefangen rief sie: „Ei Herr Doktor, also Sir Hugo Galbraith ist es? Nun es ist mir lieb, daß keiner meiner Freunde von diesem Unglück betroffen ist. Freilich thut es mir für Frau Temple leid, daß ein mißgünstiges Geschick ihr einen so unliebenswürdigen Mieter zugeführt hat." Sich dann zu Käthe wendend, fügte sie in dem Tone herablassender Ermahnung hinzu: „Hüten Sie sich vor diesem Menschen! Denken Sie, so oft ich ihn aufforderte, an einer Gesellschaft teilzunehmen, gab er mir einen Korb. Nun, das hat natürlich einen triftigen Grund. Junge Herren, die den Verkehr mit ihren Standesgenossen meiden, pflegen sich zu ungebildeten Leuten zu gesellen. Ihr Patient, Herr Doktor, ist kein Tugendspiegel, das weiß ich. Also sorgen Sie dafür, daß er bald gesund wird und Frau Temple nicht lange zur Last fällt."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht," versicherte der Arzt. „Allein seine Genesung ist nicht abzusehen, obschon ich seinen Zustand nicht für unbedingt lebensgefährlich halte." Während dieser Worte fiel sein Auge auf Tom.

„Hoffentlich wird Ihr Patient keiner anstrengenden Pflege bedürfen," sagte dieser, den prüfenden Blick des neugierigen Mannes unbefangen erwidernd, „Frau Temple ist durch Geschäftspflichten bereits genugsam beansprucht und hat keine Zeit, Kranke zu pflegen."

Käthe fühlte die Notwendigkeit, Tom vorzustellen, und sagte daher schnell: „Dieser Herr ist Fräulein Lees Anverwandter und gleichzeitig unser Agent in London.“ Doch als sie diese Worte sagte, war sie so verwirrt, daß ihr die eigene Stimme fremd klang.

„So!“ sagte Herr Dr. Slade.

„Ei!“ rief Lady Styles.

Dann aber setzte der Arzt mißgestimmt hinzu: „Ich bildete mir ein, Frau Temple einen großen Dienst zu erweisen, indem ich ihr in dieser geschäftsflauen Zeit einen Kostgänger verschaffte, der ihr vor einem Monate nicht auf und davon laufen kann und der ihr, als reicher Mann, alles bezahlen wird, was sie ihm ankreidet. Aber ich sehe schon, ich bin vor die falsche Schmiede gekommen, und statt des erwarteten Dankes regnen von allen Seiten Vorwürfe auf mich herab.“

„Niemand denkt daran, Ihnen Vorwürfe zu machen,“ rief Lady Styles begütigend.

„Nein, gewiß nicht, Herr Doktor. Glauben Sie mir — ich bin Ihnen aufrichtigen Herzens dankbar für Ihre gütige Fürsorge,“ stimmte Frau Temple ein. „Fanny und ich werden keine Mühe scheuen, so daß der fremde Herr mit seiner Verpflegung zufrieden sein kann. Doch verhüte Gott, daß er unter meinem Dache stirbt!“

„Sterben!“ wiederholte der Arzt, dessen Unwille durch diese Erklärung erheblich gemildert wurde. „Er denkt nicht ans Sterben. Seine Pflege soll Ihnen übrigens keinerlei Arbeit bereiten. Sir Hugos Bursche, der mir ein sehr anstelliger, gelehriger Mensch zu sein scheint, wird die Aufwartung seines Herrn übernehmen.“ Der Arzt griff nach seinem Hut.

„Sir Hugo Galbraith soll vor einiger Zeit ein großes Vermögen geerbt haben,“ sagte Lady Styles, die nicht abgeneigt schien, sich abermals niederzusetzen, um das interessante Thema mit Muße zu besprechen.

„Es kommt mir vor, als gehe soeben jemand in den Laden,“ bemerkte Frau Temple. „Sieh einmal nach, wer es ist, Fanny!“ Sie gab dabei dem jungen Mädchen einen leichtverständlichen Wink.

Fanny eilte in das Nebengemach und kehrte gleich darauf mit der Meldung zurück, daß Lady Styles' Wagen vor der Thür stehe.

„Dann muß ich leider fort!“ rief die Dame im Tone

aufrichtigen Bedauerns. Sie sah nach der Uhr und setzte hinzu: „O weh, o weh, — es ist schon sehr spät; ich vergaß, daß ich eine lange Fahrt zurückzulegen habe. Höchst unangenehm ist es mir überdies, daß ich mich morgen auf eine kleine Reise begeben muß — und erst nach vier Wochen zurückkomme. Bei meiner Heimkehr werde ich natürlich unverzüglich bei Ihnen vorsprechen. — Hoffentlich haben Sie dann einen ganzen Sack voll interessanter Neuigkeiten auszukramen, Frau Temple.“ Sie wandte sich nunmehr zu dem Arzt und sagte: „Ich werde Sie mitnehmen, verehrter Freund, und vor Ihrem Hause absetzen. Ist Ihnen das recht?“

„Nicht wahr, Herr Doktor,“ bat Frau Temple eindringlich, „Sie kommen diesen Abend noch einmal wieder, um nach dem Verwundeten zu sehen?“

„Gewiß,“ entgegnete Dr. Slade. „Zwischen neun und zehn können Sie mich erwarten. Adieu, Frau Temple.“

„Adieu, Herr Tom — so oft ich Sir Hugos Namen höre, werde ich der Garnelen gedenken, die Sie mir vorgesetzt haben,“ sagte Lady Styles huldvoll.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, wollte Tom seinem bewegten Herzen durch Worte Luft machen, allein Frau Temple legte warnend den Finger auf den Mund und verharrte in dieser Stellung, gespannt lauschend, bis das Rollen von Wagenrädern ihr anzeigte, daß Lady Styles und der Arzt das Haus verlassen hatten. Als aber Fanny wieder ins Zimmer trat, sank sie erschöpft auf einen Stuhl.

„Dies ist das seltsamste Spiel des Zufalls, das ich je erlebt habe,“ rief Tom.

„Ich bin außer mir vor Angst und Erregung,“ gestand Fanny, die Hand aufs Herz drückend.

„O Tom, Tom! Wie entsetzlich wäre es, wenn er hier in meinem Hause stürbe!“ sagte Frau Temple sorgenvoll, indem sie unwillkürlich die Hände faltete.

„Das wäre freilich sehr mißlich,“ versetzte Tom. „Da wir jedoch an der Thatsache, daß Ihr Feind sich unter Ihrem Dache befindet, nichts ändern können, so ist es am besten, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und an der Hoffnung festzuhalten, daß er sich schnell erholt und dann das Feld räumt.“

„O Tom, er sah aus wie ein Sterbender! Sein Anblick ging mir durch Mark und Bein.“

„Du hättest ihn nicht ansehen sollen, liebes Herz,“ sagte Fanny. „In diesem Fall wäre es klüger gewesen, meinem Beispiele zu folgen und den Kopf in den Busch zu stecken.“

„Wenn er sterben sollte," nahm Käthe wiederum das Wort, „so würde der Streit um die Erbschaft nicht beendet sein. Seine vermeintlichen Rechte würden auf andere übergehen, aber dann hätte der Kampf jeglichen Reiz für mich verloren. Nur diesen einen Feind möchte ich besiegen, kein anderer Gegner könnte mich kriegslustig machen."

„Glauben Sie, daß wir jetzt einen Kriegsrat über die zu diesem Kampfe erforderlichen Vorbereitungen halten können, ohne gestört zu werden?" fragte Tom.

„Ja!" rief Käthe. „Ich brenne vor Begierde, Ihre Nachrichten zu hören. Beste Fanny, gib Frau Mills den Auftrag, für Hugos Burschen ein gutes Abendessen herzurichten. Wie eigen ist es, solche Befehle erteilen zu müssen! Ich will es als eine günstige Vorbedeutung betrachten, Tom, daß mir mein Feind in hilflosem Zustande gerade in dem Augenblick ins Haus getragen wird, wo der erste Schimmer eines aufdämmernden Morgenrotes mir die Aufklärung des geheimnisvollen Ereignisses verheißt. Mein Herz sagt mir, daß Ihre Mitteilungen bedeutsame Aufschlüsse enthalten."

„Allerdings sind meine Nachrichten nicht ganz unwesentlich; doch warne ich Sie im voraus, ihnen eine allzu große Bedeutung beizulegen."

Tom fing sofort an, seine Neuigkeiten auszukramen. Er erzählte, daß der langersehnte Kapitän Gregory jetzt endlich in London eingetroffen sei. Natürlich hatte er ihn nach Empfang dieser Nachricht sofort aufgesucht, ein eingehendes Gespräch mit ihm geführt, und den Eindruck mit sich hinweggenommen, daß er es mit einem rechtschaffenen Menschen zu thun habe. „Gregory ist kein Windbeutel, kein Prahlhans, wie Poole," sagte Tom. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schrieb, daß ich Poole stets im Auge behalte. Er scheint mir neuerdings in schlechte Gesellschaft geraten zu sein, denn man sieht ihn manchmal in Begleitung des Vagabunden Trapes, der stets viel Geld in der Tasche zu haben und ihn zu allerlei Thorheiten zu verführen scheint. Um mit ihm in Beziehung zu bleiben, ging ich neulich eine kleine Wette mit ihm ein. Gegen mein Erwarten gewann ich dieselbe, und Poole bat mich, ihm seine Schuld zu kreditieren, da er sein Portemonnaie nicht bei sich habe. Ich war's zufrieden, und als er sich demgemäß nach einigen Tagen bei mir einstellte, ließ ich mich mit ihm in eine längere Unterredung ein — ich suchte ihm, ohne daß er es merkte, auf den Zahn zu fühlen — doch gelang es mir nicht, irgend etwas aus ihm herauszuspionieren. Im Gegenteil, mein Glaube an die

Echtheit des von Ihnen angezweifelten Dokumentes ward durch dieses Gespräch eher gestärkt, als geschwächt. Schließlich erzählte er mir noch, daß Ford seine ehemalige Stellung aufgegeben und sich als Fonds- und Effektenmakler etabliert habe."

„Und was sagte Kapitän Gregory?" fragte Käthe, die mit vorgebeugtem Oberkörper dieser kurzen Schilderung gelauscht und Wort für Wort in sich aufgenommen hatte.

„Die Unterredung, die ich mit diesem Manne gehabt habe, scheint mir wichtiger," antwortete Tom. „Denken Sie sich ihn als einen Seemann, wie man ihn auf unseren Kauffahrteischiffen häufig findet, von rauhen Sitten, aber unverdorbenem, wohlwollendem Herzen, stets gewohnt, in allen Lebenslagen die Augen offen zu haben. Von den bisher stattgefundenen Ereignissen hatte er wenig erfahren. Er wußte nur, daß Herr Travers gestorben sei und daß Sie seiner Schwester in großer Bedrängnis hilfreiche Hand geleistet haben. Er war sehr erstaunt über die eingetretenen Veränderungen und zeigte sich bereit, jedwede Auskunft zu erteilen, die in seiner Macht lag."

„Es scheint mir am besten, seine eigenen Worte wiederzugeben," fuhr Tom nach einer kurzen Ueberlegung fort. ‚Mein Vater,' so sagte Gregory, ‚hat allerdings von dem betreffenden Testamente, wenn auch nicht von dessen Inhalt, gesprochen. Der Alte war leicht zu verstimmen, und ich entsinne mich noch sehr deutlich, daß er vor jetzt etwa zwei Jahren wiederholt darüber geklagt hat, daß Herr Travers nicht mehr so rüstig und thätig sei, wie ehedem, und seinem Prokuristen Ford, der ihn aus irgend einem Grunde nicht leiden könne, allzu viel anvertraue. Mein Vater rechnete, weil sein Prinzipal ihn mit der Aufsetzung seines Testaments betraut hatte, mit Zuversicht auf eine Gehaltserhöhung, und als dieselbe nicht eintrat, schob er die Schuld dieser Enttäuschung Herrn Ford in die Schuhe, doch tröstete er sich mit dem Ausspruch: Nun, Ford wird's dermaleinst auch schon merken, wie es einem bei solchen Enttäuschungen zu Mute ist. Er wird sich gewaltig ärgern, wenn er erfährt, daß er einer Frau gehorchen muß! Aus dieser Aeußerung schloß ich, daß die gesamte Erbschaft Frau Travers zufallen werde.'"

„Fragten Sie ihn nicht," warf Käthe ein, die ihren Berichterstatter mit keiner Silbe unterbrochen hatte, „ob sein Vater das Dokument selbst geschrieben oder die Arbeit einem anderen übertragen habe?"

„Ja, das that ich," antwortete Tom, „und darauf erwiderte mir der Kapitän: ‚Wenn ich mich nicht irre, so schrieb

Vater es Wort für Wort. Er besaß eine wunderschöne Handschrift. Ich erinnere mich, daß er diesen Auftrag, den er insgeheim von Herrn Travers erhielt, mit großer Bereitwilligkeit ausführte, da er sich, wie gesagt, einbildete, daß er nach Beendigung desselben ein besseres Salär erhalten werde, das er ausnehmend gut hätte brauchen können, da ihm meine Schwester und deren Kinder große Ausgaben verursachten. Er sagte mir, daß sein Name in dem Testamente nicht erwähnt sei, weil er es selbst aufgesetzt und im Verein mit einem zweiten Zeugen, Namens Poole, beglaubigt habe; aber das beunruhige ihn nicht, da Herr Travers ihm versprochen habe, seiner Frau eine Weisung in betreff der Sicherstellung seiner Zukunft zu erteilen. Offenbar hat Herr Travers sein Wort gehalten; denn sonst würde seine Witwe sicherlich nicht sich meiner Schwester in so großmütiger Weise angenommen haben!' — Das ist alles," schloß Tom, „was Kapitän Gregory weiß. Sie sehen, liebe Freundin, es ist sehr wenig."

„Und doch genug, mich in meinen Vermutungen zu bestärken," entgegnete Käthe mit blitzenden Augen. „Aber freilich, was helfen mir meine Vermutungen, wenn es mir nicht gelingt, andere Menschen von ihrer Richtigkeit zu überzeugen?"

„Ja — da steckt der Haken," sagte Tom, ihrer Ansicht beistimmend — doch schien er seine Worte mehr an sich selbst als an Frau Temple zu richten; „denn könnte Ihnen nicht erwidert werden, daß Ihr seliger Mann das vom alten Gregory aufgesetzte Testament vielleicht schon am Tage nach dessen Abfassung wieder vernichtet habe? Jedenfalls würden diese Aussagen, die Ihnen bedeutungsvoll erscheinen, in keinem Gerichtshof als wichtige Beweise gelten."

„Hältst du sie ebenfalls für wertlos?" forschte Fanny, welche im Laufe des Gesprächs geräuschlos hereingetreten war.

„Das nicht," antwortete Tom zögernd. „Ich scheue mich zwar, einen Hoffnungsfunken anzufachen, der sich hernach als Irrlicht erweisen könnte; doch muß ich bekennen, daß die Behauptung unserer Freundin offenbar durch zwei Punkte in Gregorys Aussage unterstützt wird. Erstens stimmt die Angabe des Datums des von dem Buchhalter aufgesetzten Testaments ungefähr mit dem des Dokuments überein, das ihre Enterbung hervorrief, und zweitens sind die Zeugen die nämlichen; diese beiden Thatsachen sprechen für die Möglichkeit, daß die von Gregory geschriebene Urkunde durch eine gefälschte verdrängt worden ist."

„Welche Strafe steht auf einem solchen Betrug?" fragte Käthe plötzlich.

„Je nach der Sachlage längeres Gefängnis oder selbst Zuchthaus. Weshalb diese Frage? Sehen Sie Ihren unbekannten Widersacher bereits in Ketten und Banden?"

„Ja," sagte Frau Temple, „und die Scheu vor der Verwirklichung dessen, was ich mit meinem geistigen Auge sehe, macht mich unschlüssig, denn jetzt liegt es noch in meiner Macht, ihn vor der entsetzlichen Züchtigung zu bewahren."

Ihre Stimme zitterte, als sie diese Worte sprach. Zu Toms und Fannys größter Bestürzung brach sie in Thränen aus und eilte aus dem Zimmer.

„Die arme, schwergeprüfte Käthe!" rief die letztere voll Mitgefühl. „Ich entsinne mich nicht, daß ich sie jemals habe weinen sehen. Es ist begreiflich, daß die seltsamen Begebenheiten dieses Abends und der Anblick des verhaßten Mannes sie heftig erschüttert haben."

Käthe kehrte bald zurück. Sie brachte die Nachricht, daß der Verwundete noch immer bewußtlos sei, daß aber sein Bursche durchaus nicht verzagt zu sein scheine; denn er habe der Haushälterin anvertraut, daß er seinen Herrn schon oftmals in gleicher, wenn nicht schlimmerer Lage gesehen habe. „Ich habe unserer guten Frau Mills die verhängnisvolle Neuigkeit offenbart," fügte sie hinzu. „Die Alte war wie vom Schlag getroffen und starrte mich mit weitgeöffneten Augen ungläubig an. Dann flammte ihr Zorn in lichterlohen Flammen auf. Jetzt ist sie ruhiger und fängt an, sich in das Unvermeidliche mit Würde zu fügen. Mir ist dadurch wenigstens ein kleiner Stein vom Herzen genommen."

Etwas später am Abend stellte sich Dr. Slade wieder ein und kam, nachdem er im Krankenzimmer gewesen war, zu Frau Temple, um ihr zum zweitenmal die Versicherung zu geben, daß vorderhand nichts erforderlich sei als Ruhe und Geduld, und daß er hoffe, der morgende Tag werde eine günstige Wendung bringen.

Er entwarf eine detaillierte Schilderung des Unglücksfalles, die weder von Frau Temple noch von Fanny recht verstanden wurde, jedoch für Tom großes Interesse hatte. Er teilte den Anwesenden sodann mit, daß Sir Hugo allerdings in Hurst Lodge gewohnt habe, aber daß er nicht in näheren Verkehr mit den anderen dort logierenden Herren getreten sei. Man halte ihn allgemein für einen einsilbigen, hochmütigen, ungeselligen Menschen, übrigens könne er (Dr. Slade) sich nicht über ihn beklagen, da er stets höflich von ihm behandelt worden sei. Sein Verwandten- und Freundeskreis scheine sehr klein; er

habe den Diener gefragt, wen er von dem traurigen Vorfall benachrichtigen solle, und dieser habe ihm nur die Adresse eines Oberst Upton aufgegeben, an den er auch sofort geschrieben habe. Die Unterhaltung wandte sich nun auf andere Gegenstände und beschränkte sich zuletzt fast ausschließlich auf das Gebiet der Politik. Endlich brach er auf und die Bewohner des Berliner Bazars gingen, ermüdet von den Ereignissen des Tages, zur Ruhe.

Am anderen Tage hatte Frau Temple eine abermalige Beratung mit Tom. Dieser machte den Vorschlag, die Aussage des Kapitäns Gregory zu Protokoll nehmen zu lassen, damit man auch im Fall seiner Abwesenheit sich auf dieselbe berufen könne, sobald ein Augenblick zum Handeln eingetreten sei; im übrigen aber müsse man sich gedulden, bis man kräftigere Anhaltspunkte gefunden habe. Käthe sah die Zweckmäßigkeit dieses Rates ein und beschloß, so schwer es ihr ward, sich nach wie vor abwartend zu verhalten und erst dann an ihren Rechtsanwalt zu schreiben, wenn sie mehr Material gesammelt hatte.

„Ich bedaure fast, mit Kapitän Gregory gesprochen zu haben," meinte Tom, als er sich zur Abreise anschickte. „Seine Auskunft hat mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Sie hat Ihre Kampflust und Ihren Argwohn, daß ein falsches Spiel mit Ihnen getrieben sei — aufs neue erregt und Sie nervös und unruhig gemacht."

„Sie irren, Tom," erwiderte Käthe. „Im Gegenteil; diese Mitteilung hat tröstend und beruhigend auf mich gewirkt. Bestärkt sie mich doch in dem beglückenden Glauben, daß mein seliger Mann meine Liebe und Hochachtung verdiente und daß er niemals die schändliche Absicht gehabt hat, mich — mittellos, meiner Freunde beraubt und den häßlichsten Verleumdungen preisgegeben — zurückzulassen."

* * *

Erst am Abend des Tages, der jener verhängnisvollen Jagd folgte, gab Sir Hugo das erste Zeichen seines wieder erwachenden Bewußtseins, dann aber kehrte ihm die Besinnung sehr bald völlig zurück. Wie Dr. Slade vorausgesagt hatte, brachte die Pflege des Verwundeten keine erheblichen Umwälzungen im Haushalte hervor. Alles ging seinen geregelten Gang.

Es war fast unglaublich, daß sich der Erzfeind unter Käthes Dach befand und dennoch in keiner Weise auf den Frieden des Hauses störend einwirkte. Der die Küche durchströmende Duft frisch bereiteten Rindfleischthees, eine sorgfältigere Auswahl

leichter appetitreizender Speisen, ein etwas größerer Braten für den Mittagstisch und ein vermehrter Verbrauch des von Tom Reed so sehr gerühmten Ales waren die einzigen äußerlich bemerkbaren Folgen jenes wunderbaren Ereignisses, welches die junge Witwe mit zwingender Gewalt aus ihrem Stillleben aufgerüttelt hatte.

Sir Hugo erholte sich bald so sehr, daß er sich den Tag über in dem an sein Schlafgemach grenzenden Zimmer aufhalten konnte, und waren keine Käufer im Laden, so hörten Käthe und Fanny ihn oft langsam auf und ab wandern. Der Arzt besuchte ihn täglich und pflegte jedesmal mit sichtlicher Befriedigung Frau Temple zu sagen, sein Patient mache, obwohl er durch Ungeduld seine Genesung verzögere, erfreuliche Fortschritte.

Sir Hugo ward sehr bald Käthes Kunde. Er abonnierte auf alle Zeitungen und Monatshefte, die Frau Temple ihm zur Verfügung stellte. Nach einiger Zeit spürte man im Hause den Duft guter Cigarren.

„Ach," sagte Fanny, als sich ihr derselbe zum erstenmal bemerklich machte, „das ist ein köstlicher Geruch; er erinnert mich an Tom!"

Es war ein regnerischer Nachmittag. Fast vierzehn Tage waren seit Sir Hugo's Ankunft vergangen; Frau Temple und Fanny befanden sich im Laden; die letztere war mit einer Spitzenarbeit beschäftigt, während die erstere einen geistsprühenden Aufsatz las, den ihr Tom empfohlen hatte. Der Tag war in geschäftlicher Beziehung ungünstig gewesen; schon seit mehreren Stunden hatte kein Käufer die Schwelle überschritten, und Käthe fand daher Zeit, einem Ruf der guten Frau Mills zu folgen, die plötzlich mit geheimnisvoller Miene hinter dem bekannten Thürfensterchen erschien. „Denken Sie sich, Frau Temple," sagte die Alte, als ihre Herrin ihrem Winke entsprechend, das Wohnzimmer betrat, „Sir Hugo Galbraith läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch zu ihm heraufkommen und einen Brief für ihn schreiben."

„Ich soll einen Brief für ihn schreiben?" fragte Käthe erstaunt.

„Ja," bestätigte Frau Mills, die Stirn runzelnd. „Ich hätte ihm am liebsten die Kanne, die ich in der Hand hielt, an den Kopf geworfen, als er das sagte. Sein Bursche ist ausgegangen. Als er klingelte, ging ich hinauf und fragte, was er wünsche. Er erkundigte sich, ob ich schreiben könnte. ‚Natürlich,' antwortete ich. ‚Nun, dann holen Sie rasch Tinte und Papier,' sagte er, ‚ich will Ihnen einen Brief diktieren.' —

‚Oho,‘ sagte ich, ‚das ist etwas ganz anderes, für fremde Herrschaften zu schreiben, als für sich selbst. Ich würde es Ihnen nicht gut genug machen.‘ — ‚Sind Sie denn nicht die Frau vom Hause?‘ fragte er. ‚Nein, Sir Hugo,‘ sagte ich, ‚die schreibt, wie keine andere.‘ — ‚Nun, so laufen Sie geschwind hinunter,‘ rief er ungeduldig, ‚ich möchte gern von ihr einen Brief geschrieben haben.‘ Ohne ein Wort zu sagen — denn was in aller Welt sollte ich ihm antworten? — bin ich hierhergekommen.“

Frau Temple stand mehrere Augenblicke regungslos und stumm da; ihre Augen ruhten auf der Haushälterin, doch schien sie dieselbe nicht zu sehen. Was sollte sie thun? War es ratsam, ihm die Bitte abzuschlagen? Durfte sie Fanny hinaufschicken? Nein, Fanny war zu jung — zu unbedacht in ihren Aeußerungen. Ueberdies empfand sie ein unwiderstehliches Verlangen, ihren Feind von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Während sie noch überlegte, ward sie durch ein schrilles, Ungeduld verratendes Klingeln zu einem schnellen Entschluß gedrängt. „Ich will zu ihm gehen, Frau Mills,“ sagte sie, „teilen Sie es Fräulein Fanny mit.“ Ohne sich durch ferneres Grübeln zaghaft und nervös zu machen, flog Käthe die Treppe hinauf. Die Thür war angelehnt. Leise öffnete sie dieselbe und betrat so geräuschlos das Zimmer, daß Sir Hugo es nicht hörte. Er ruhte auf dem Sofa, mit einer Cigarre im Munde und einer Zeitung in der linken Hand; sein Arm hing, von Tüchern umhüllt, in einer Binde. Der große, hagere Mann lag in einen weichen, grauen Schlafrock gehüllt, der mit indischer Stickerei von der nämlichen Farbe bedeckt war. Sein schmales Gesicht zeugte, obwohl es sehr bleich aussah, von häufigem Aufenthalt in freier Luft; sein langer Schnurrbart war rötlich blond, sein Haar eine Nuance dunkler und an der einen Schläfe, auf der sich eine offenbar von einem Säbelhieb herrührende Narbe befand, sehr dünn. Da er sich nicht bewegte, trat Käthe an den inmitten des Zimmers stehenden Tisch und sagte, indem sie sich mit der einen Hand auf die Platte stützte, „Sie wünschen mich zu sprechen?“

Bei dem leisen, aber glockenreinen Ton ihrer Stimme schaute Sir Hugo erstaunt empor und warf, von seinem Ruhelager aufspringend, seine Cigarre ins Feuer.

„Ich bitte um Verzeihung,“ rief er, sie anstarrend, als sei sie eine Vision. Sein Organ war tief und hart, aber seine Aussprache kennzeichnete ihn als einen gebildeten Mann. In seinen Augen lag ein finsterer Ernst, Käthe glaubte noch nie-

mals so düster blickende Augen gesehen zu haben. „Ich bitte um Verzeihung," wiederholte er nach einer Pause, „ich hatte den Wunsch ausgesprochen, die Frau des Hauses zu sehen."

„Ich bin die Frau des Hauses," entgegnete sie ruhig, indem sie seinen Blick ertrug und erwiderte, ohne mit den Wimpern zu zucken, und ihre dunklen Augen unwillkürlich einen Ausdruck annahmen, den Sir Hugo später einem vertrauten Freunde mit folgenden Worten schilderte: „Sie sah mich an, wie dich ein Mann ansehen würde, der dich zu einem Zweikampf auf Tod und Leben aufgefordert hat und mit gezücktem Schwert vor dir steht. Nie zuvor hatte mich jemand mit solchem Haß und solcher Verachtung angeblickt."

Wie durch einen Zauber gebannt, standen Sir Hugo und Käthe einander sprachlos gegenüber. Er war der erste, der seine Fassung wiedergewann, und mit möglichstem Gleichmut sagte er: „Dürfte ich Sie bitten, einige Zeilen für mich zu schreiben? Mir liegt viel daran, noch vor dem Abgang der Post einen Brief abzuschicken, sonst würde ich Ihnen diese Mühe nicht verursachen.

„Ich werde Ihnen diesen Dienst erweisen," antwortete sie in ihrer schlichten Weise. „Wo sind Ihre Schreibmaterialien?"

„Im Nebenzimmer. Ich werde sie holen."

„Nein, bleiben Sie hier," sagte Käthe, „Sie müssen sich schonen." Sie brachte eine Schreibmappe und ein Tintenfaß herbei, und als sie diese Gegenstände auf den Tisch legte, fügte sie hinzu: „Nun fehlt noch eine Feder; es ist am besten, wenn ich mir meine eigene hole." Ohne sein Gutachten abzuwarten, lief sie hinunter zu ihrem Schreibtisch. Als sie zurückkehrte, stand Sir Hugo noch genau in der nämlichen Stellung, die er gehabt hatte, als sie das Zimmer verließ. Sie setzte sich ohne weiteres an den Tisch, schob den Briefbogen in eine ihr zusagende Lage und sagte, indem sie die Augen zu ihm aufschlug: „Ich bin bereit." Abermals begegnete sie seinem düster forschenden Blick und abermals trat, ohne daß sie es wollten, eine Pause ein, während welcher sie einander prüfend betrachteten.

„Ich bin bereit," wiederholte Käthe.

„Mein lieber Upton!" begann Sir Hugo sein Diktat.

„Wenn Sie den Brief in der ersten Person anfangen," sagte Käthe „wie soll dann die Unterschrift lauten? Sie sind ja nicht imstande zu schreiben. Wäre es nicht zweckmäßiger, mit den Worten: ‚Geehrter Herr! Sir Hugo Galbraith hat mich beauftragt,' zu beginnen?"

„Dann müßten Sie Ihren Namen unter das Schreiben

setzen und das paßt mir nicht," entgegnete er. „Ich werde den Versuch machen, mit der linken Hand zu unterzeichnen."

„Gut; so fahren Sie fort," sagte Frau Temple.

„Mein lieber Upton. Dein Brief war mir willkommen. Ich befinde mich zwar auf dem Wege der Besserung, doch ist meine Gesundheit leider noch durchaus nicht sattelfest. Wenn der Rappe, von dem wir gesprochen haben, wirkich die guten Eigenschaften besitzt, die ihm nachgerühmt werden — und du kannst das ja am besten beurteilen — so bin ich nicht abgeneigt, ihn zu kaufen."

„Bitte, halten Sie einen Augenblick inne," unterbrach ihn Frau Temple, indem sie schelmisch lächelnd zu ihm emporschaute. „Ich bin kein Stenograph."

„Entschuldigen Sie," gab er zurück und lächelte ebenfalls, und dieses Lächeln verschönte sein Gesicht in hohem Grade. „Mir ist noch niemals das Glück zu teil geworden, einen Schreiber zu besitzen. Ich bin nicht gewohnt zu diktieren."

„Ihn zu kaufen," las Frau Temple, die Augen unverwandt auf den Briefbogen heftend. „Weiter!" Sir Hugo folgte ihrer Aufforderung nicht gleich.

„Wirklich die guten Eigenschaften besitzt," diktierte Galbraith.

„Das haben Sie schon einmal gesagt."

„Würden Sie wohl die Güte haben, mir den Brief vorzulesen?"

Frau Temple that es.

„Ah so — Hm — Ja — nicht abgeneigt, ihn zu kaufen. Obgleich jetzt die Schonzeit vorüber ist, so brauche ich doch nicht unbedingt ein Jagdpferd. Ich will daher keinesfalls den angesetzten hohen Preis bezahlen und auch kein Gebot stellen, ohne das Tier gesehen zu haben."

Käthe machte wiederum ein Zeichen mit der Hand und Galbraith verstummte sofort und wartete geduldig, bis ihre Feder seine Worte verzeichnet hatte und sie — aber diesmal, ohne ihn anzublicken — laut las „Gesehen zu haben."

„Gesehen zu haben," wiederholte Sir Hugo. „Was wollte ich doch noch hinzusetzen? Ah — so jetzt fällt es mir ein: Ich hätte gern einen Hengst mit vollem Schweif, starken Gliedern, breiter Brust, mutig und so recht geeignet, mich bei jeder Jagd an die Tete zu tragen."

Eine abermalige Pause erfolgte.

„Ich darf Sie nicht allzu lange in Anspruch nehmen," sagte Galbraith, seinen Schnurrbart langsam drehend; offenbar war seine Erfindungskraft erschöpft. „Fügen Sie nur noch hinzu, daß ich willens sei, mich von meinem Rotschimmel zu trennen und

ihm das Pferd zur Verfügung zu stellen, da es ihm im Felde ausgezeichnete Dienste leisten könnte und mein rechter Arm wohl niemals wieder kampffähig werden würde. Uebrigens hoffe ich, ihn binnen kurzem in London zu sehen."

„Haben Sie das alles geschrieben?" fragte er nach wenigen Minuten.

„Ja," erwiderte sie.

„Nun, so schließen Sie den Brief und ich will dann versuchen, meinen Namen darunter zu setzen."

„Wie sollen die Schlußworte lauten?"

„Der Deinige," erwiderte Galbraith. „Upton hat noch niemals einen so gut geschriebenen Brief von mir bekommen," setzte er hinzu, als sie ihm die Epistel reichte und ihm während des Lesens Mappe, Tintenfaß und Feder zuschob. Dem Unterschreiben stellte sich ein Hindernis entgegen; denn als Sir Hugo mit der linken Hand schreiben wollte, verschob sich das Papier, und da er es nicht selbst festhalten konnte, so kam sie ihm, dem Impulse ihres wohlwollenden Herzens folgend, zu Hilfe und hielt den Bogen fest, und so gelang es ihm mit einiger Anstrengung, seinen Namen darauf zu kritzeln. „Haben Sie Dank! Sie haben mir in Wahrheit einen großen Dienst erwiesen," sagte er einfach aber aufrichtig. „Wenn Sie nun noch die Adresse schreiben wollen, so kann ich Sie Ihres Schreiberamtes entheben. Welch eine ausnehmend schöne Handschrift!" fuhr er, wie in einem Selbstgespräch begriffen, fort, während sie Oberst Uptons Namen auf das Couvert setzte. „Jedes Wort ist deutlich und völlig fehlerfrei."

„Wir Geschäftsleute erhalten in der Regel eine gediegene Erziehung," sagte Frau Temple in demütigem Tone, indem ein fast unmerkliches Lächeln ihre Mundwinkel umspielte. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Details der eigentümlichen Rolle, die ihr durch ihre Lage aufgedrängt war, möglichst fein durchzuführen. „Soll ich jetzt Ihr Billet zusammenfalten oder haben Sie noch eine Nachschrift hinzuzufügen?"

„Nein, ich bin fertig, besten Dank," erwiderte Galbraith, ihr den Brief zögernd darreichend. Sie beeilte sich, den Bogen in das Couvert zu schieben.

„Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Sie über kurz oder lang abermals um die nämliche Dienstleistung zu bitten," sagte Sir Hugo, langsam das Zimmer durchmessend. Jetzt, wo er vor ihr stand, erschien er Käthe weit größer, als da er auf dem Sofa lag. „Ich werde wahrscheinlich mehrere Briefe zu beantworten haben und bin völlig schreibunfähig."

„Herr Dr. Slade würde sich gewiß weit besser zum Famulus eignen, als ich," erwiderte sie. Bei diesen Worten färbten sich ihre Wangen mit einem etwas dunkleren Rot.

„Schwerlich," sagte er. „Aerzte schreiben meist in abscheulichen Hieroglyphen. Ich hege die feste Zuversicht, daß Sie mir im Notfall Beistand leisten."

„Ja, im Notfall," versetzte Käthe schnell. „Ich werde diesen Brief sofort zur Post schicken," fügte sie hinzu. Adieu!"

„Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen nochmals," sagte Galbraith, ihr die Thür öffnend. Als sie das Zimmer verließ, verneigte er sich so tief und ehrerbietig vor ihr, als sei sie eine Herzogin.

Sechzehntes Kapitel.

Sir Hugo Galbraith war der letzte Sproß eines alten adligen Geschlechtes. Seine Vorfahren hatten schlecht gewirtschaftet, und sein eigener Vater hatte, in ihre Fußstapfen tretend, den Rest des Vermögens vergeudet.

Als Hugo nach einer lückenhaften Erziehung mündig wurde, entschloß er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch aus freiem Antrieb, das Fideicommiß aufzuheben. Schweren Herzens, denn seiner innersten Natur zufolge hing er mit unverbrüchlicher Pietät an dem alten Familiensitz, auf dem die Galbraith von Kirby Grange seit vielen Generationen als angesehene Landedelleute geschaltet und gewaltet hatten. Und doch that er diesen Schritt aus freiem Antriebe; sein stolzer Geist vermochte die Schande einer ungetilgten Schuldenlast nicht zu ertragen.

Seine Jugendjahre verlebte Hugo Galbraith auf Kirby Grange, meistens sich selbst überlassen. Seine Mutter verlor er, als er noch ein kleiner, unerzogener Springinsfeld, der Schrecken seiner Kinderfrauen war. Sein Vater war selten daheim. Der Unterricht, den man ihm angedeihen ließ, beschränkte sich auf die geringen Kenntnisse, die ihm von dem Pfarrer des Ortes mit großer Mühe eingetrichtert wurden. In allen, einen echten Junker zierenden Leibesübungen machte er schnelle Fortschritte. Kein Pferd war ihm zu wild. Er war ein guter Schütze, ein kühner Segler, und auf Kirby Grange konnte er beides bethätigen, denn die Waldungen des Gutes grenzten an einen jäh abschüssigen Strand, auf dem manch arme Fischerfamilie wohnte.

Den Fischersleuten war der junge Herr jederzeit ein willkommener Gast und sich mit ihnen zu unterhalten, ward ihm nicht schwer. Freilich war er mit seinen Worten niemals verschwenderisch, sondern stets karg.

Als er zwölf Jahre alt, wurde er in eine Knabenpension zweiter Klasse geschickt. Hier wurde er anfangs, da er der einzige adelige Schüler der Anstalt war, seinen Genossen in jeder Beziehung vorgezogen. Doch, als sein Vater anfing, das Schulgeld unregelmäßig auszuzahlen, und dem Herrn Direktor ein Licht über die pekuniären Verhältnisse der Familie Galbraith aufging, ward der junge Stammhalter auffallend kalt behandelt — und ein solcher Abkühlungsprozeß pflegt nicht gerade fördernd auf die gesunde Entwickelung eines kindlichen Gemütes zu wirken.

Um diese Zeit lernte Herr Travers den Knaben kennen, dessen Vater sein leiblicher Vetter war. Da er selbst eine verschlossene Natur besaß und in seiner Jugendzeit manchen Stoß bekommen, so empfand er Sympathie für seinen jungen Anverwandten, für den kein anderes Familienmitglied Interesse bezeigte. Er brachte ihn in eine gute Kadettenanstalt und zahlte das Geld, das erforderlich war, um ihm eine Offiziersstelle in der Garde zu verschaffen. Später trat Hugo in ein Dragonerregiment ein, das die Aussicht hatte, nach Indien beordert zu werden.

Sein Verhältnis zu Herrn Travers blieb nach wie vor sehr freundschaftlich. Er galt allgemein und auch in seinen eigenen Augen als dessen Erbe. Sein Gefühl beschränkte sich übrigens nicht nur auf Dankbarkeit, nein, mit Ausnahme seines Kriegskameraden Willy Upton, für den er übrigens mehr Zuneigung als Hochachtung empfand — liebte und schätzte er keinen Menschen so sehr, wie seinen Wohlthäter. Nichtsdestoweniger fand er es naturgemäß, daß dieser sich sein ganzes Leben hindurch abmühte, um ein Vermögen zusammenzuscharren, das ihn (Sir Hugo) in den Stand setzen würde, sich einst sein Familiengut wieder zu kaufen und auf demselben zu leben, wie es einem Edelmann gebührt. Und so kam es, daß sein Zorn hell aufflammte, als sein bejahrter Vetter ihm eines Tages seine Vermählung anzeigte. Sir Hugo betrachtete diese Eheschließung als die heimtückische Auflösung eines Kontraktes, der nach gegenseitiger Uebereinkunft stillschweigend geschlossen war. Und wer war sie, um derentwillen ihm sein Erbrecht entzogen wurde? Irgend ein rotwangiges Mädchen aus dem Volk! Eine Dorfschönheit, die in seinen Augen nicht höher

stand, als die Kammermädchen, die mit Unteroffizieren liebäugelten. Hätte er gewußt, daß sie einer angesehenen, wenn auch armen Familie entstammte, so würde ihm das ihm zugefügte Unrecht zwar nicht minder groß erschienen sein, aber er würde doch nicht ein solches Uebermaß von Hohn und Verachtung empfunden haben.

„Die Tochter der Dame, bei der ich letzthin zur Zeit des Forellenfischfangs alljährlich mehrere Monate gewohnt habe," las Sir Hugo seinem Freunde Upton vor. „Warum drückt er sich so vorsichtig aus? Weshalb nennt er die Person nicht rund heraus ‚die Tochter meiner Wirtin'. Es ist mir unbegreiflich, daß ein sonst so verständiger Mann, wie Travers, sich von der ersten besten Erbschleicherin ins Garn locken lassen konnte."

„Vielleicht ist das Mädchen sehr hübsch und gewinnend," erwiderte der Oberst, der eine liebenswürdige Schwäche für das weibliche Geschlecht besaß.

Allein Sir Hugo war nicht zu beschwichtigen; im Gegenteil, er ließ sich in seinem Jähzorn fortreißen, nicht nur mit den Lippen unbedachte Aeußerungen zu thun, sondern auch, was weit schlimmer war, mit der Feder Worte zu schreiben, die er nicht zu rechtfertigen vermochte.

Diese Heirat war ein harter Schlag für ihn. Hugo Galbraith hatte niemals die Gewohnheit gehabt, sich seine Zukunft mit glänzenden Farben auszumalen, allein er besaß weit mehr Phantasie als seine Bekannten annahmen. Er hatte erfahren, wie bitter die Armut ist, und diese Erfahrung hatte an seinem Herzen genagt und ihn einsilbig und verschlossen gemacht. Er war unerbittlich streng gegen sich selbst und klagte selten; man hielt ihn allgemein für einen kalten, strengen Mann; da er sich jedoch den Ruf großer Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit erworben hatte, so war er dennoch keineswegs unbeliebt bei seinen Kameraden. Er gab seinen Standesgenossen, was ihnen zukam, und würde mit Freuden, wenn seine Verhältnisse es ihm erlaubt hätten, seinen Untergebenen reichlich gespendet haben, wenn auch nur in der Weise, wie man einem Hunde Knochen zuwirft; denn selbst die schwere Schule des Lebens hatte nicht vermocht, die gewaltige Herrschsucht dieses Mannes zu brechen. Er pflegte die, welche ihm unbedingt gehorchten, gütig zu behandeln — aber wehe denen, die es wagten, sich ihm zu widersetzen!

Auf das weibliche Geschlecht sah er mit Verachtung herab. Galt es aber, eine Frau aus einer Bedrängnis zu erretten, so scheute er keine Anstrengung, keine Gefahr. Die Beschützung

der Schwachen, die Pflicht des Mannes, hatte er nie und unter keinen Umständen aus dem Auge gelassen.

Dies ist in wenigen Worten eine Charakterisierung des Mannes, den Käthe ihren ärgsten Feind nannte; doch würde es viel Zeit beanspruchen, wollte man sein Sein und Wesen mit jenem Gewirr von Sympathien, Antipathien und Vorurteilen eingehend schildern, welches sich im Laufe der Zeit um den Stamm der ihm angeborenen oder eingeimpften Anschauungen herumgeschlungen hatte.

Erstaunt und verwundert gab sich Sir Hugo dem unerwarteten Eindruck hin, den die mit seiner Vermieterin verlebte Stunde in ihm zurückließ. Unausgesetzt mußte er an diese eigenartige Frau denken; auch versuchte er es nicht, sie aus seinem Sinn zu verscheuchen. Sie hatte die ermüdende Einförmigkeit seines jetzigen Lebens auf die angenehmste Weise unterbrochen, und es war ihm höchst erfreulich, einen Gegenstand gefunden zu haben, der seinem unbeschäftigten Geiste eine Gedankenabwechselung bot. Mit deutlicher Klarheit blieb vor seinem Auge ihr Bild stehen. Wieder und wieder weidete er sich an den runden, anmutsvollen Umrissen ihrer Gestalt, die durch ihr einfaches Trauerkleid mehr hervorgehoben als verwischt wurden. Gemildert wurde das tiefe Schwarz ihres Anzuges einzig und allein durch eine weiße Musselinkrause, die Hals und Handgelenke umgab. Er sah es vor sich, das wohlgeformte Antlitz, mit seiner warmen, durchsichtigen Haut, seinem blühenden, rosigen, zierlich geschweiften Mund, dessen Lippen so fein und doch so schwellend waren, seiner niedrigen, breiten, weißen Stirn und dem kastanienbraunen Haar, das in kunstlose Flechten zusammengefaßt, tief im Nacken sich zu einem vollen Knoten verschlang. Und dann diese Augen! Sie verfolgten ihn unablässig. Es war ihm nicht gelungen zu ermitteln, ob sie vom tiefsten Blau oder vom dunkelsten Braun waren, aber dennoch hatten sie sich ihm für alle Zeiten unauslöschlich eingeprägt. Unvergeßlich war ihm, das fühlte er, der strenge, haßerfüllte Blick, den sie auf ihn gerichtet hatte, und das freundliche Aufleuchten, das ihre dunkle Iris erhellte, als ein flüchtiges Lächeln den düsteren Ernst ihres Ausdruckes für einen Augenblick verdrängte.

Die ruhige Bereitwilligkeit, mit der sie seinen Wunsch erfüllte, war ebenfalls nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Sie zeigte keine Ziererei, verriet kein Zaudern und machte weder den geringsten Versuch, sich ihm gleichzustellen, noch sich ihm unterzuordnen. Sie war natürlich und ungezwungen; ja,

wahrlich kein noch so großer Aufwand an Würde, Stolz oder Koketterie würde ihm einen so schlagenden Beweis von der Thatsache gegeben haben, daß sie eine Dame in des Wortes umfassendster Bedeutung war.

Die Gelassenheit, die sie während des Schreibens bekundete, hatte ihn befähigt, die stolze Haltung ihres zierlichen Kopfes, das Heben und Senken ihrer langen dunklen Wimpern und die gleichmäßige Bewegung der schmalen weißen Hand, welche so sicher und gewandt die Feder über das Papier gleiten ließ, zu beobachten. „Sie ist eine feingebildete Frau," sagte er halblaut zu sich selbst, als er sich dies alles wieder vergegenwärtigte. „Welche Schicksalsschläge sie auch immer hinter einen Ladentisch getrieben haben mögen, so steht doch fest, daß sie sich in vornehmeren Kreisen bewegt haben muß. Warum aber — in des Himmels Namen! — blickte sie mich so feindselig an, als sei ich der hassenswerteste Mensch, der ihr je vor die Augen gekommen? Falle ich ihr beschwerlich? Glaubt sie, daß ich ihr eine allzu geringe Miete zahlen werde? Weshalb grollt sie mir? Beim Zeus! Sie war schön in ihrem Zorn!"

* * *

Am folgenden Abend saßen die beiden Freundinnen, die eine nähend, die andere vorlesend, in dem traulichen „Ladenzimmer", als ein kräftiges Pochen ihnen den Besuch des Arztes ankündigte. „Herein!" rief Fanny.

Dr. Slade folgte dem Ruf, sah sich in dem schmucken Gemache um und sagte dann schmunzelnd: „Sie bilden eine malerische Gruppe, meine Damen. Wenn man lebende Bilder aufführen lassen wollte, so könnten Sie, ohne Ihre Stellung zu verändern, die durch häusliches Behagen belohnte Industrie darstellen."

„Bitte, setzen Sie sich," sagte Frau Temple, ihm einen Stuhl anbietend. „Wie steht es heute abend mit Ihrem Patienten?"

„Nicht ganz so gut wie gestern, auch ist er, weil er sich offenbar nicht wohl fühlt, mürrisch und einsilbig. Indessen that er doch eine Frage, die mich Ihretwegen, Frau Temple, sehr erfreute." Bei diesen Worten, die er im Tone eines wohlwollenden Gönners gesprochen hatte, zog Dr. Slade seine Schnupftabaksdose aus der Tasche und klopfte auf den Deckel, dann fuhr er fort: „Sir Hugo fiel mir, als ich ihn durch eine kleine Anekdote zu erheitern dachte, ins Wort und sagte unvermittelt: ‚Ich habe gestern erfahren, daß die Alte, welche

mich bedient, nicht meine Mietsfrau ist.' Diese Gelegenheit benutzend, erzählte ich ihm, daß Sie durch Ihr Tapisseriegeschäft stark in Anspruch genommen seien und seine Pflege nicht selbst hätten übernehmen können. Er nickte zufriedengestellt, dann fragte er: ‚Was zahle ich für diese Zimmer, Herr Doktor?' Ich erklärte ihm, daß ich über diesen Punkt noch keine Verabredung mit Ihnen getroffen hätte, daß er überhaupt nur durch den Zufall, daß dieses Haus nicht weit von dem Platze liege, wo er seine Verwundung erhalten habe, in diese Wohnung gebracht sei und daß in dem Augenblick seines Kommens niemand daran gedacht habe, nach dem Betrag der Miete zu fragen. Er erwiderte mir, daß es höchste Zeit sei, diesen Punkt zur Sprache zu bringen. Ich teilte ihm darauf mit, daß Ihr letzter Mieter Ihnen wöchentlich zwei Pfund gezahlt habe, daß ich diesen Preis jedoch in Anbetracht der Mühe, die er Ihnen verursacht habe, für ungenügend hielte. Ungeduldig und heftig, wie er stets zu sein pflegt, unterbrach er mich mit dem Ausruf: ‚Das versteht sich von selbst!' Genügen drei Pfund pro Woche? Ist der Mieter, den ich Ihnen verschafft habe, nicht ungemein freigebig? Was sagen Sie dazu, Frau Temple?"

„Daß die Miete, die mir Ihr Patient zu zahlen gedenkt, meine Erwartung übersteigt, und daß ich es für unverständig halten würde, seiner Freigebigkeit einen Damm entgegenzusetzen, zumal anzunehmen ist, daß er nur noch kurze Zeit bei uns bleiben wird."

„Nun, einige Wochen muß er hier noch aushalten. Er fragte mich heute abend, wann er abreisen könne, und schien äußerst unzufrieden, als ich ihm erklärte, daß ich ihm auf diese Frage noch keine Antwort geben könne. Die Erschütterung, die seine Gesundheit erlitten, war erheblich und er bedarf der Ruhe und Schonung."

Frau Temple lenkte nun das Gespräch auf ein anderes Thema; Dr. Slade blieb noch ein Weilchen eifrig plaudernd bei ihnen und wanderte erst nach einiger Zeit von dannen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Nachmittag des folgenden Tages brachte Frau Temple viel Arbeit; eine Käuferin kam nach der anderen, und sie hatte trotz Fannys Hilfe vollauf zu thun, um allen Ansprüchen zu

genügen. Selbst, wenn sie gewollt hätte, würde sie keine Zeit gefunden haben, der Aufforderung ihres Mieters, ihm einen zweiten Brief zu schreiben, Folge zu leisten. Sie befahl daher der alten Frau Mills, die sie an das Ladenthürfensterchen gerufen hatte, dem Herrn zu erwidern, er möge sich mit seiner Bitte an Dr. Slade wenden.

Die Haushälterin verschwand, und da sie nicht wiederkam, schloß Käthe, daß Sir Hugo auf ihren Vorschlag eingegangen sei. „Ich will mich nicht geduldig seinen Grillen fügen," dachte sie, die Lippen mit einem feindseligen Ausdruck aufeinanderpressend, während sie für einen leseslustigen Schulknaben aus einem Stapel alter Monatsschriften einige illustrierte Hefte herausſuchte. „Er darf nicht denken, daß ich jederzeit bereit bin, ihm Schreiberdienste zu leisten."

Als der Abend hereingebrochen und der Laden geschlossen war, schrieb Käthe ihrem treuen Bundesgenossen Tom. Sie bat ihn, sich unter irgend einem passenden Vorwande mit Ford in Verkehr zu setzen, um zu ermitteln, ob er mit Poole in Beziehung stehe. „So schwer es mir wird," schrieb sie, „muß ich dennoch gestehen, daß mein Argwohn sich mehr und mehr auf Ford wendet. Sie werden das nicht begreifen können — Sie wissen aber auch nicht, welche Gründe mich in diesem Verdacht bestärken; — wenn ich Ihnen dieselben mitteilen könnte, so würden Sie mir höchst wahrscheinlich recht geben. Aber gleichviel, ob meine Vermutungen begründet oder unbegründet sind, so bitte ich Sie doch, meiner Weisung nachzukommen und das Thun und Treiben jenes Mannes möglichst genau zu erforschen. Vor allen Dingen wünsche ich zu wissen, ob er bei Kapitän Gregory gewesen ist und diesem irgend ein Anerbieten gemacht hat. Hat Poole seine bisherige Stellung behalten oder ist er von Sir Hugo Galbraith —"

Kaum hatte sie diesen Namen geschrieben, so öffnete sich die Thür und Frau Mills erschien auf der Schwelle. „Er hat zum zweitenmal geklingelt," sagte sie. „Er fragt, ob Sie jetzt vielleicht Zeit fänden, heraufzukommen; er hätte nur einen ganz kurzen Brief zu schreiben; Sie thäten ihm einen großen Gefallen damit."

„In zehn Minuten komme ich," erwiderte Frau Temple, ohne im Schreiben innezuhalten. „Bis dahin muß er sich gedulden."

Sir Hugo Galbraith wanderte langsamen Schrittes in seinem Zimmer auf und ab, als Käthe eintrat. Er wandte sich zu ihr, begrüßte sie mit großer Höflichkeit und stellte ihr

einen Stuhl an den Tisch. Als er sich bemühte, ihr die Schreibmappe zurechtzurücken, flatterten mehrere Briefbogen auf die Erde, die Käthe, jener lebhaften Regung des Mitleids folgend, welche sich, seit sie Sir Hugo ohnmächtig in ihr Haus hatte tragen sehen, wie ein lichter Faden durch das dunkle Gewebe ihres Hasses schlang, aufhob und auf den Tisch legte.

„Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten," begann Galbraith, „weil ich Ihre stark besetzte Zeit in Anspruch nehme; allein ich kann den Brief, den ich Ihnen heute zu diktieren wünsche, nicht länger verschieben."

„Jetzt habe ich Muße," sagte Frau Temple, sich niedersetzend und die Feder zur Hand nehmend. „Doch möchte ich Ihnen ein für allemal mitteilen, daß ich morgens und nachmittags niemals imstande bin, Ihnen zu helfen."

„Ich werde mir das merken," sagte Galbraith in einem Tone, der anzudeuten schien, daß er seine schöne Hauswirtin häufig um ihre Hilfe zu bitten beabsichtige. Käthe mußte unwillkürlich lächeln, als ihr dieser Gedanke durch den Sinn fuhr, und eben weil sie sich bemühte, dieses Lächeln zu unterdrücken, verlieh es ihrem Antlitze einen unbeschreiblichen Liebreiz. Sie heftete ihre Augen unverwandt auf das vor ihr liegende Papier und so gelang es ihr, schon im nächsten Augenblick wieder eine ernste Miene anzunehmen. Sir Hugo setzte sich ihr gegenüber. „Sind Sie bereit?" fragte er.

„Ja," entgegnete sie.

„Mein lieber Upton," begann er. „Deinen Brief vom zweiten dieses Monats habe ich empfangen; er hatte sich mit dem meinigen, der vom selben Tage datiert, gekreuzt. Heute muß ich Dir mitteilen, daß ich hier noch mehrere Wochen festgehalten werde." Auf ein Zeichen von seiner Schreiberin hielt er inne und fügte dann nach einer Weile hinzu: „Ich fühle mich noch recht zerschlagen und bitte Dich daher, Deinem Freunde mitzuteilen, daß ich zur Besichtigung seines Pferdes keinenfalls vor dem Verkaufstermin nach London kommen könne. Er möge also nicht auf mich rechnen."

Es erfolgte nunmehr eine lange Pause. Frau Temple las die Worte, die sie geschrieben hatte, vor, um Sir Hugo zum Fortfahren anzutreiben, allein er schwieg. In dem Wahn, daß er sich abmühe, passende Ausdrücke für seinen schriftlichen Erguß zu finden, wartete sie geduldig mehrere Minuten; doch als er sich nicht anschickte, sein Diktat fortzusetzen, schaute sie ihn fragend an. Ihr forschender Blick begegnete dem seinigen und sie bemerkte zu ihrem gerechten Erstaunen, daß er seinen

Brief offenbar ganz vergessen hatte. Sinnend schaute er sie an, und doch lag keine Spur von Zudringlichkeit oder dreister Neugierde auf seinen ernsten Zügen. Sein Blick hatte nichts Beleidigendes; er verriet vielmehr unverhohlene Bewunderung und lebhafte Teilnahme. Käthe schlug unwillkürlich die Augen nieder; ein dunkles Rot flammte über ihre Wangen, und als es allmählich verblaßte, war sie bleicher als zuvor.

„Erlauben Sie mir eine Frage," sagte Sir Hugo in minder barschem Tone als er sonst zu sprechen pflegte. Sich auf seinen gesunden Arm stützend und sich etwas vornüber beugend, fügte er hinzu: „Welche Tücke des Schicksals hat Sie hinter einen Ladentisch getrieben? Vergebens mühe ich mich ab, dies Rätsel zu lösen, und habe darüber vergessen, was ich eigentlich schreiben wollte." Abermals umspielte ein flüchtiges Lächeln Frau Temples Lippen, doch ehe sie ihrem Mieter eine Antwort zu geben vermochte, sagte dieser hastig: „Ich weiß, daß diese Frage anmaßend, ja sogar unverzeihlich ist; allein nichtsdestoweniger war ich nicht imstande, sie zu unterdrücken."

„Sie sind leidend und die ermüdende Einförmigkeit Ihres jetzigen Lebens gibt Ihrem Geiste offenbar allzu wenig Beschäftigung, sonst würden Sie sich schwerlich damit aufhalten, einen Schlüssel zu meiner unwichtigen Vergangenheit zu suchen. Meine Lebensgeschichte ist weit weniger interessant, als Ihre Phantasie sie Ihnen vorzuspiegeln scheint. Es wäre schade, wollte ich sie Ihnen enthüllen."

Frau Temple wandte ihm bei diesen Worten ihr Angesicht zu und wiederum sah er in ihren Augen etwas von jenem Haß und jener Kampfeslust aufzucken, die ihn bei ihrer ersten Begegnung so sehr befremdet hatte. „Wenn ich Sie trotzdem um einen Aufschluß bäte, was thäten Sie dann?" fragte er rasch.

„Wenn ich Sie trotzdem um Fortsetzung Ihres Briefes bäte, was thäten Sie dann?" gab sie neckisch, aber in der festen Absicht, sich zu keiner Erklärung hinreißen zu lassen, zurück.

„Ja, so — wo blieb ich stehen?"

„Er möge also nicht mehr auf mich rechnen," las Frau Temple.

„Hm! Hm!" sagte Galbraith und bemühte sich vergebens, seine Gedanken wieder auf den Brief zu richten. „Ich bin mit meiner Epistel zu Ende," erklärte er darauf, „Upton muß vorlieb nehmen. Bitte, schließen Sie das Schreiben."

„Wäre es nicht besser, wenn Sie noch einige Worte hinzufügten? Sie könnten ja dem Besitzer des betreffenden Pferdes

sagen lassen, wie lange er noch auf Ihre Rückkehr zu warten habe. Doch ich muß nun meinerseits um Verzeihung bitten, denn jetzt fange auch ich an, meine Befugnis zu überschreiten."

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für jeden Vorschlag," erwiderte Galbraith. „Schreiben Sie nur, daß ich noch recht matt und angegriffen sei und mich hier noch mindestens einen Monat aufhalten müsse. Mein Logis und meine Verpflegung seien vortrefflich."

„Vortrefflich," las Frau Temple, und das Lächeln, das in diesem Augenblick über ihr Antlitz flog und einem von keiner Wolke verdunkelten Sonnenschein glich, war herzerquickend. „Soll ich hinzufügen: ‚Und einen Schreiber habe ich ebenfalls'?" fragte sie.

„Wenn Sie es für gut halten, ja," sagte Sir Hugo, durch ihre heitere Stimmung beeinflußt, „doch wird Upton das bereits gemerkt haben. Wollen Sie noch einschalten, daß ich nach meiner Genesung nach Dublin zu kommen beabsichtige, um mit ihm in West-Irland Forellen zu fischen?"

Frau Temple neigte bejahend den Kopf und schrieb schnell und ohne innezuhalten; dann drückte sie die beschriebene Seite des Bogens auf das Löschpapier, und als nun Sir Hugo wie am gestrigen Tage mit der Linken seine Unterschrift unter ihre Zeilen setzen wollte, hielt sie abermals mit ihrer weißen Hand den Bogen fest.

„Ich vermag Ihnen nicht genugsam meinen Dank auszudrücken," sagte er, mit der Feder in der Hand innehaltend und ihr mit seinen finsteren Augen, die zuzeiten einen sehnsüchtigen Ausdruck annahmen, ins Angesicht schauend. „Ohne Ihre gütige Hilfe wäre ich schlimm daran. Was aber Ihren Vorschlag, meinen Arzt zum Schreiben aufzufordern, betrifft, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich lieber meine ganze Korrespondenz in die Brüche gehen lassen würde, als ihm auch nur eine einzige Zeile zu diktieren. Es ist ein Satan von Schwätzer — ich meine — ein Erzschwätzer —" schloß er, sich verbessernd.

„Ja, der Ausdruck paßt besser," sagte Frau Temple milde. „Ich halte Schwatzhaftigkeit nicht für eine Sünde, sondern für eine Schwäche. Die Wesen, die der Hölle entstammen, sind nicht schwach. Was ist ein Teufel, wenn er nicht stark ist?"

Sir Hugo sah sie mit wachsender Neugierde an. „Einen Teufel denken wir uns allerdings stark," gab er ihr zu.

„Es ist hohe Zeit, daß Sie Ihren Brief unterschreiben," bemerkte sie, „sonst kann ich ihn nicht mehr zur Post schicken.

Meine Haushälterin wird gleich meine Gehilfin aus einer Gesellschaft abholen, soll ich ihn ihr mitgeben?"

„Ja, das wäre mir sehr angenehm. Auch möchte ich Sie nicht länger aufhalten."

Galbraith kritzelte seinen Namen unter das Schreiben und Käthe faltete es zusammen und adressierte es.

„Unter meinen Schreibmaterialien ist, wenn ich nicht irre, etwas Siegellack," sagte Sir Hugo, nach einem Vorwand suchend, um Frau Temple festzuhalten. „Das Siegeln ist aus der Mode gekommen; aber es ist dennoch sicherer."

„Ganz, wie es Ihnen beliebt!" erwiderte Frau Temple, die Schreibmappe durchsuchend. „Es ist keiner darin," erklärte sie sodann, „aber wenn Sie eine Stange zu haben wünschen, Sir Hugo Galbraith," — langsam und mit Nachdruck redete sie ihn bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bei seinem Namen an — „so würde ich mich sehr glücklich schätzen, wenn Sie mir erlauben, Ihnen Ihren Bedarf zu liefern. Ich führe diesen Artikel im Laden. Eine Stange Siegellack, zweiter Qualität, — eine sehr gute und sehr zu empfehlende Sorte liefere ich Ihnen zu zwei Pence; die erste Qualität kostet drei."

Sie schwieg, nachdem sie dies gesagt hatte, und beobachtete, die eine Hand auf den Tisch legend, die Wirkung dieser Warenanpreisung; doch bemühte sie sich vergebens, ernst zu bleiben — unter ihren langen Wimpern blitzte ein Strahl von Schalkhaftigkeit hervor.

„Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir erlauben, einer Ihrer Kunden zu werden," gab Galbraith lachend zurück. „Soll ich klingeln, damit Ihre Haushälterin heraufkommt?"

„O, nein, eine gute Geschäftsfrau besorgt ihre Sachen selbst. Im nächsten Augenblick bin ich wieder da."

„Ich möchte Ihnen keine Mühe verursachen."

„Mein Herr, Sie vergessen den Vorteil, den ich durch den unerwarteten Verkauf einer Stange Siegellack im Werte von drei Pence erziele."

Sie verließ, ohne seine Erwiderung abzuwarten, schnell, aber ohne Ueberstürzung das Zimmer, und als sie es mit zwei Stangen Siegellack und einem Licht wieder betrat, fand sie Galbraith noch immer belustigt lächelnd und seinen Schnurrbart streichend.

„Diese kostet zwei, jene drei Pence," rief sie, die Stangen nacheinander in die Höhe haltend.

„Natürlich kaufe ich nur prima Qualität," sagte Sir Hugo, auf ihren neckischen Ton eingehend. Sein finsteres Gesicht

erhellte sich; Käthe hätte nicht gedacht, daß er so freundlich aussehen könne.

„Nun fehlt noch ein Petschaft —"

„Ich habe hier am Finger einen Siegelring," unterbrach sie Sir Hugo.

„Den Sie sich nicht selbst abziehen können," sagte Frau Temple, „und aus diesem Grunde habe ich ein Petschaft mit der Aufschrift ‚Antworte schnell' mitgebracht. Ist Ihnen das recht?"

„Gewiß," entgegnete er zögernd, indem er einen Blick auf seinen Ring warf. „Ihre Umsicht ist bewunderungswürdig. Sie haben eine Art von Feldherrntalent."

„Möchte es sich bewähren, wenn mein Kampf beginnt," sagte die junge Witwe seufzend und drückte das Petschaft mit fester Hand auf das Siegel. Eine unerklärliche, unwiderstehliche Sehnsucht trieb sie an, ihre geheimen Angriffsgeschütze ins Feld zu schieben. Noch nie zuvor hatte sie ein so heißes Verlangen nach jenem gefahrvollen Unterfangen getragen, als eben jetzt; und trotz der warnenden Stimme in ihr fühlte sie sich unfähig, dem verlockenden Antriebe Widerstand zu leisten.

Während ihr diese Gedanken durch den Sinn gingen, fragte Galbraith: „Steht Ihnen ein Kampf bevor?"

„Ja, ein gefahrvollerer, als Sie je einen durchlebt haben, ein Rechtskampf."

„Dann bedauere ich Sie aufrichtig. Ein Prozeß ist eine mißliche Sache. Ich selbst war drauf und dran, in einen solchen verwickelt zu werden, und ich bin auch noch immer nicht sicher davor."

„So?" sagte Frau Temple. In der Hoffnung, eine wenn auch nur leise Spur seines Gedankenganges auf seinen Zügen bemerken zu können, vergaß sie alle Vorsicht und sah ihren Widersacher scharf an, dann fuhr sie mit schelmischem, bestrickendem Lächeln fort: „Uebrigens haben Sie, wenn Sie sich in einen solchen Kampf einlassen, wirksame Hilfstruppen: Reichtum, Ansehen und Einfluß. Ich dagegen habe nichts und bin nichts. Trotzdem werde ich, sollte die verhängnisvolle Schlacht jemals beginnen, nicht wanken noch weichen, solange ich noch über Pulver und Blei zu verfügen habe. Das ist mein fester Entschluß, Sir Hugo Galbraith, und nun leben Sie wohl."

„O, verweilen Sie noch einen Augenblick!" rief er lebhaft. Eine ihm bisher völlig fremde Erregung hatte sich seiner bemächtigt; sein Blut pulsierte rascher. „Ich habe noch einige Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen."

„Und diese sind?“ fragte Käthe, auf halbem Wege stehen bleibend.

„Hm, hm; ja, so! Ich wollte Sie fragen, ob Ihre Haushälterin mit dem Benehmen meines Burschen zufrieden sei. Ich würde ihn ernstlich zur Rede stellen, wenn ich erführe, daß er sich nicht gut betragen hat. Diese Soldaten sind rauhe Gesellen, aber Jackson und ich haben schon manchen Feldzug miteinander durchgemacht und er ist mir lieber als ein gutgeschulter Kammerdiener.“ Zum erstenmal in seinem Leben beging Sir Hugo einen Zeitdiebstahl, indem er über unwesentliche Dinge viele Worte machte.

„Er scheint mit meiner Haushälterin gut auszukommen,“ sagte Frau Temple in dem Wunsche, die Unterhaltung abzukürzen. „Ich habe wenigstens bisher keine Klage über ihn gehört. Hoffentlich hat es Ihnen, Sir Hugo Galbraith, an nichts gefehlt. Es liegt mir viel daran, Herrn Dr. Slades Empfehlung zu rechtfertigen.“

„Ich habe noch niemals ein so behagliches Logis gehabt,“ versicherte er, und wenn Sie die große Güte haben wollen, mir hin und wieder einen Brief zu schreiben, so habe ich alles, was ich bedarf, doch will ich keinesfalls den alten Slade als Schreiber haben,“ fügte er hinzu, als er bemerkte, daß sie einen Einspruch erheben wollte.

„Ich werde Ihnen gern helfen, Ihre Briefschulden zu tilgen,“ sagte Frau Temple gut gelaunt; dann wandte sie sich in der festen Absicht, sich nicht länger aufhalten zu lassen.

Galbraith suchte vergebens nach einem fesselnden Gesprächsthema, und als er es nicht fand, öffnete er ihr zuvorkommend die Thür, indem er sagte: „In dem Ihnen bevorstehenden Kampfe ist Ihr Gegner sehr zu bedauern, Frau Temple, Sie sind eine gefährliche Feindin.“

„Ich werde alles aufbieten, um die, welche mir Unrecht gethan, in Gefahr zu bringen — darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“ Nach dieser Erklärung eilte sie, seine Abschiedsverbeugung mit einer leichten Neigung des Kopfes erwidernd, raschen Schrittes von dannen.

„Diese Frau hat viel erlebt, viel durchgemacht,“ dachte Hugo, als sie ihn verlassen hatte — „und doch ist sie jugendfrisch, schön und ungebeugt. Wie vornehm und adlig sind ihre Bewegungen! Jede Silbe, die sie spricht, verrät Bildung des Herzens und Bildung des Geistes. Bei Gott — noch niemals sah ich eine Frau, die so unerschrocken, furchtlos und freimütig ist und doch dabei keine Spur von Dreistigkeit oder

Taktlosigkeit besitzt. Ich möchte wissen, wie Upton sich heute an meiner Stelle benommen haben würde. Hätte er wohl den Mut gehabt, sie zu bitten, ihm den Ring vom Finger zu ziehen? Ich wagte es nicht und ich wette, auch er würde es trotz seiner Keckheit nicht gewagt haben."

Mehrere Tage vergingen, ohne daß irgend ein nennenswertes Ereignis eintrat, denn der Umstand, daß Sir Hugo Käthes Hilfe zur Führung seiner Korrespondenz in Anspruch nahm, ward allmählich etwas Alltägliches. Einmal hatte Fanny Frau Temples Stelle einnehmen müssen, doch hatte das junge Mädchen keinen Ruhm bei dieser Gelegenheit eingeerntet. „Du hättest dir im voraus denken können, Käthe, daß ich zu einem solchen Amt nicht tauge," sagte sie mißmutig. „Ich habe noch nie zuvor einen so kalten, finsteren, unliebenswürdigen, stolzen Menschen gesehen. Ich zitterte schon, ehe ich ins Zimmer trat, und als ich drin war, da fing ich erst recht an zu beben. Seine steife Verbeugung und sein durchbohrender Blick genügten, um mich starr vor Angst zu machen. Und o über den Wirrwarr, den ich anrichtete, als ich mich zum Schreiben niedersetzte! Den einen Satz wiederholte ich zwei, dreimal; von dem anderen ließ ich die Hälfte aus, und als ich schließlich mein Machwerk vorlas, da ergab sich solch ein Unsinn, daß selbst der gestrenge Herr sich zu einem mitleidigen Lächeln herabließ. ‚Sie sind keine so gewandte Schreiberin, wie Ihre Frau Schwester,' sagte er, und ich Dummkopf antwortete ihm in meiner Verwirrung: ‚Sie ist nicht meine Schwester!' Nicht wahr, das war recht unbedacht? Kurz und gut, Käthe, ich erkläre hiermit feierlich, dies ist das erste und letzte Mal, daß ich Sir Hugo meine Feder zur Verfügung gestellt habe. Keine zehn Pferde bringen mich wieder in die Löwenhöhle."

* * *

Inzwischen war Tom nicht müßig gewesen. Nach Verlauf einiger Zeit erhielt Käthe folgende Antwort auf ihren Brief:

„Verehrte Freundin, Ihren Weisungen folgend, will ich thun, was in meinen Kräften steht, um mit Ford in Verkehr zu treten, doch ist das keineswegs leicht zu bewerkstelligen, da ich nicht in der Lage bin, einen Fonds- und Effektenmakler zu beschäftigen, und wenn ich wohlhabend wäre, so würde mich Ihr Mißtrauen gegen ihn keineswegs ermutigen, ihm ein Kapital anzuvertrauen. Ich muß daher versuchen, einen anderen Vorwand zur Anknüpfung eines Verkehrs auszusinnen. Gestern

abend fand ich endlich Zeit, Kapitän Gregory zu besuchen. Zu meinem großen Befremden erfuhr ich von ihm, daß Ihre Voraussetzung eingetroffen ist; denn Ford hat ihn allerdings aufgesucht, obwohl er mit seinem Vater schlecht stand. Er war jedoch unverrichteter Sache wieder fortgegangen, da er Gregory nicht daheim gefunden hatte. Ich ermahnte unseren Freund, alle Aeußerungen reiflich zu überlegen, falls Ford seinen rätselhaften Besuch wiederholen sollte, und ihm weder von dem mutmaßlichen Inhalt des von seinem Vater aufgesetzten Testamentes, noch von unseren Beziehungen zu ihm selbst etwas zu verraten. Ich that dies, weil ich annehme, daß Sie an meiner Stelle diese Vorsichtsmaßregel getroffen haben würden; doch bemerke ich, daß sie mir überflüssig erscheint. Ich halte nach wie vor Ford für einen harmlosen, unschuldigen Menschen. Welche Gründe könnten ihn in aller Welt bewogen haben, seinen guten Namen aufs Spiel zu setzen, um einen Mann zu bereichern, der ihn ohne alle Frage den Händen der Gerechtigkeit überliefern würde, sobald er diesen Betrug entdeckte? Denn daß Sir Hugo und Ford unter einer Decke stecken, ist ein Gedanke, der auch Ihnen nicht einmal im Traume einfallen wird. Wenn Sie sich doch mit Ihrem Vetter aussöhnten! Die Gelegenheit ist günstig. Sie machen jetzt seine Bekanntschaft und es kann nicht ausbleiben, daß er sein Urteil über Sie ändert, sobald er Sie kennen lernt. Ist das geschehen, so eile ich zu Ihnen, halte eine Unterredung mit Ihrem Feinde und biete alles auf, Ihnen ein anständiges Jahrgehalt zu erwirken. Dieser Weg ist einfach und naturgemäß. Sie demütigen sich nicht, wenn Sie eine Pension von Ihrem Erbrivalen annehmen, da Sie, als Sie am Ruder waren, zu der großmütigsten Handlungsweise bereit gewesen sind. Ich gehöre zwar mit Leib und Seele der liberalen Partei an und werde der Entwickelung der Frauenerwerbsthätigkeit niemals auch nur das kleinste Hindernis in den Weg legen, aber dennoch widerstrebt es mir, Sie und Fanny hinter einem Ladentisch stehen zu sehen. Als ein romantisches Intermezzo lasse ich mir die Sache gefallen, aber für die Dauer ist es nichts. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag und weisen Sie ihn nicht, wie schon so oft, unbedacht von der Hand."

„Frieden schließen mit Hugo Galbraith? Nein — niemals — es sei denn, daß ich ihm Friedensbedingungen vorschreibe!" lautete Käthes unausgesprochene Antwort auf den Schluß der Epistel. „Und wenn ich auch damals, als ich besser stand als er, ihm die Hand zu einem Vergleich geboten habe,

so bin ich doch darum jetzt durchaus nicht verpflichtet, abermals einen Schritt zur Aussöhnung zu thun. Der Eisenkopf wollte Krieg; nun gut, er soll seinen Willen haben. Ach, besser wäre es freilich, er hätte meinen seligen Mann nicht erzürnt. Dann wäre alles nach Wunsch gegangen. Ich würde viel darum geben, hätte er niemals mit so empörender Verachtung von mir gesprochen, sich niemals ein so häßliches Bild von mir gemacht; aber dennoch werde ich unter keinen Umständen das Testament anerkennen, welches mich zwingen will, mich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

Diesen Betrachtungen nachgehend, merkte sie nicht den eiligen Flug der Zeit und achtete nicht auf die stetig sich steigernde Dämmerung, die das Zimmer erfüllte. Nach einem Weilchen trat Fanny herein und scheuchte sie aus ihrer Träumerei auf.

„Es ist bereits sieben Uhr," sagte das junge Mädchen. „Ich bin müde geworden, denn ich habe lang im Dunklen gesessen — denn da kein Käufer kam, hielt ich es für sündliche Verschwendung, Licht anzustecken. Soll ich den Laden schließen?"

„Ja, Herz," gab Käthe zurück. „Es ist Zeit, Feierabend zu machen." Sie schürte die Kohlen zu hellerem Brand und zündete die Lampe an. Es war einer der Reize des Ladenzimmers, daß es kein Gas besaß. Das behagliche Gemach war, wie bereits erwähnt, niedrig und hatte getäfelte Wände. Die weite Aushöhlung des Kamins war mit Fliesen belegt und der Sims, der sich über derselben wölbte, war aus Eichenholz geschnitzt. Ein hoher, schmaler Spiegel mit altmodischen Armleuchtern zu beiden Seiten hing darüber. Einige Figuren aus echtem chinesischem Porzellan zierten die Platte und zwei gute Kupferstiche, die ihren Platz unmittelbar unter den Armleuchtern erhalten hatten, erhöhten die Wirkung der übrigen Ausstattung.

Die ehedem mit verblichenem Stoff bedeckten Pferdehaarpolster des Sofas und der Stühle waren jetzt mit neuem, buntfarbigem Möbelkattun überzogen, und auf einem dem Kamin gegenüber stehenden Schränkchen sah man einige Schalen voll geschmackvoll eingesteckter Gräser und Primeln, während aus einer kleinen durchbrochenen Porzellanvase lieblicher Veilchenduft drang und das Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte.

Die Lampe stand auf einem schweren, altmodischen, achteckigen Tisch, den Käthe in der Rumpelkammer gefunden und mit einer Decke belegt hatte, deren mildes und doch so warmes

Braunrot mit dem übrigen Mobiliar harmonierte und wesentlich dazu beitrug, dem ganzen Raum jenes undefinierbare Gepräge zu verleihen, welches nur solchen Zimmern eigen zu sein pflegt, in denen feingebildete Frauen schalten und walten.

Als die Haushälterin mit dem Theeservice hereinkam, sagte sie zu ihrer Herrin: „Ich habe einige Scheiben feinen Brotes geröstet — Sie haben heute mittag kaum wie ein Vogel gegessen und der da oben (sie machte eine entsprechende Handbewegung) will natürlich wieder, daß Sie ihm seine Briefe schreiben; er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er herunterkommen würde, wenn es Ihnen angenehmer wäre."

„Der Vorschlag scheint mir annehmbar," sagte Frau Temple und sah Fanny an, um zu erforschen, ob diese ihr beistimme.

„Ueberlege es reiflich," ermahnte Fanny mit weisheitsvoller Miene. „Wenn du Sir Hugo den Eingang in dies Zimmer gestattest, so wirst du ihn nicht wieder los."

„Ich will's riskieren," lachte Käthe. „Nun, meine liebe Mills, bestelle dem Herrn, daß es mir eine große Ehre sei, ihn hier zu empfangen, und daß ich ihm nach dem Abendessen meine Feder zur Disposition stellen würde. Oder soll ich ihn auffordern, eine Tasse Thee mit uns zu trinken; was meinst du, Fanny?"

„O, Käthe," rief diese, „was würde Tom sagen?"

„Daß ich feurige Kohlen auf das Haupt meines Feindes sammle," entgegnete Frau Temple. „Es wäre unhöflich, ihm sagen zu lassen, daß er erst nach dem Abendessen kommen dürfe."

„Und ich soll ihn einladen?" fragte Frau Mills mit unverhohlener Entrüstung.

„Nein, nein, meine gute Alte," beruhigte Käthe lächelnd die entrüstete Schaffnerin, „ich begreife, daß es dir allzu schmerzlich sein würde, wenn Sir Hugo Galbraith die Brotscheibchen aufäße, die du mit so großer Sorgfalt eigens für mich bereitet hast. Sage ihm, ich würde ihn um neun Uhr erwarten."

Kaum hatten Fanny und Käthe ihr Abendessen eingenommen und den Theetisch abgeräumt, so verriet auch schon ein Pochen an der Thür die Ankunft des Gastes.

Sir Hugo blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Die Behaglichkeit des schmucken Gemaches schien ihn zu überraschen und anzuheimeln. Frau Temple erhob sich und kam ihm einige Schritte entgegen, um ihn zu bewillkommnen und ihn mit den Worten zu begrüßen: „Ich freue mich, daß Sie sich wohl genug fühlten, sich herunter zu wagen."

Fanny flüsterte einen „guten Abend“ und verneigte sich nicht ohne Verlegenheit.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Erlaubnis, zu Ihnen kommen zu dürfen. Ich werde Ihre Zeit heute abend nur auf einige Minuten in Anspruch nehmen, denn der Brief, den ich zu schreiben habe, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen,“ sagte Galbraith.

„Bitte, setzen Sie sich hier ans Feuer,“ entgegnete Käthe, die jetzt, wo ihr Feind in ihr Wohnzimmer eingedrungen war, doch einen Anflug von Beklommenheit fühlte.

„Welch ein wohnliches Gemach ist dies,“ äußerte Sir Hugo, den angebotenen Sitz einnehmend. „Es ist ungleich behaglicher, als das meinige.“

Fanny bemerkte, daß er seinen Schlafrock ausgezogen und, obgleich er nur einen Jagdrock von schwarzem Samt trug, dennoch große Sorgfalt auf seine Toilette verwandt hatte. Er war zu groß; auch waren seine Züge unregelmäßig und keineswegs schön zu nennen, aber die kleine Beobachterin fand trotzdem, daß er ein vornehmes und martialisches Aussehen habe.

Während sie sich, in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrend, mit ihrer Handarbeit an den Tisch setzte, holte Käthe Tintenfaß, Feder und Papier herbei und antwortete dann auf seine Bemerkung: „Sie dürfen mir mein Fremdenzimmer nicht schelten; es ist die Zierde meines Hauses.“

„O, es gefällt mir in der That außerordentlich; aber es ist reichlich einsam und still.“

„Soll ich anfangen zu schreiben?“ fragte Käthe.

„Ja, wenn Sie die Güte haben wollen.“

Nach einer kleinen Pause begann er: „Geehrte Herren! Seit dem zweiten dieses Monats warte ich vergebens auf einen Brief von Ihnen. Ich ersuche Sie daher, mir baldmöglichst mitzuteilen, ob Ihre Unterhandlungen in betreff der bewußten Angelegenheit einen günstigen Verlauf nehmen.“

Als Käthe diese Zeilen geschrieben hatte, blickte sie, eine Fortsetzung erwartend, auf.

„Das genügt,“ sagte Sir Hugo. „Bitte, adressieren Sie den Brief an die Herren Payne und Layton in London, Graystreet.“

Frau Temple erschrak. Wie leicht konnten Sir Hugos Rechtsanwälte, denn an diese war das Schreiben gerichtet, es Herrn Wall zeigen! Er kannte ihre Handschrift und dann hatte sie sich verraten. Doch ließ sich die Sache nicht ändern.

In der Hoffnung, daß dieser Fall nicht eintreten werde, gehorchte sie schweigend.

Jetzt war es Fanny nicht länger möglich, sich stumm zu verhalten. Nachdem sie aufmerksam zugeschaut hatte, während Sir Hugo das Billet unterzeichnete, sagte sie schüchtern: „Ich denke es mir sehr beschwerlich, mit der Linken zu schreiben."

„Wie Sie sehen, ist der Erfolg meiner Bemühungen auch keineswegs befriedigend," erwiderte Sir Hugo; „doch hat es ein Gutes; diese Unterschrift kann nicht gefälscht werden."

Eine Pause trat ein. Galbraith machte keine Anstalt fortzugehen, und Frau Temple wollte ihn nicht durch die Eröffnung eines neuen Gespräches zum Bleiben ermutigen. Schließlich sprach er einige Vermutungen über das Alter des Hauses aus, und dies führte zu einer Unterhaltung über die Entstehung und die Entwickelung der Stadt Pierstoffe, und Frau Temple versprach ihrem Gaste, ihm eine alte Chronika zu leihen, die sie in einem Antiquariat gekauft hatte, weil sie einige interessante Notizen über ihren jetzigen Heimatsort enthielt. Sodann lenkte Fanny höchst geschickt das Gespräch auf Indien und bewog Sir Hugo eine Schilderung seines dortigen vielbewegten Lebens zu entwerfen. Die Minuten entflohen schnell, bis endlich Frau Temple nach ihrer Uhr sah und mit freundlichem Lächeln sagte: „Da Herr Dr. Slade nicht hier ist, halte ich es für meine Pflicht, Sie daran zu mahnen, daß Rekonvalescenten frühzeitig zu Bett gehen müssen."

„Ich fürchte, ich bin Ihnen zu lange lästig gefallen," sagte Sir Hugo, sich erhebend. „Doch kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die in Ihrer Gesellschaft verlebte Stunde mir sehr wohl gethan hat."

Er ging und als seine Schritte verhallt waren, erklärte Fanny: „Wenn es nicht meine Pflicht wäre, Sir Hugo zu hassen — so würde ich bekennen, daß er mir ungemein gefällt, obwohl ich mich etwas vor ihm fürchte."

Achtzehntes Kapitel.

Heller Sonnenschein und schneidend scharfe Winde trieben in der berühmten Stadt London ihr Spiel miteinander. Tom Reed wanderte nachdenklich seiner Wohnung zu; er hatte soeben der Generalprobe seines kleinen, geistreichen Lustspiels bei-

gewohnt. Angenehme Gedanken beschäftigten ihn. Nachdem er lange um Fortuna geworben, fing sie endlich an, sich nicht mehr spröde seinen Umarmungen zu entziehen. In Anbetracht dieser Aussicht glaubte er es sich, Frau Travers und Fanny schuldig zu sein, am nächsten Sonnabend einen Ausflug nach Pierstoffe zu unternehmen, um eine Beratung mit den Damen zu halten. „Seit drei Tagen habe ich nichts von ihnen gehört," dachte er. „Vermutlich ist Galbraith jetzt fort; es war doch eine seltsame Schicksalsfügung, daß dieser Mann in Frau Travers Haus getragen wurde. Wenn sich unsere gute Freundin doch nun endlich bequemen wollte, das zweite Testament anzuerkennen. So niederträchtig und ungerecht es ist, so wird es ihr doch niemals gelingen, es umzustoßen. Ah, siehe da — Herr Ford!"

Diese Anrede galt einem Herrn, der sich ihm plötzlich in den Weg gestellt hatte, so daß er stillstehen mußte.

„Guten Tag, Herr Reed," gab Ford zurück. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte. Es liegt mir viel daran, daß Sie nicht wieder, wie das letzte Mal, an mir vorübergehen, ohne mich zu sehen."

„Wann war das?" fragte Reed, die dargebotene Hand schüttelnd.

„Vorgestern in der Gemäldegalerie."

„Ich war in Gedanken versunken. Nun aber sagen Sie mir, wie es Ihnen geht. Es muß fast ein Jahr vergangen sein, seitdem ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, Sie zu sprechen."

„Ja, ein volles Jahr!" bestätigte Ford. „Mir ist es inzwischen recht gut gegangen; ich habe mich nie so wohl befunden, wie jetzt." Sein Aussehen strafte ihn jedoch Lügen, denn er sah womöglich noch leidender und hinfälliger aus, als vor zwölf Monaten. Nach wie vor hatte sein Auge jenen ruhelosen, von einem nervös erregten Gemüt zeugenden Blick. „Wohnen Sie hier in London?" fragte er. „Ich vermutete, daß Sie fortgezogen seien, weil ich Ihnen niemals begegnet bin."

„Ich habe meinen Wohnsitz nicht verändert," antwortete Tom. „Allerdings habe ich inzwischen einige kleinere Streifzüge unternommen; im übrigen aber bin ich durch meine Berufspflichten sehr in Anspruch genommen."

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie eine kleine Strecke begleite," sagte Ford. „Ich vermute, daß Sie Nachrichten von Frau Travers und Fräulein Lee haben. Wie geht es den beiden Damen?"

„Ausgezeichnet — sie befinden sich wohl.“

„Wohnen sie in Wiesbaden?“

„Das darf ich nicht verraten,“ sagte Reed, schalkhaft lächelnd.

„Wozu diese Geheimniskrämerei?“ fragte Ford, sichtlich verletzt. Scheu zu Boden sehend, fuhr er fort: „Habe ich, ein bewährter Freund des Traversschen Hauses, nicht einen Anspruch auf Vertrauen?“

„Ich darf nicht anders handeln, als mir aufgetragen ist,“ entgegnete Reed achselzuckend.

„Nun gut,“ begann Ford abermals. „Wenn Sie mir nicht sagen wollen, wo Frau Travers sich niedergelassen hat, so werden Sie mir doch wenigstens eine Auskunft über ihre äußeren Verhältnisse erteilen. Hat sie eine Pensionsanstalt gegründet?“

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß unsere Freundin keinen Mangel leidet. Sie hat eine gute Erwerbsquelle gefunden.“

„So? So?“ sagte Ford nachdenklich. „Auch ich bin auf eine ergiebige Goldader gestoßen und habe die Absicht, mich für mühevolle Arbeitsjahre durch eine Reise nach Deutschland zu entschädigen. Wenn ich wüßte, daß es Frau Travers unangenehm sein würde, mich wiederzusehen, so könnte ich meinen Reiseplan danach einrichten — doch müßte ich dann freilich wissen, in welcher Stadt sie wohnt.“

„Unsinn!“ rief Reed. „Reisen Sie, wohin Ihr Herz Sie treibt — und sollten Sie zufällig Frau Travers begegnen — so wird sie sich sehr freuen.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte Ford, gezwungen lächelnd. „Ich fürchte, sie hat noch nicht vergessen, daß ich unglückseliger Mensch es war, der das verhaßte Dokument fand. Weiß Gott, ich war ein blindes Werkzeug des Zufalls; ich konnte nichts dafür, daß meine Augen jenes Testament entdeckten; aber dennoch scheint sie mich wegen dieses Fundes zu hassen.“

„Sie thun Frau Travers unrecht,“ wandte Reed ein. „Sie denken zu gering von ihr.“

„Ich weiß, wie Damen urteilen,“ erwiderte Ford; er würde um keinen Preis „Frauen“ gesagt haben. „Sie pflegen sich in ihren Antipathien und Sympathien nicht durch die Vernunft, sondern durch das Gefühl leiten zu lassen. Doch Sie, Herr Reed, Sie werden so ungerecht nicht sein, auch nur einen leisen Zweifel an meiner Unschuld zu hegen.“

„Was denken Sie von mir?“ rief Tom. Er konnte aber doch nicht unterlassen, verstohlen einen prüfenden Blick auf seinen Nebenmann zu werfen. Es war ihm befremdend, daß dieser sich verteidigte, ohne angegriffen zu sein. „Ist das Traversſche Geschäft aufgelöst?“ fragte er, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Noch nicht ganz. Sir Hugo hat sich den Arm gebrochen; Ich habe es in der Zeitung gelesen.“

„Ich auch,“ sagte Tom. „Vermutlich wird dadurch die Abwickelung des Geschäftes verlangsamt. Wissen Sie etwas von dem Traversſchen Comptoirpersonal? Verkehren Sie zum Beispiel mit Poole, dem einen der beiden Zeugen des unglückseligen Testamentes?“

„Nein — weshalb fragen Sie danach?“

„Weil ich fürchte, daß er auf einen Abweg geraten ist. Er scheint in schlechte Hände gefallen zu sein. Ich habe Grund, zu vermuten, daß er sein Geld verspielt.“

„Das bedaure ich aufrichtig.“

„Doch nun muß ich mich von Ihnen verabschieden, Herr Ford. Ich habe einem meiner Freunde versprochen, ihn um zwei Uhr im Unterhause zu treffen. Apropos, morgen wird im Lesbianſchen Theater ein Lustspiel aufgeführt, das ich verfaßt habe. Darf ich Ihnen ein Billet schicken?“ fragte Tom, in seinem Sinn denkend: „Ich muß ihn im Auge behalten, obwohl ich schwerlich irgend etwas aus ihm herausspionieren kann.“

„Sie sind sehr gütig!“ antwortete Ford. „Das Stück wird mein lebhaftes Interesse erregen. Vielleicht würden Sie die Gewogenheit haben, mir noch einen Dienst zu erweisen. Ich würde gern einige Zeilen an Frau Travers schreiben. Darf ich darauf rechnen, daß Sie diesen Brief an die richtige Adresse befördern?“

„Mit Freuden,“ erwiderte Tom und dann trennten sie sich. Reed wanderte eiligen Schrittes die Straße hinab, während Ford bis an das Ufer der Themse schlenderte. Dort blieb er stehen. Sein Gesicht hatte einen schwermutsvollen Ausdruck angenommen, seit Tom ihn verlassen. Trübe Gedanken umwölkten seinen Geist so sehr, daß er alles um sich her vergaß.

Er bot in der That einen tief ergreifenden Anblick — doch nicht etwa, weil herbe Erfahrungen, der Ingrimm über sein einsames Leben, das bittere Gefühl, unterschätzt zu werden, und vor allen Dingen das dunkel empfundene Bewußtsein seiner eigenen Haltlosigkeit seine Seele wie mit Geierklauen

ergriffen hatten und marterten, sondern weil vor seinem geistigen Auge unausgesetzt das vernichtende Wort: „Umsonst!“ schwebte.

* * *

Am folgenden Tage schrieb Tom einen kurzen Brief an Frau Temple, in dem er ihr sein Gespräch mit Ford schilderte. Die Feder glitt ihm minder schnell als sonst über das Papier. Er war erregt; die bevorstehende Aufführung seines Stückes, dessen Schicksal sich am heutigen Tage entscheiden sollte, versetzte ihn in eine Stimmung, die ihn keineswegs zu ruhigen Auseinandersetzungen befähigte. Er hatte soeben die Worte geschrieben: „Natürlich werde ich Fanny unmittelbar nach der Vorstellung einige Zeilen schreiben, damit Sie bald erfahren, ob mein Lustspiel durchgefallen oder mit Beifall aufgenommen ist,“ als einer der Zeitungsträger hereinkam und ihm eine zerknitterte Visitenkarte mit der Aufschrift „J. D. Trapes“ brachte. Tom schüttelte unwillig den Kopf. „Was will der Mensch?“ sagte er. „Ich habe keine Zeit, ihn anzunehmen.“

„Hoho!“ lachte eine lallende Stimme. „Du willst dich wohl verleugnen lassen, Kamerad!“ Tom sah sich um, Trapes stand hinter ihm.

„Allerdings wollte ich dich abweisen,“ erwiderte Tom verstimmt. „Zeit ist Geld. Ich kann keine Minute entbehren. Sage, was dich zu mir treibt, und dann störe mich nicht länger!“

„Du bist verzweifelt kurz angebunden, Freund. Nun, ich will dich ungeschoren lassen, wenn du mich auf die rechte Fährte bringst. Wo wohnt der Kerl, mit dem du gestern vom Hungerford-Markt bis zur Themse gegangen bist?“

„Wo der wohnt? Weshalb willst du das wissen?“ fragte Tom, abermals fühlend, daß es seine Pflicht sei, vorsichtig in allen Aeußerungen zu sein.

„Ich muß wissen, wie er heißt und wo er sich aufhält. Ich lauere nämlich schon lange einem Menschen auf, der mir einen ganzen Sack voll Geld schuldig ist. Er sieht gerade so aus, wie der, mit dem du gestern sprachst.“

„Ford ist niemand Geld schuldig,“ sagte Tom lachend, „darauf kann ich dir Brief und Siegel geben.“

„Ford!“ wiederholte Trapes nachdenklich, „nein, so heißt mein Schuldner nicht. Was ist dein Freund?“

„Soviel ich weiß: Makler. Früher war er Prokurist eines bedeutenden Importgeschäftes.“

„Ja, das stimmt. Wie hieß die Firma?“ forschte Trapes mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

„Travers & Cie."

„Ja, ja — das ist eine alte, bekannte Firma. Du hast früher mit der jungen Frau, der Witwe des alten Travers, charmiert. Du Schlauberger! Ich habe dich oft nach Hampton fahren sehen. Es ist freilich alles anders gegangen, als du dachtest. Das Testament hatte einen bösen Haken. He, war es nicht so?"

„Was weißt du davon?"

„Ho! Ich weiß mehr, als du denkst; du würdest Mund und Ohren aufsperren, wenn ich alle meine Weisheit auskramte. Glaube nicht, daß ich auf den Kopf gefallen bin, weil ich's nicht so weit gebracht habe wie du. Aber schändlich ist es doch, daß ich so auf den Hund gekommen bin."

„Sprich nicht so, Trapes," fiel Tom ihm ins Wort. „Kein Mensch wird getreten, er lege sich denn zuvor nieder."

„Du hast gut reden," erwiderte Trapes. „Die Sache sieht verzweifelt leicht aus und ist doch verflucht schwer. Wer kann denn plötzlich stillestehen — wenn er einen steilen Berg hinunterläuft? — Ich kann's nicht — und ich wette zehn gegen eins, du würdest es auch nicht können — wenn du einmal ins Rennen gekommen wärst." Er lachte heiser und fuhr dann fort: „Sieh, da liegt der Hase im Pfeffer. Das vermaledeite Rennen ist an meinem Unglück schuld. Du hast immer langsam, immer stetig weitergearbeitet. Ich fing zu hastig an — mein Blut ist zu hitzig — das sollte alles im Galopp gehen — und da blieb mein Karren im Dreck stecken — jetzt aber weiß ich einen, der ihn mir wieder herauszieht."

„Es freut mich, daß du so gute Aussichten hast," sagte Tom, als er sah, daß sein alter Bekannter etwas Stärkeres als Kaffee genossen hatte. „Inzwischen . . ."

„Inzwischen bitte ich dich, mir fünf Pfund Sterling zu borgen," fiel ihm Trapes rücksichtslos ins Wort, „wenn mein Freund mir seine Schuld bezahlt hat, gebe ich dir das Geld wieder."

„Es fällt mir nicht ein, dir etwas zu leihen," sagte Tom bestimmt aber nicht unfreundlich. „Ich will dir lieber einen kleinen Erwerb zu verschaffen suchen. Du hast früher gute Arbeiten geliefert. Warum verwertest du deine Fähigkeiten nicht, und wenn auch nur als Schreiber? Du hattest und hast wahrscheinlich noch eine kapitale Handschrift."

„Meine Hand ist zitterig geworden," erwiderte Trapes, einen Fluch ausstoßend. „Aber du hast recht, meine Schrift ist kapital, denn ich habe sie so gut verwertet, daß sie mir ein

Kapital einbringen wird. Und was die kleine Anleihe betrifft, so bin ich auch mit einem Sovereign zufrieden, wenn dir fünf zu viel sind."

„Das läßt sich schon eher anhören," gab Tom lächelnd zurück. „Ich kann dir die Versicherung geben, daß auf meiner Laufbahn die Fünfpfundscheine nur sehr sparsam gesät sind. Einen Sovereign kann ich jedoch wohl entbehren — hier hast du einen." Trapes griff begierig nach dem Goldstück.

„Ich danke dir," sagte er, es in seine Tasche schiebend. „Ich gebe es dir mit Zins und Zinseszinsen wieder, sobald mir mein großer Staatsstreich gelungen ist." Er stülpte sich den Hut auf, der wie alle übrigen Teile seines Anzuges schmutzig und abgetragen war. Sodann wandte sich der Renommist zur Thür, drehte sich aber noch einmal um und rief: „Zum Henker, ich hätte fast vergessen, nachzufragen, wo man diesen Ford aufgabeln kann. Wo hat er sein Bureau?"

„Das weiß ich nicht," sagte Tom. „Und auch seine Privatwohnung kann ich dir nicht angeben."

„Schon gut, schon gut," rief Trapes. „Einer meiner Bekannten war in demselben Geschäft wie er, der wird mir Auskunft geben."

„Du sagtest aber doch vorhin, daß dein Schuldner nicht Ford heiße, weshalb willst du ihn denn besuchen?"

Trapes blinzelte verschmitzt. „Ford ist mein Schuldner nicht," versicherte er, „aber er sieht ihm so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Vielleicht kann er mir sagen, wo sein Doppelgänger steckt. Na — zerbrich dir nur den Kopf darüber, Musje. Du denkst, ich ließe mich auspressen wie eine Citrone — aber du irrst dich gewaltig. Mir kommt niemand auf die Schliche — du auch nicht, obwohl du dir das einzubilden scheinst. He, hab ich nicht recht? Nur heraus mit der Sprache. Nur nicht lange gefackelt. Aber ich sehe schon, du hast keine Courage im Leibe."

Der verkommene Mensch schaute Tom mit drohender Miene an und ballte die Hand; dann wandte er ihm plötzlich den Rücken und verließ ohne Abschiedsgruß das Zimmer.

Halb verdrießlich, halb mitleidig gestimmt nahm Tom seine Feder wieder zur Hand. „Wäre dieser Mensch zu retten gewesen, wenn man sich früher seiner angenommen hätte?" fragte er sich. „Wir alle — ob gut oder böse angelegt — kommen auf unserer Bahn an abschüssige Stellen und — wehe uns — wenn dann kein Weichensteller zur Hand ist. — Sollte

Ford diesem Bruder Liederlich wirklich Geld schuldig sein? Ich kann es mir nicht denken. Ford ist der solideste Mensch von der Welt und kein Freund von Wettrennen und dergleichen Belustigungen. Und doch ist es sonnenklar, daß Trapes ihn sucht und keinen anderen." Da Tom fühlte, daß es ihm doch nicht gelingen werde, dieses Rätsel zu lösen, so wandte er seine Aufmerksamkeit seiner Arbeit zu.

* * *

Der Abend kam; Toms Lustspiel errang einen glänzenden Erfolg. Es ward mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der freudestrahlende Theaterdirektor versprach, die Aufführung in den nächsten Wochen Abend für Abend zu wiederholen.

In den zärtlichsten Ausdrücken teilte der glückliche Dichter seiner Fanny die Freudenbotschaft mit. Er brachte seinen Brief und ein Schreiben von Ford an Käthe, das er bei seiner Rückkehr auf dem Tische gefunden hatte, selbst zur Post.

Fords Epistel war charakteristisch und regte Frau Travers zu mancherlei Gedanken an. Sie lautete:

„Hochverehrte Frau!

„Zürnen Sie mir nicht, weil ich von einer Erlaubnis Ihres Freundes, Herrn Reed, Gebrauch machend, es wage, einige Zeilen an Sie zu richten. Ich fühle, daß ich Sie, deren Interesse und Wohlfahrt mir seit den glücklichen Tagen unserer ersten Bekanntschaft unverrückt am Herzen liegt, unabsichtlich verletzt habe. Durch die Glut meiner Leidenschaft geblendet, ließ ich mich in einem unbewachten Augenblick von meiner übermächtigen Neigung hinreißen, Ihnen einen Antrag zu machen, der, da er verfrüht war, Ihre Entrüstung erregen und Ihr Zartgefühl verletzen mußte. Ich bin mir dessen klar bewußt und bereue meine Voreiligkeit. Außerdem hatte ich noch das Unglück, der Finder des verhaßten Testamentes zu sein und mir dadurch Ihren Unwillen zuzuziehen. Ich ergreife daher die erste Gelegenheit, die sich mir bietet, um den Versuch zu machen, Ihr Vertrauen zurückzuerobern. Ich gebe zu, daß ich vorschnell handelte, daß ich die zarte Rücksicht, die jede Witwe unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten fordern darf, außer Augen ließ. Doch jetzt, nach Ablauf eines vollen Jahres, wird es mir hoffentlich endlich gestattet sein, Sie zu fragen, ob ich darauf rechnen darf, daß die treue, selbstlose Hingebung,

die glühende Liebe jemals belohnt werde, welche ich seit jenen wonnevollen Tagen, wo wir unter dem Dache Ihrer verehrten Frau Mutter miteinander verkehrten, für Sie empfinde. Ich würde es nimmermehr wagen, diese Frage an Sie zu richten, wenn mir nicht das Glück trotz meiner Unwürdigkeit hold gewesen wäre und mich mit irdischen Gütern reicher gesegnet hätte, als Sie. Ich bin imstande, Ihnen eine Häuslichkeit zu bieten, die zwar bescheiden und einfach ist, aber dennoch alles birgt, was einer Dame von Ihrer hohen Geistesbildung das Leben angenehm machen kann. Was das niederträchtige Testament betrifft, so bitte ich Sie inständig, nicht zu vergessen, daß ich unmittelbar nach der Auffindung desselben bereit war, es unschädlich zu machen, und sei es auch auf die Gefahr hin, meinen eigenen Ruf zu schädigen. An Ihrer Verarmung trage ich keine Schuld, und dennoch kann ich derselben nicht gedenken, ohne die schmerzlichsten Seelenqualen zu empfinden. Sie sind jung, schön und an den Ueberfluß des Lebens gewöhnt. Wie schwer muß es Ihnen werden, den Kampf des Daseins zu bestehen und nicht nur Entbehrungen aller Art ertragen zu müssen, sondern auch den Sticheleien schadenfroher Menschen ausgesetzt zu sein! Bei Erreichung dieses letzten Punktes bin ich so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie unbedacht handelten, als Sie Herrn Reed, einem jungen Manne, dessen Lebenswandel durchaus nicht fleckenlos ist und der einen stark ausgeprägten Eigendünkel besitzt, zum einzigen Vertrauten Ihrer Handlungen machten und nur ihm allein Ihren jetzigen Wohnort mitteilten. Sie haben dadurch böse Nachrede hervorgerufen. Sir Hugo Galbraith, der mich, nebenbei gesagt, in so unfeiner beleidigender Weise über Ihr Leben und Ihre Angehörigen ausforschte, daß ich sehr gegen meine Gewohnheit beinahe zu Thätlichkeiten mich hätte hinreißen lassen, äußerte höhnisch, er habe gehört, Ihr einziger Schutz und Schirm sei ein hübscher, leichtsinniger Federheld. Ich halte es daher für meine Pflicht, Ihnen den Rat zu geben, Ihren Aufenthalt einem älteren, bewährteren Freunde, entweder mir oder Herrn Wall zu entdecken.

„Vergönnen Sie mir, Sie zu besuchen, und geben Sie mir Gelegenheit, meine Sache nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich zu führen. Meine Hoffnungen und Ihr irdisches Wohlergehen sind am nämlichen Tage durch die heimtückische Hand eines bösen Geschickes geknickt. Möchten sie sich bald vereint wieder aufrichten. — In dieser Hoffnung rufe ich Ihnen ein bewegtes Lebewohl zu.

„Mit der Bitte, meine Freimütigkeit gütigst zu entschuldigen, bleibe ich, hochverehrte Frau, immerdar

Ihr treu ergebener

James Ford."

„Nachschrift. Uebersehen Sie mit gewohnter Nachsicht die Fehler, welche meiner Feder in der Hast des Schreibens entschlüpft sind."

Ford hatte viele Stunden auf die Abfassung dieses Briefes verwandt; er hatte Satz für Satz mit peinlichster Sorgfalt stilisiert und unermüdlich die einzelnen Ausdrücke so lange gefeilt und geändert, bis sie ihm kunstgerecht erschienen.

Neunzehntes Kapitel.

Es würde nicht leicht sein, die widerstreitenden Regungen zu schildern, die in Käthes Brust beim Lesen dieses Ergusses aufstiegen und ihr das Blut in die Wangen trieben. Sie konnte sich keine Rechenschaft von der eigentlichen Ursache ihres Unmutes ablegen und versuchte es auch nicht. Fords Brief verletzte und empörte sie, gleichviel wodurch. Wäre ihr Anbeter in diesem Augenblick ins Zimmer getreten, er hätte eine vernichtende Antwort erhalten. Die Stelle seines Briefes, die sich auf Hugo Galbraith bezog, wirkte mehr belustigend als verstimmend auf sie. Sie kannte jetzt diesen Mann genau genug, um sich die von Ford erwähnte Scene in lebhaften Farben vergegenwärtigen zu können. Es war ihr, als höre sie den ruhigen und doch so hochmütigen, wegwerfenden Ton, mit dem er die Worte hinwarf: „Ihr einziger Schutz und Schirm soll ein hübscher, leichtsinniger Federheld sein."

Nicht lange fand sie Zeit, ihren Betrachtungen nachzuhängen; ein Käufer kam nach dem anderen und sie mußte Muster aussuchen, farbige Wolle zu einem Teppiche auswählen, eine Rechnung ausfertigen u. s. w. Es war ein geschäftiger, einträglicher Tag; aber obwohl es jetzt anfing, länger hell zu bleiben, konnte sich Frau Temple doch nicht entschließen, ihren Feierabend abzukürzen. Punkt sieben ward der Berliner Bazar geschlossen und die Schaufenster mit einem Laden bedeckt. Die wonnigen Ruhestunden brachten den beiden Freundinnen körperliche und geistige Erquickung; eines kleinen

Gewinnes wegen durften sie nicht geschmälert werden. Heute abend wurde Frau Temple jedoch sehr gegen ihren Willen durch ein Gespräch mit Dr. Slade aufgehalten. Diese Unterredung fand im Wohnzimmer statt, während Frau Mills in dem behaglichen Gemache, welches an den Laden grenzte, den Theetisch deckte.

„Nun, Frau Temple," rief der alte Herr, der sich offenbar in keiner rosigen Laune befand. „Ihr Mieter wird in acht Tagen abreisen; vermutlich werden Sie sich nicht darüber grämen; denn einen unliebenswürdigeren Menschen gibt es auf Gottes Erdboden nicht. Da sagt er mir eben ganz ruhig ins Gesicht, ich sei ein infamer Schwätzer. Und warum — warum? — Weil ich ihn in der harmlosesten Weise neckte."

Der Arzt empfahl sich, nachdem er Frau Temple noch einige Stadtneuigkeiten mitgeteilt und Sir Hugos Behauptung keineswegs durch die That widerlegt hatte.

Als Käthe in das Ladenzimmer gehen wollte, ward sie von der guten Frau Mills aufgehalten, welche sie bat, in die Küche zu kommen, um der Mutter des kleinen Laufmädchens ein Wort des Trostes zu sagen. Es war keine neue, aber eine sehr traurige Geschichte, die Sarahs Mutter ihr erzählte. Ihr ungeratener Sohn, dessen Leichtsinn nicht zu zügeln war und der in seinem kurzen Lebenslauf bereits Unheil über Unheil angerichtet hatte, war mit ihren kleinen Ersparnissen auf und davon gegangen. Keinen Pfennig hatte er der alten, schwergebeugten Frau gelassen. Wovon sollte sie nun die fällige Miete bezahlen? Unter heißen Thränen bat sie Frau Temple, ihr einen Teil von Sarahs Lohn vorzuschießen. Käthe war tief bewegt. Die arme Alte, die ihr lebenlang so schwer gearbeitet hatte und nun so vieles Herzeleid erdulden mußte, jammerte sie. Tröstend, ratend, helfend verweilte sie über eine halbe Stunde in der Küche.

Als sie endlich ihr trauliches Zimmer betrat, um sich von des Tages Last auszuruhen, war sie nicht überrascht, die Lampe angezündet und Fanny am Theetisch zu finden. Erstaunt aber war sie, als sie gewahrte, daß sich Sir Hugo ebenfalls in dem Gemache befand und sich in demselben vollkommen heimisch zu fühlen schien. Sich mit dem gesunden Arm leicht auf die Tischplatte stützend, stand er neben der theebereitenden Hebe und unterhielt sie angelegentlichst. Käthe war betroffen über die Veränderung, die mit ihrem Mieter vorgegangen war, seitdem sie ihn zuerst gesehen. Sein Ausdruck war milder und heiterer; auch sah er ungleich jünger aus, als damals.

Als Käthe auf der Schwelle stillstand, trat Sir Hugo ihr raschen Schrittes entgegen. „Ich habe mir die Freiheit genommen, um Einlaß zu bitten, obgleich ich keinen Brief zu schreiben habe. Fräulein Lee, die in Ihrer Abwesenheit hier das Kommando führt, hat die Güte gehabt, mir mein Gesuch zu erfüllen," sagte er.

„Nehmen Sie Platz," erwiderte Frau Temple, an den Tisch tretend, um sich in den Sessel zu setzen, den Fanny ihr bereit gestellt hatte. Es war ihr nicht recht, daß Sir Hugo sich ohne weiteres in ihrem Zimmer einbürgerte. Sie durfte ihn nicht zu vertraulich werden lassen. Zwar war sein unerwartetes Eindringen von keinem Belang, da er nur noch acht Tage blieb, allein es beunruhigte sie doch ein wenig. Ueberdies war ihr Gleichmut durch Fords Brief wesentlich beeinträchtigt. Sie wechselte wiederholt die Farbe, als sie sich in ihren Sessel zurücklehnte. Sir Hugo sah es und sagte: „Sie sind nicht wohl. Man sieht es Ihnen an, daß Sie angegriffen sind. Soll ich fortgehen?"

„Nein, Sir Hugo, Ihr Besuch ist mir eine große Ehre," erwiderte sie nicht ohne Förmlichkeit. „In der Küche, wo die Mutter meines kleinen Hausmädchens mir eine traurige Geschichte erzählt hat, war es dunkel. Das Licht blendet mich. Hole den Lichtschirm, liebe Fanny." Auf diese Weise vor jeder Beobachtung wirksam geschützt, erlangte Käthe gar bald ihre gleichmäßige Stimmung wieder. Sie reichte ihrem Gaste eine Tasse Thee und Fanny bot ihm einige zierliche Butterbrötchen an, die, aus frischem Pierstoffer Graubrot gemacht, ausnehmend schmackhaft waren.

„In der Küche hast du eine traurige Geschichte gehört?" fragte Fanny. „Wie kam Dr. Slade dahin?"

Frau Temple erklärte den Sachverhalt.

„Ah so, ich begriff nicht, was dich so lange aufhielt, da Sir Hugo behauptete, sein Arzt sei längst fortgegangen."

„Der alte Narr!" bemerkte Galbraith. „Er kann niemals die Thür finden. Ich habe sie ihm heute zeigen müssen."

„Wirklich?" fragte Fanny, die infolge der guten Nachrichten aus London in rosigster Laune war. „Wie nahm er es auf?"

„Das kann ich dir sagen," erwiderte Frau Temple schelmisch. „Er hat mir sein Herzeleid geklagt."

„Nun, das ist doch stark," rief Galbraith, den Lichtschirm ein wenig beiseite schiebend, um einen Schimmer ihres Lächelns aufzufangen. „Was hat er gesagt?"

„Daß Sie seine treuen ärztlichen Bemühungen mit Undank belohnt und ihn einen Schwätzer genannt hätten."

Galbraith lächelte sarkastisch. „Hat er Ihnen gesagt, was mich zu dieser Aeußerung getrieben hat?"

„Nein, das hat er nicht gethan," entgegnete Käthe.

Galbraith schwieg, bis Frau Temple ihn fragte, ob sie ihm eine zweite Tasse Thee einschenken dürfe. „Bitte," sagte er freundlich. „Keine alte Jungfer trinkt so gern Thee wie ich. Hatten wir in Indien scharfen Dienst, so erquickte mich kein Getränk mehr als Thee. Einige meiner Kameraden hatten unausgesetzt Verlangen nach Bier, das ja auch in einem heißen Klima sehr viel Verlockendes hat."

„Offenbar sind Sie gewohnt, solchen Versuchungen Widerstand zu leisten," warf Käthe hin, indem sie ihm mit ihrer schöngeformten, schmalen Hand die gewünschte Tasse Thee reichte.

„Was Essen und Trinken betrifft, ja; im übrigen habe ich, wie alle Menschen, schwache Seiten."

„Und diese sind?" forschte Fanny, die in ihrer froh erregten Stimmung kein Wort zurückzudrängen vermochte, das ihr auf die Lippen kam.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Und wenn Sie es könnten, würden Sie es nicht thun. Sie sind nicht verpflichtet, eine so kecke Frage zu beantworten," sagte Frau Temple. „Du nimmst dir zu viel heraus, Fanny."

„Ich wußte im voraus, daß du mich schelten würdest," rief Fanny, „aber trotzdem konnte ich die Frage nicht unterdrücken."

Galbraith lachte. „Wie wäre es, wenn wir den Spieß umdrehten," fragte er. „Was ist Ihre schwache Seite, Fräulein Lee?"

„Das zu verraten, würde mir noch schwerer werden, als Ihnen," entgegnete Fanny schlagfertig, „aber aus einem anderen Grunde. Ich habe so viele schwache Seiten, daß ich nicht weiß, welche ich zuerst und welche ich zuletzt nennen soll."

„Dann wird Ihre Freundin Mühe und Not haben, Sie in Ordnung zu halten. Irreguläre Truppen werden leicht rebellisch."

„Ich bin das lenksamste Geschöpf unter der Sonne," verteidigte sich Fanny. „Kä — ich meine Frau Temple, kann mich mit einem einzigen Blick zum Gehorsam zurückbringen. Kaum runzelt sie die Stirn, so bin ich sofort bereit, meine Sünden zu beichten und voll Zerknirschung zu Kreuz zu kriechen."

„Um im nächsten Augenblick ungebessert aufzustehen," sagte

Frau Temple, indem sie sich erhob und nach Frau Mills klingelte.

„Ganz wie irreguläre Kavallerie. Bei den ersten feindlichen Schüssen stieben die Truppen auseinander und hernach, wenn die Gefahr vorüber ist, sammeln sie sich wieder in der Flanke und hemmen den Weitermarsch," bemerkte Galbraith.

„Ich kann Fanny nicht vorwerfen, daß sie jemals meinen Weitermarsch gehemmt hätte," sagte Frau Temple, die hübsche Sünderin liebevoll anschauend. Indem sie aufstand und Tassen, Teller und Schüsseln geräuschlos zusammenstellte und auf dem Theebrett ordnete, um Frau Mills die Mühe des Abräumens zu ersparen, fügte sie hinzu: „Ich denke mir, es müßte leichter sein, Leute aus besseren Ständen oder vielmehr Leute von höherer Bildung zu kommandieren, als die Strolche und Landläufer, die sich von Ihnen anwerben lassen."

„Unsere englischen Soldaten sind nicht so schlecht, wie Sie anzunehmen scheinen. Uebrigens spüre ich nicht die mindeste Lust, ein Regiment zu kommandieren, dessen Kern aus gebildeten Leuten besteht. Das würde eine schöne Wirtschaft werden, wenn der gemeine Mann befähigt wäre oder sich einbildete, befähigt zu sein, die Anordnungen seines Vorgesetzten zu beurteilen und zu bekritteln."

„Und glauben Sie denn nicht," fuhr sie lebhafter fort, „daß Sie selbst zum Beispiel, eben weil Sie ein gebildeter, vornehmer Mann sind, jeden Auftrag, den Sie übernommen, jede Dienstleistung, zu der Sie sich verpflichtet haben, gehorsamer, gewissenhafter, pünktlicher ausführen würden, als jene armen, unwissenden Menschen, deren blödes Auge nicht über den beschränkten Horizont ihrer eigenen persönlichen Bedürfnisse und Begierden hinausreicht, während Sie dagegen mit Ihrem geübteren Auge stets erkennen würden, daß Sie durch Ihren Gehorsam das Gemeinwohl fördern?"

„Ihre Ansicht enthält ein Körnchen Wahrheit; das bestreite ich nicht," sagte Galbraith ein wenig betroffen. „Das Gros unserer Armee wird jedoch niemals aus den besseren Ständen gebildet werden, das steht fest. Ich gebe zu, daß es in alten Zeiten königliche Leibgarden gegeben hat, die Mann für Mann aus Edelleuten bestanden; allein soviel wir wissen, waren diese keineswegs ein Muster von Disciplin und Gesittung."

In der Hitze des Wortgefechts sprang Sir Hugo auf und stellte seinen Stuhl so dicht neben den seiner Gegnerin, daß der Lichtschirm ihn nicht mehr hinderte, sie anzusehen.

„Hier ist deine Stickerei," unterbrach Fanny das Gespräch. „Du scheinst zu vergessen, daß du versprochen hast, sie morgen abzuliefern." Mit diesen Worten reichte sie Käthe die betreffende Arbeit. Frau Temple hatte die vier Ecken eines Wappens, welches das Mittelstück eines Ofenschirms bilden sollte, anzufangen, um der vornehmen Käuferin die Mühe des Musterauszählens zu ersparen.

„Gut, daß du mich daran erinnerst, Fanny," sagte sie, indem sie sich unverzüglich ans Werk begab; doch obwohl sie mit ihrer geschickten Hand fleißig eine Perle nach der anderen auf den schwarzen Atlas nähte, konnte sie im Eifer des Gesprächs nicht unterlassen, hin und wieder die großen seelenvollen Augen aufzuschlagen, die im Laufe der Unterredung stetig sich verändernd, bald freudig aufleuchteten oder schelmisch lachten, bald finster drohten oder, von einem feuchten Schimmer umflort, eine schmerzliche Erregung verrieten. Fanny holte jetzt ebenfalls ihren Arbeitskorb und setzte sich dem Gaste gegenüber, der ein ihm bisher fremdes Gefühl wonnigen Behagens und tiefinnerster Befriedigung empfand.

„Die Kriegsleute, von denen Sie sprechen," fuhr Frau Temple fort, „würden wir heutzutage nicht mehr als gebildete Männer bezeichnen; sie waren Barbaren, und ihre vermeintliche Bildung war nichts als eine oberflächliche Politur, ein äußerer Schliff, der ihre innere Roheit nur notdürftig verdeckte. Sich selbst zu beherrschen, verstanden sie nicht. Ja wahrlich, heutzutage trifft man manchen Ladenburschen, der mehr gelernt hat und sich besser zu benehmen weiß, als dazumal die Junker."

„Bei Gott! Es hat mir noch niemand bestritten, daß die Menschen in der guten alten Zeit mehr Wert auf Anstand und Sitte legten, als jetzt."

„Auf Anstand und Sitte, das heißt, sie verneigten sich tiefer, redeten eine blumenreichere Sprache, behandelten ihre Untergebenen mit einer Willkür, die trotz des Nimbus, den Stahl und Eisen ihnen gab, nichts von ihrer Härte verlor, und loderten zornig auf, sobald sie ihr Ehrgefühl verletzt glaubten; aber sie waren dennoch im Vergleich zu denen, die uns als das Ideal echter Männlichkeit erscheinen, begehrliche, streitsüchtige, unerzogene Kinder."

„Sie sind eine kühne Gegnerin, Frau Temple. Aber ich bleibe trotzdem meinen Vorfahren treu; sie waren ritterlich und heldenmütig, selbst wenn sie sich hin und wieder ein wenig ungesittet benommen haben mögen. Auch werden Sie mir zugeben,

daß sie noch weit roher gewesen wären, wenn sie ein minder scharf ausgebildetes Ehrgefühl besessen hätten."

„Ja, das ist richtig, denken Sie nicht, daß ich ihre guten Seiten unterschätze; doch halte ich es für thöricht, wenn man auf ihren Standpunkt zurückkehren möchte oder auch nur stillzustehen wünscht," bemerkte sie.

„Hat uns der Fortschritt denn schon jemals Nutzen gebracht? Er scheucht die unteren Volksschichten aus ihrer Ruhe auf, macht sie unzufrieden und erregt in ihnen den Wunsch, es den vornehmen Ständen gleich zu thun. Er lehrt sie, nichts für unerreichbar zu halten. Sie können es den Männern, welche in einer gewissen Lebenssphäre geboren sind, nicht verargen, daß es ihnen unerträglich ist, die Mitglieder tieferer Schichten in ihren Bereich eindringen zu sehen und von ihnen auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden," entgegnete Galbraith sich vorbeugend und einen Teil der bunten Seidenfäden in die Hand nehmend, die zwischen ihm und Frau Temple auf dem Tisch lagen.

„Wohlan, so entziehen Sie sich diesem Schicksale durch einen verdoppelten Fortschritt! Sorgen Sie dafür, daß zwischen Ihnen und diesen Nachzüglern eine breite Kluft bleibt, und benutzen Sie klug den Vorteil, der Ihnen durch Ihre Geburt gegeben ist," sagte Käthe mit gesteigerter Lebhaftigkeit. „Bitte, geben Sie mir die blaue Seide zurück." Er gehorchte; ihre Hände berührten sich einen Augenblick. Galbraith empfand ein thörichtes, leidenschaftliches Verlangen, sie festzuhalten, und sei es auch nur, um zu verhindern, daß ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit sich nicht ausschließlich der unleidlichen Stickerei zuwandten.

„Sie sind eine allzu eifrige Demokratin," erklärte Galbraith lachend, „und wenn man Sie anschaut, ist es einem doch undenkbar, daß Sie jemals, und sei es auch nur für einen einzigen Tag hinter einem Ladentisch gestanden haben." Er hielt plötzlich inne und fügte dann hinzu: „Ich bin doch der ärgste Flegel, den es auf der Welt gibt, wie konnte ich nur so taktlos sein!"

„Ich verzeihe Ihnen," sagte Frau Temple unbefangen, indem sie schalkhaft lächelte. „Bisher hat man freilich den Laden nicht als eine Stätte betrachtet, wo junge Damen sich die Bildung aneignen können, die ihnen eine angesehene Lebensstellung sichert; allein jene Zeit, wo wir Frauen nur der Schmuck des Lebens waren, entflieht pfeilgeschwind. Wir müssen fortan unseren Teil an der Arbeitslast und den Beschwerden des Tages übernehmen. Gebe Gott, daß wir trotzdem nicht all

unseren Liebreiz und unsere Anmut einbüßen. Es wäre unendlich hart für beide Teile, wenn ihr Männer uns nicht mehr lieben könntet."

„Sie nicht mehr lieben könnten?" wiederholte Galbraith fast unbewußt, und dann fügte er hinzu: „Ich fürchte, Sie finden nirgends Ihr Ideal vollkommener Weiblichkeit verwirklicht, als nur in sich selbst."

„O weh!" rief Fanny, „ich habe mir eine Nadel in den Finger gestoßen; das ist ein empfindlicher Schmerz."

Frau Temple und Sir Hugo bedauerten sie pflichtschuldigst und Fanny behauptete, sie müsse die Hand in warmes Wasser tauchen, und eilte fort.

„Halten Sie mich nicht für einseitig und beschränkt," sagte Galbraith, seinen Stuhl noch um einen Zoll näher an den ihrigen rückend, „ich achte und ehre die Menschen, die sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet haben, doch dürfen sie ihre Herkunft nie vergessen."

„Ja, gewiß, Sie werden, wie alle Mitglieder der Haute-volée, stets bereit sein," sagte Frau Temple lächelnd, indem sie mit ihrer Nadel innerhalb eines umgekehrten Kastendeckels einer versprengten Perle nachjagte, „die Verdienste eines Emporkömmlings anzuerkennen, wenn es ihm gelungen ist, sein Ziel zu erreichen — solange er sich aber noch im Anfang oder inmitten seiner Laufbahn befindet, scheuen sie sich nicht, ihn zu hemmen und niederzudrücken."

„Wieso?"

„Indem sie Hindernisse aller Art vor ihm auftürmen. Eine Schranke nach der anderen wird errichtet: Geistesbarrieren — es ist thöricht, das Volk zu erziehen; — Kastenbarrieren — kein Bürgerlicher darf Offizier werden, — sociale Barrieren — doch ich vergesse mich; ich spreche zu viel und verleite Sie ebenfalls zum Sprechen. Vor einer Stunde hat mir Dr. Slade gesagt, daß Sie der äußersten Ruhe und Schonung bedürfen, und nun rege ich Sie unausgesetzt durch Widerspruch auf. Bitte, gehen Sie hinauf und lesen Sie in einem langweiligen Buche — ehe Sie sich zu Bett legen, sonst werden Sie nächste Woche nicht nach London zurückkehren können."

„Nächste Woche? Wenn der alte Narr sich einbildet, daß ich Pierstoffe in acht Tagen verlasse, so irrt er sich gewaltig," versicherte Galbraith.

„Er sagte mir, es sei Ihr Wunsch, baldmöglichst abzureisen; ich rate Ihnen daher, mir rechtzeitig zu kündigen, sonst müssen Sie Reugeld zahlen."

Frau Temple beobachtete die Wirkung ihrer Worte; allein er ward diesmal nicht durch ihr Lächeln angesteckt. Er blieb vielmehr ernst und streng und strich sich nachdenklich den Schnurrbart. Eine kurze Pause trat ein und dann rief Galbraith in höchst unwilligem Ton: „Warum erinnern Sie mich immer wieder an den unglücklichen Laden?"

„Diesmal war von der Miete die Rede," sagte Frau Temple mit gedämpftem Ton. „Ich dachte nicht, daß Ihnen das unangenehm sein würde."

„Wünschen Sie, daß ich ausziehe, so soll es morgen geschehen," sagte Sir Hugo.

„Ich würde mich freuen, wenn Sie sich wohl genug dazu fühlten. Aber richten Sie es ganz ein, wie es Ihnen zusagt. Es wäre unnatürlich, wenn ich den Wunsch äußerte, einen so guten Mieter zu verlieren."

Galbraith brummte etwas in den Bart, was Käthe nicht verstand. Eine Pause von mehreren Minuten trat ein. Sir Hugo ergriff sodann wieder das Wort und sagte: „Meine Pflege hat Ihnen viel Mühe und Arbeit verursacht. Glauben Sie, ich bin Ihnen sehr dankbar für die Sorgfalt, die Sie mir zugewandt haben."

„Sie irren. Ich habe nichts für Sie gethan; nur meine gute Frau Mills hat sich Ihrer ein wenig angenommen; der größte Teil der Wartung ist jedoch Ihrem Burschen zugefallen."

„Ich bin in meinem Leben so selten treu gepflegt worden," gab Galbraith nicht ohne Bitterkeit zurück, „daß ich jede Aufmerksamkeit, die ich erhalte oder zu erhalten glaube, dankbar empfinde."

„O, dann verdienen Sie, daß man Sie pflegt," sagte Käthe, ihre Stickerei auf dem Tische ausbreitend und nachdenklich betrachtend.

Jetzt kam Fanny zurück. „Der Schmerz ist vorüber," rief sie. „Sir Hugo, sollten Sie sich jemals eine Nadel in den Finger stechen, so rate ich Ihnen, die Hand sofort in heißes Wasser zu tauchen. Es ist das sicherste Hilfsmittel."

„Ich will es mir merken," erwiderte Galbraith; „doch jetzt muß ich Ihnen Lebewohl sagen."

„O, wie beneidenswert sind Sie!" rief Fanny. „Sie reisen in der nächsten Woche nach London und können dort ins Theater gehen."

„Ich gehe selten ins Theater," sagte Galbraith, „aber ich glaube, die meisten jungen Mädchen haben große Freude daran."

„Für mein Leben gern würde ich ‚Die Abrechnung mit der Wirtin' sehen," erzählte Fanny, die völlig unfähig war, ihre Erregung im Zaum zu halten.

„Wenn Sie und Frau Temple nach London kommen wollen, so bin ich gern bereit, Sie hinzuführen," erklärte Galbraith.

„O, das wäre herrlich!" sagte die vergnügungslustige Fanny, während Frau Temple, die über die Idee, mit ihrem Feinde ins Theater zu gehen, innerlich lachte, verneinend den Kopf schüttelte.

Sir Hugo verabschiedete sich mit einem Anflug von Verstimmung. Ehe er das Zimmer verließ, sagte Käthe freundlich: „Hoffentlich wird Ihnen unser Wortwechsel keine schlechte Nacht bereiten."

„Ich weiß es nicht," sagte er, „morgen will ich Ihnen Auskunft darüber geben."

Als er fort war, rief Fanny: „Nun, Käthe, sprich, hat er dir einen Antrag gemacht? Er war auf halbem Wege, als ich mich in den Finger stach. O, das wäre ein Spaß sondergleichen gewesen!"

„Fanny, Fanny!" entgegnete Käthe errötend. „Wie kannst du nur so reden! Sir Hugo denkt nicht daran. Aber es ist mir doch lieb, daß er mich kennen lernt. Es ist der einzige Weg, ihn zu der Erkenntnis zu bringen, daß ich weder eine Erbschleicherin bin, noch die Liebe meines seligen Mannes durch irgend ein Vergehen verscherzt habe."

Zwanzigstes Kapitel.

Sir Hugo war ein englischer Edelmann vom reinsten Wasser. Unverrückt auf dem Grund und Boden der ihm angeborenen Anschauungen sich behauptend, dachte er im Meinungsstreite wie in der Schlacht auch dann nicht einmal daran, sich zu ergeben, wenn er nach allen Regeln der Kriegskunst geschlagen wurde. Unbeugsam, wie er war, würde sein Wesen unerträglich kalt und streng gewesen sein, wären nicht hin und wieder, nur einem scharf beobachtenden Auge erkennbar, sanftere Regungen in seiner Brust aufgetaucht, die er, selbst wenn er sich ihrer klar bewußt gewesen wäre, als ‚Schwächen' bezeichnet haben würde. Sein unbewußtes, doch stark ausgebildetes Rechts-

gefühl, eine zweite englische Nationaleigentümlichkeit, bewahrte ihn zwar vor der Gefahr, ein Egoist zu werden, hinderte ihn aber nicht, beharrlich seine eigenen Interessen zu verfolgen, sofern ihm dies möglich war, ohne die öffentlich anerkannten Rechte seiner Mitmenschen zu schädigen.

Seinen politischen Anschauungen gemäß war er mit allen Fibern seines Herzens ein Aristokrat, jedoch im guten Sinne des Wortes. Jede Bedrückung der Armen betrachtete er als ein großes Unrecht. Er hielt es für eine der ersten, vornehmsten Pflichten eines adligen Gutsherrn, seine Untergebenen vor jedem Uebergriff, selbst vor seinem eigenen, sicher zu stellen. Aber dieser Schutz sollte vom Volke nicht als ein Recht, sondern als eine Gnadengabe angesehen werden, die ihm der Adelstand aus seinem reichen Füllhorn unentgeltlich wie ein gütiger Vater spendete. Von der großartigeren, weitherzigeren Lebensauffassung derer, die zu ihren ärmeren Brüdern sprechen: „Nimm dir einen Teil von Gottes Welt, er ist dein rechtmäßiges Eigentum; wir schulden einander wechselseitige Hilfe und Liebe", ahnte er nichts. Sein Verstand war zwar scharf, faßte aber langsam auf. Es währte eine geraume Zeit, ehe es ihm gelang, sich mit einer neuen Idee vertraut zu machen; auch war er selten schlagfertig, wenn er Ansichten wohlgeordnet in das Feuer eines Wortgefechtes zu schicken wünschte.

Nichtsdestoweniger hatte ihn die Debatte mit seiner liebenswürdigen Hauswirtin nicht im mindesten ins Wanken gebracht. Er nannte ihre Ansichten die amüsanten, scharfsinnig ausgeklügelten Hirngespinste einer hübschen Frau; aber dennoch fühlte er, als er sich am anderen Tage ihre Worte, ihre Blicke, ihre Gebärden ins Gedächtnis zurückrief, mehr denn je zuvor das Verlangen, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der ihre Vergangenheit bedeckte. Daß sie und ihre kleine Gehilfin aus einer feingebildeten Familie stammten und nur durch Verarmung dazu getrieben worden waren, einen Laden zu gründen, hatte er keinen Augenblick bezweifelt, obwohl er sehr wohl wußte, daß verarmte Mitglieder besserer Stände sich höchst selten dieser Erwerbsquelle zuwenden. Unfaßlich war es ihm freilich, daß eine Frau, die wie eine Dame dachte und fühlte, sich überwinden konnte, hinter einem Ladentisch zu stehen, mit allen Menschen, die zufällig des Weges kamen, ja selbst mit alten Bauerweibern, zu markten und ihre weiche, weiße Hand auszustrecken, um schmutzige Pfennige in Empfang zu nehmen. Er hätte an ihrer Stelle irgend einen anderen Beruf ergriffen. Von allen Frauen, mit denen er bisher ver-

kehrt hatte, kam ihr keine gleich. Das friedevolle Gleichmaß ihres Charakters, welches einen wunderbar wohlthuenden Einfluß auf ihn ausübte, die lebhaften und doch so genau überlegten Aeußerungen ihrer Seele — jene Geistesblitze, welche die Schönheit ihrer ausdrucksvollen Züge vergeistigte, das Lächeln, das manchmal schalkhaft, oft sarkastisch und zuweilen innig war, die stolze Haltung ihres schneeigen Halses, die Formen ihrer vollen, schlanken Gestalt und die großen, ernsten, klaren Augen, die ihn so frank und frei anblickten; dies alles ließ er vor seinem geistigen Auge vorübergehen und „siehe, es war sehr gut!“ Immer aufs neue aber grübelte er über den ersten Moment ihrer Bekanntschaft nach, obwohl derselbe nun schon vor einem vollen Monat stattgefunden hatte. „Offenbar glaubte sie etwas sehr Nachteiliges von mir zu wissen,“ dachte er, indem er ruhelos in seinem Zimmer auf und ab wanderte und sich einem eigenartigen Gefühle hingab, das sein Blut in Wallung versetzte, seine Lebensfreudigkeit erhöhte und ihm jeden Gegenstand in einem wärmeren und helleren Lichte zeigte. „Ich werde niemals den Blick vergessen, den sie mir zuwarf, als sie mir zum erstenmal gegenüberstand. Es war wie in einem alten Räuberromane, wo es heißt: ‚Zieh dein Schwert und wahre dich deines Lebens, du Schurke!‘ Sollte ich ihr oder einem ihrer Angehörigen einmal unbewußt irgend ein Leid zugefügt haben? Bei Gott, das muß ich ergründen!“

Diese Betrachtungen wurden in sehr unerfreulicher Weise durch einige Zeilen unterbrochen, welche die alte Haushälterin ihm von Frau Temple brachte. Sie enthielten die Mitteilung, daß sie heute abend ihren Agenten aus London erwarte, und da sie mit demselben viel zu beraten habe, so ersuche sie Sir Hugo Galbraith, weder heute noch morgen (Sonnabend und Sonntag) Ansprüche an sie zu machen. Als er dieses Billet las, machte sich unten im Hause eine lebhafte Bewegung bemerkbar und über das alte, faltenreiche, vergrämte Gesicht der Haushälterin flog ein fast mütterlich liebevolles Lächeln. „Ach, der junge Herr Tom ist schon angekommen!“ sagte sie. „Da muß ich mich beeilen, um das Abendessen anzurichten.“ Sir Hugo vernahm den Ton eines jugendlich kräftigen Männerorgans und dazwischen die gedämpfteren Laute weiblicher Stimmen. „Aha!“ dachte er, „der junge Herr Tom ist offenbar ein willkommener Gast.“ Verstimmt legte er sich auf das Sofa und versuchte es, seine Aufmerksamkeit einem interessanten Essay zuzuwenden. Aber schon nach wenigen Augenblicken warf er das Monatsheft beiseite, griff nach seiner Mütze und wanderte

nach dem Stall, in dem seine Pferde eingestellt waren. In barschem Ton gab er seinem Reitknecht einige Anweisungen über die Behandlung der Tiere. Er fuhr den Burschen wegen einiger kleiner Versehen hart an. Es gelang ihm aber dennoch nicht, auf andere Gedanken zu kommen; es wurmte ihn, daß Frau Temple ihm so ohne weiteres den Zugang zu ihrem behaglichen Daheim für heute und morgen verschlossen hatte. Als er das Haus wieder betrat, schallte ihm aus dem Wohnzimmer seiner Hauswirtin und ihrer Freundin das Geschwirr fröhlicher Stimmen und der melodische Klang jenes halbunterdrückten Lachens entgegen, das ein Zeichen von Bildung und Lebensart ist. Unwillkürlich stand er einen Augenblick still, horchte auf die heiteren Töne, ballte die gesunde Hand fester zusammen und preßte die Zähne aufeinander. „Der junge Herr Tom scheint ein lustiger Patron, ein munterer Gesellschafter zu sein," dachte er ingrimmig. „Kein Wunder, daß man mich nicht vermißt." Dann eilte er raschen Schrittes hinauf in sein Zimmer, das ihm noch nie so still, einsam und unwohnlich erschienen war, wie an diesem Abend.

Ohne des verstimmten, von Langeweile gefolterten Freiherrn auch nur mit einer Silbe zu gedenken, plauderten Käthe, Fanny und Tom bis spät in den Abend hinein. Der junge Dramatiker mußte eine genaue Schilderung der ersten Darstellung seines Lustspieles entwerfen. Die beiden Damen brannten vor Begierde, Toms Schöpfung über die Bretter gehen zu sehen. Sie hatten natürlich alle Theaterberichte, Kritiken und Recensionen, die ihnen in die Hand gekommen waren, mit größter Aufmerksamkeit gelesen. Aber das genügte ihnen nicht; sie wollten selbst sehen, selbst hören, um sich ein eigenes Urteil zu bilden.

„Natürlich können wir nicht zusammen, sondern nur nacheinander nach London gehen," sagte Frau Temple. „Auch kann Fanny diese Reise nur dann unternehmen, wenn sie in irgend einer befreundeten Familie ein Obdach findet. Sie werden das einsehen, Tom."

„Lassen Sie mich nur sorgen!" rief der junge Mann heiter, „das läßt sich schon einrichten. Die Sache hat keine Eile. Mein Stück wird noch wochenlang gespielt. Und was Sie betrifft, liebe Frau Travers, so werden Sie ja doch bald der Frühlingseinkäufe wegen nach London kommen und dann keinesfalls versäumen, ins Theater zu gehen. Ich bin sehr gespannt, Ihr Urteil zu hören. Sie wissen, ich lege viel Gewicht auf Ihr Wort."

„So, und meines ist dir keinen Strohhalm wert?“ rief Fanny scheinbar schmollend. „Und doch ist meine Kritik das Resultat selbständigen Nachdenkens, während Käthe sich alle ihre Weisheit aus Büchern zusammengelesen hat.“

„Ja, mein Schatz,“ entgegnete Tom, „was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüt, und deshalb habe ich auch nicht wenig Angst vor deinen kleinen, scharfen Augen, die auf den ersten Blick alle Fehler und Schwächen ausspionieren.“

„Du nennst meine Augen klein — du Bösewicht? Ich habe hier einen jungen Herrn kennen gelernt — der nennt sie groß und schön.“

„Hm!“ erklärte Tom, „du scheinst mir darauf auszugehen, den guten Pierstoffern die Köpfe zu verdrehen. Du bist und bleibst doch ein Schmetterling, du kokettes Mädchen!“

„Noch eine einzige solche Beleidigung, Tom,“ rief Fanny lebhaft, „und ich mache dein Wort zur Wahrheit und gehe sofort hinauf, um mit Sir Hugo Galbraith zu kokettieren. Der Aermste! Er sitzt oben trübselig und allein. Ich weiß, er würde sich freuen, wenn ich ihm seinen Thee machte. Er hat mir schon mehrere Male gesagt, daß ihm eine Tasse Thee aus meiner Hand ganz ausgezeichnet munde.“

Tom schaute seine Verlobte prüfend an; er schien nicht recht zu wissen, ob sie im Ernst oder im Scherz sprach. Die Zornader auf seiner Stirn rötete sich etwas, als er entgegnete: „Ich will nicht hoffen, daß du dich dazu hergibst, Sir Hugo zu bedienen. Er weiß nicht, wer du bist, und könnte sich, da er deine Stellung unterschätzt, leicht einige Scherze erlauben; die vornehmen Herren pflegen es in dieser Beziehung nicht allzu genau zu nehmen.“

Fanny klatschte in die Hände und lachte ihren eifersüchtigen Geliebten aus; Frau Temple aber sagte lächelnd: „Diesmal muß ich Fanny in Schutz nehmen, lieber Tom. Sie würde überhaupt niemals in Sir Hugos Nähe kommen, wenn sie annehmen könnte, daß er sich auch nur die geringste Freiheit erlauben würde. Ich kann Ihnen jedoch die Versicherung geben, daß sein Benehmen gegen uns tadellos und taktvoll ist; ja wir würden kaum merken, daß er hier im Hause wohnt, wenn er nicht allzu oft auf den Einfall käme, sich von uns Briefe schreiben zu lassen, die nach meiner Ansicht sehr gut ungeschrieben bleiben könnten, und die, wenn sie auch nicht gänzlich überflüssig sein mögen, doch jedenfalls verraten, daß ihr Verfasser ein sehr geringes Maß von geistiger Produktionskraft

besitzt. Auch belästigt Sir Hugo uns zuweilen durch Fragen über unseren Stand und unsere Herkunft. Er hat offenbar gemerkt, daß wir nicht das sind, was wir scheinen, und aus diesem Grunde freue ich mich aufrichtig, daß er in der nächsten Woche abreist. Er scheint mir vollkommen genesen und hätte uns, meiner Meinung nach, schon weit eher verlassen können."

„Und ist dennoch geblieben? Das ist befremdend," sagte Tom mit einem Seitenblick auf seine zukünftige Frau.

„Ich bin es wahrlich nicht, die ihn hier zurückhält!" rief Fanny eifrig, „und nun quäle mich nicht länger mit deinen thörichten Eifersüchteleien, du angehender Othello!"

„Es ist Zeit, daß Sie aufbrechen, lieber Freund," mahnte Frau Temple, die bei der letzten Wendung des Gespräches etwas befangen geworden war.

„Schon zwölf Uhr! Wer hätte das gedacht!" rief Tom nach seiner Uhr sehend. „Gedenken Sie morgen unter jeder Bedingung in die Kirche zu gehen, Frau Travers?"

„Wozu diese Frage?"

„Weil ich Sie in meinem eigenen Interesse um ein Gespräch unter vier Augen ersuchen möchte. Ich schlage vor: Fanny vertritt die Firma im Morgengottesdienst und macht am Nachmittag mit mir einen kleinen Spaziergang und dann teile ich ihr das Resultat unserer geheimen Sitzung mit."

„Gut, damit bin ich einverstanden," gab Frau Temple zurück, „auch ich habe manches mit Ihnen zu beraten, und deshalb soll Fanny für uns beten."

„So!" rief Fanny, deren hübsches Gesichtchen plötzlich in Glut getaucht schien, als Tom äußerte, daß er mit Frau Temple über seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen wünsche. „Ihr schließt mich also ohne weiteres von der Beratung aus und fragt mich nicht einmal, ob ich damit zufrieden bin."

Tom Reed wünschte Frau Temple eine gute Nacht und überredete seine hübsche Cousine, ihn bis zum Hausflur zu begleiten. „Du mußt doch dafür sorgen, daß die Thür fest zugeschlossen wird, Schätzchen," sagte er schalkhaft lächelnd und sie liebevoll ansehend.

* * *

Der Sonntag brach an. Es war der erste warme Frühlingstag, den dies Jahr brachte. Der Himmel war klar und blau und das von linden Lüften leicht bewegte Meer sandte einen stärkenden belebenden Hauch über das Land und glitzerte in tausend Farben. Der Pierstoffer Hafen lag sehr frei und

zeigte daher bei niedrigem Wasserstand weder schlammige Sandflächen noch starke Ansammlungen von dunkelbraunem Seetang. Auf der kleinen Landzunge, die sich vor dem Berliner Bazar ins Meer erstreckte, sah man keine der zur Badezeit vielfach benutzten Vergnügungsboote; dagegen lag eine stattliche Reihe starker brauner Fischerkähne, die schon manchem Sturm getrotzt hatten, ihre Sonntagsrast haltend, auf dem Lande, und vor und hinter ihnen standen gruppenweis stämmige, wettergebräunte Männer in dunkelblauen Fischerjoppen. Die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und in allen Bewegungen jenes Sichgehenlassen bekundend, das ein unverkennbares Zeichen völliger Arbeitsausspannung ist, schmauchten sie friedlich ihre Pfeife und machten hier und da eine lakonische Bemerkung. Die im Norden des Städtchens liegenden Anhöhen waren von den rosigen Strahlen der Morgensonne überflutet, deren milder, warmer Atem ungleich belebender wirkt als die feurige Glut der Mittagssonne. Die grauen Felsen, welche mit Rasen, langem, starkverschlungenem Brombeergezweig und Heidekraut malerisch geschmückt waren, zeichneten sich mit wunderbarer Klarheit vom Himmel ab. Sir Hugo, dem es ein tiefempfundenes Bedürfnis war, sich an der Schönheit der Natur zu weiden, und der sie vielleicht um so inniger liebte, weil er nicht die Fähigkeit besaß, seinen Empfindungen in gebundener oder ungebundener Rede Ausdruck zu geben, hatte sein Lager bereits verlassen, als die geschäftige Frau Mills noch sanft schlummerte, und war ins Freie gewandert, um den köstlichen Seewind einzuatmen.

„Ich werde mir eine Jacht anschaffen," dachte Galbraith, „ein kleines Fahrzeug, das nicht allzu viel kostet. In London bleibe ich ja doch nicht diesen Sommer; ich hasse das Getreibe dort. Von einem Ort zum anderen reisen, behagt mir ebenfalls nicht. Mein Urlaub währt noch sechs Monate — vielleicht wäre es zweckmäßig, ich nähme meinen Abschied und ginge ins Parlament. Doch warum schreibt Payne nicht? Zum Henker, der Kauf der Ländereien muß doch nun endlich abgeschlossen sein. Es ist eine geraume Zeit verflossen, seitdem er mir mitgeteilt hat, daß ein Teil von Kirby Grange zum Verkauf ausgeboten sei. Ich will ihm schreiben und ihn fragen, wie es damit steht. Ich denke, morgen wird Frau Temple endlich einmal wieder Zeit haben, einige Zeilen für mich zu Papier zu bringen. Ich könnte es zwar selbst thun; ich kann die Hand recht gut bewegen, allein es ist jedenfalls vernünftiger, den Arm noch eine Zeitlang zu schonen. Wie schön ist es hier —

nur zu einsam! Die Erschütterung durch den Sturz muß doch sehr stark gewesen sein, sonst würde ich es in diesem stillen Städtchen nicht mehr so lange ausgehalten haben." Als er auf seinem Gedankengang an diesen Punkt kam, wurden seine Betrachtungen unklar. Er wußte im Grunde seines Herzens ganz gut, daß er niemals dies Leben, das sich in jeder Beziehung von seinem früheren unterschied, ertragen haben würde, wenn er nicht eine so bestrickende Schreiberin gefunden hätte. Doch jetzt wollte er nicht länger in Pierstoffe bleiben. Die Freuden, die er hier finden konnte, wurden ihm nicht nur sehr sparsam zugemessen, sondern hatten auch einen herben Beigeschmack. Wollte er Frau Temple sprechen, so mußte er sich zu allerlei kleinen Kriegslisten bequemen, die seiner geraden Natur verhaßt waren. Er mußte bitten, wo er lieber befohlen hätte. Und doch wurde ihm der Entschluß fortzugehen unsagbar schwer. Er vermochte den Gedanken, sich niemals wieder an dem wechselnden Ausdruck ihrer beredten Züge zu weiden, kaum zu ertragen. Zum erstenmal in seinem Leben gestand er sich, daß er ein Opfer von sich fordere, das seine Kräfte zu übersteigen scheine. Und doch mußte es gebracht werden, und je länger er es hinausschob, um so schwerer machte er es sich. „Bin ich erst in London," tröstete er sich, „so werde ich bald meine alte Lebensfrische wiedergewinnen. Ich bin ja gottlob über die Jahre kindischer Schwärmerei hinaus." Diese Bemerkung war an sich richtig. Allein er vergaß, daß die Schwärmerei mit allen Kinderkrankheiten die Eigenschaft gemein hat, daß sie einen bedenklichen Charakter annimmt, sobald sie einen gereiften Mann überfällt. — Indem er sich durch diesen nichtigen Trostgrund von der Gefahrlosigkeit seines jetzigen Gemütszustandes zu überzeugen suchte, begab er sich langsamen Schrittes auf den Heimweg. Als er den freien Platz erreichte, der das Verbindungsglied zwischen der Hauptstraße von Pierstoffe und der nach Stoneborough führenden Chaussee bildete, gewahrte er einen Herrn, der sich ihm näherte.

„Das ist kein Pierstoffer," dachte Sir Hugo stillstehend. „Vielleicht ist es ein Fremder, der die schönen Morgenstunden zu einem Ausflug aufs Meer zu benutzen gedenkt. Freilich ist sein Anzug, der offenbar von einem Londoner Schneider gemacht ist, nicht für eine Seefahrt berechnet."

Der junge Mann, der diese Betrachtungen hervorgerufen hatte, blieb einen Augenblick in der Nähe der kleinen Landzunge stehen, ließ sein Auge über den Wasserspiegel gleiten und eilte dann festen Schrittes auf den Berliner Bazar zu, dessen Thür

ihm sofort, und zwar, wie Galbraith mit seinem scharfen Auge bemerkte, von Frau Temple selbst geöffnet wurde.

„Bei Gott!“ rief Sir Hugo von einer eifersüchtigen Regung ergriffen, „das ist ja Tom! Und er ist keineswegs ein gewöhnlicher, ungebildeter Mensch. Wenigstens sieht er nicht so aus.“

Als er dies dachte, schien sich ihm das Dunkel, das Frau Temples Vergangenheit und jetzige Lebensstellung umgab, noch um einen Grad zu verdichten. Daheim angelangt, that er, obwohl er lange im Freien umhergestreift war, dem von Frau Mills bereiteten Frühstück nicht die gewohnte Ehre an; auch sprach er kein Wort der Anerkennung aus, als die gute Alte den Tisch abräumte. „Hat Ihnen der Fisch nicht geschmeckt?“ fragte sie mit gerunzelter Stirn, denn sie glaubte, daß sein beharrliches Schweigen einen Tadel auf ihre Kochkunst werfe.

„O doch, der Fisch ist gut,“ gab er zerstreut zurück.

„Sie essen unten auch davon, und Herr Tom hat ihn gelobt und mir gesagt, selbst in Paris hätte er ihn nicht so gut zubereitet gegessen,“ versicherte Frau Mills mit großem Selbstgefühl.

„So, er hat also Herrn Toms Beifall?“ fragte Sir Hugo mürrischen Tones. Gern hätte er die Haushälterin nach dem Zunamen des angeblichen Londoner Agenten gefragt; aber eine derartige Spionage hinter Frau Temples Rücken schien ihm seiner nicht würdig.

„Diese alte Frau Mills dient offenbar schon lange in der Familie und hat wahrscheinlich bessere Tage bei ihrer Herrschaft gesehen,“ dachte er. „Sie kennt diesen Tom ganz genau. Er ist kein Reisender, kein Geschäftsfreund — das ist nur ein Märchen, das man mir aufbinden will und das mir durchaus nicht gefällt. Frau Temple und Fräulein Lee haben keine Verpflichtung, mich in ihre Angelegenheiten einzuweihen — aber daß sie mich auf diese Weise zu täuschen suchen, ist entschieden unrecht von ihnen.“

Inzwischen fingen die Kirchenglocken an zu läuten, und Galbraith stellte sich an das Fenster. Er sah aus den nahgelegenen Kur- und Logierhäusern einzelne Leute, vermutlich die Besitzer derselben, treten und den Weg zum Gotteshause einschlagen. Dann hörte er die Hausthür des Berliner Bazars sich öffnen und schließen. Mit gespannter Miene schaute er hinaus; aber statt der zwei Gestalten, die er an den verflossenen Sonntagen einen Kirchgang hatte machen sehen, erblickte er jetzt eine einzige. Nur die kleine Fanny verließ das Haus.

Als sie einige Schritte gegangen war, wandte sie sich um — lächelte schelmisch und warf dann einer für Galbraith nicht sichtbaren Person eine Kußhand zu.

„Ei seht doch! Dies Kind wird zur Kirche geschickt, und Frau Temple bleibt daheim, um mit dem jungen hübschen Menschen in einem vertraulichen Gespräch Geschäftsangelegenheiten zu beraten. Zum Henker mit diesem Tom! Er weiß sicherlich die Reize eines solchen Stelldicheins zu würdigen, er sieht mir wenigstens danach aus," meinte Galbraith, dessen Verstimmung von Minute zu Minute wuchs. Und dann fing er an, rastlos im Zimmer auf und ab zu wandern. Dies Beruhigungsmittel, welches er in Augenblicken des Verdrusses häufig mit Erfolg angewandt hatte, das aber, wie man sich denken kann, auf die unter ihm wohnenden Insassen des Hauses durchaus nicht nervenbeschwichtigend wirkte, hatte heute keinen Einfluß auf sein erregtes Gemüt. Vergebens bemühte er sich, einen ihm zusagenden Plan für seine nächste Zukunft zu schmieden; denn er war fest entschlossen, diesem verwünschten Neste baldmöglichst den Rücken zu kehren. Aber wohin sollte er sich wenden? Auf dem ganzen weiten Erdenrund kannte er keinen einzigen Aufenthaltsort, hatte er keinen einzigen Bekanntenkreis, der in diesem Augenblick auch nur eine Spur von Anziehung auf ihn ausübte. Er wußte schon im voraus, daß er sich überall langweilen, überall unbehaglich fühlen würde. „Aber dennoch muß ich fort," dachte er in seinem Sinn. „Das beste ist, ich reise vorderhand nach London; dort werde ich schon auf vernünftigere Gedanken kommen."

* * *

Inzwischen hielt Tom mit seiner schönen Klientin eine eingehende Beratung.

„Nun beichten Sie mir zuerst, was Ihnen auf dem Herzen liegt," sagte Käthe.

„O, mein Anliegen ist mit drei Worten gesagt," entgegnete der junge Mann, „doch halte ich es für zweckmäßiger, es erst mit Ihnen allein zu besprechen, ehe ich es Fanny vortrage."

„Ich errate schon den Refrain Ihres Liedes," gab sie lächelnd zurück. „Fangen Sie nur getrost an."

Reed rückte seinen Sessel näher an den ihrigen und begann dann: „Endlich scheint mein Weizen zu blühen. Mit meinem Lustspiel habe ich einen guten Wurf gethan und ich habe Aussicht auf die Annahme eines zweiten. Ferner erhielt ich vor einigen Tagen ein Billet von unserem Chef, dem kranken

Pennington. Er teilt mir mit, daß er sein Amt niederzulegen gedenke und mir helfen werde, seine Stelle zu erhalten. Meine Ernennung steht also vor der Thür. Als Redacteur einer vielgelesenen Zeitschrift bekomme ich einen sehr ansehnlichen Gehalt und darf wohl daran denken, mir meinen heimischen Herd zu gründen."

„Ja gewiß," sagte Käthe, der es minder leicht ward, als sie gedacht hatte, jede eigennützige Regung zu unterdrücken.

„Wenn wir die Frage von einem ruhigen, objektiven Gesichtspunkt aus betrachten," fuhr Tom mit blitzenden Augen fort, „so sehen wir alle Vorbedingungen erfüllt, die einen so wichtigen Schritt als gerechtfertigt erscheinen lassen. Aber trotzdem, liebe Frau Travers, werden weder Fanny noch ich jemals etwas unternehmen, das Ihre Lage unangenehmer machen könnte als sie schon ist. Wenn Fanny Sie verlassen sollte — — was würden Sie dann thun?"

„Das weiß ich wahrlich nicht," gab Käthe nachdenklich zurück. Tom bemerkte, daß ihre Lippen zuckten, als sie diese Worte sprach und dann hinzufügte: „Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich den Gedanken, mein Geschäft ohne ihre Hilfe fortzusetzen, kaum zu ertragen vermag. Nur sie macht mir dies Haus zu einem behaglichen Daheim; aber das darf und soll Ihren Entschluß nicht beeinflussen. Fanny selbst wird sich an Ihrer Seite und von Ihnen gehegt und gepflegt weit wohler und glücklicher fühlen, als bei mir. Nur möchte ich Sie inständig bitten, lieber Tom, Ihre Heirat nicht zu übereilen und Fanny nicht den Sorgen und Mühsalen eines auf ein zweifelhaftes Einkommen gegründeten Hausstandes auszusetzen."

„Ich will Ihren Rat befolgen, doch hören Sie auch meine Bitte, Frau Travers: geben Sie, sobald Fanny mir folgt, Ihren Laden auf. Sie wissen, ich war niemals sehr erbaut von diesem Unternehmen, und Sie selbst würden schwerlich auf dasselbe verfallen sein, wären Sie nicht von dem hochherzigen Wunsch beseelt gewesen, meiner Fanny ein Heim und eine lohnende Beschäftigung zu geben. Sie haben Ihren Entschluß mit bewunderungswürdiger Energie durchgeführt, das steht fest. Mit Fannys Fortgehen aber fällt der Hauptgrund, der Sie veranlaßt, gerade diese Erwerbsart zu wählen, fort. Es hindert Sie also dann nichts, sich uns anzuschließen und unser Daheim zu dem Ihrigen zu machen. Ziehen Sie zu uns! Ich kann Ihnen eine Thätigkeit eröffnen, die Ihnen weit mehr Befriedigung verschaffen wird. Wenn Sie nur halb so gut schreiben, wie Sie sprechen,

so können Sie alljährlich eine Fülle der anziehendsten Feuilletonartikel in die Welt senden. Bitte, würdigen Sie diesen Gedanken einer ernstlichen Ueberlegung. Ich halte es außerdem für gut, wenn Sie in London wohnen. Es wird Ihnen dort leichter werden, die Spuren des echten Testaments aufzufinden. Ueberdies verlieren Sie nichts, wenn Sie Ihr Geschäft verkaufen. Dank Ihrer kaufmännischen Ader ist es jetzt in einem weit besseren Zustande als ehedem; Sie werden also das angelegte Kapital mit Zinsen zurückerhalten. Darum zögern Sie nicht länger, liebe Freundin, mein Anerbieten anzunehmen."

Käthe reichte ihm freundlich die Hand. „Sie haben ein treues Herz, Tom," sagte sie. „Ich erkenne Ihre liebevolle Fürsorge für mein Wohl an, aber ich billige Ihren Plan nicht. Sprechen Sie mit Fanny. Sagen Sie ihr, daß ich all meine mütterlichen und freundschaftlichen Anrechte auf Sie übertragen habe und sie ruhigen Herzens Ihre Gattin werden sehe — doch lassen Sie die Rücksicht auf mich und mein Behagen ganz aus dem Spiel. Vielleicht fasse ich im Laufe der Zeit den Entschluß, meine jetzige Lebensstellung aufzugeben, mich in Ihrer Nähe anzusiedeln und mich einem anderen Berufe zuzuwenden. Aber fürs erste bleibe ich hier und führe das Geschäft weiter."

„So sind meine Hoffnungen null und nichtig," rief Tom enttäuscht; „denn ich weiß im voraus, daß Fanny Sie nicht verlassen wird."

„O, das glaube ich doch. Anfangs sträubt sie sich vielleicht," entgegnete Käthe, „allein, wenn Sie mir Zeit lassen, so gelingt es mir gewiß, sie allmählich umzustimmen. Haben Sie mir noch mehr zu sagen, oder darf ich Sie jetzt mit einigen eigennützigen Fragen belästigen?"

„Sie wissen alles, was ich Ihnen mitzuteilen hatte. Jetzt bin ich bereit, Rede und Antwort zu stehen."

„Nun gut. So bitte ich Sie um eine genaue Wiedergabe Ihres Gesprächs mit Herrn Ford. Ihr letzter Brief war eilig geschrieben; es war freilich zu bewundern, daß Sie trotz aller Anforderungen, die Sie bestürmten, Zeit fanden, an mich zu schreiben."

Tom erzählte nunmehr den Wortlaut seiner Unterredung mit dem ehemaligen Prokuristen.

„Und welchen Eindruck hat Fords Benehmen und Wesen auf Sie gemacht?"

„Mein Urteil über ihn ist unverändert," versicherte Tom. „Wenn ich ihn charakterisieren sollte, so würde ich ihn als einen

philiströsen, peinlich pflichttreuen, pedantisch ordentlichen Menschen schildern. Er scheint mir die personifizierte Rechtschaffenheit, trotz Ihrer lebhaften Gegenversicherungen. Auch traue ich ihm nicht den Unternehmungsgeist zu, der zu einer Dokumentfälschung erforderlich ist."

„Sie mögen recht haben," sagte Käthe. „Aber vielleicht ändern Sie Ihren Sinn, wenn ich Ihnen — unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — den Brief zeige, den er mir geschrieben hat."

Tom las das Schreiben, ohne ein Wort zu äußern; doch flog wiederholt ein Zug unverkennbaren Unwillens über sein Gesicht.

„Der Unverschämte!" rief er, als er fertig war. „Er scheint von Sinnen zu sein. Ja, er scheint sich sogar einzubilden, daß Sie ihm Ihr Jawort gegeben haben würden, wenn sein Prinzipal ihm nicht zuvorgekommen wäre!"

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß dies eine thörichte, völlig aus der Luft gegriffene Annahme ist," entgegnete Käthe. „Es ist mir übrigens eine Beruhigung, zu erfahren, daß auch Sie diesen Brief anmaßend und ungeziemend finden. Ich fürchtete, daß meine Entrüstung aus einer unbegründeten Abneigung entsprungen sei. Bei der Beurteilung des Schreibens müssen Sie jedoch die Thatsache mit in Erwägung ziehen, daß ich mich zu der Zeit unserer ersten Bekanntschaft in sehr bescheidenen Verhältnissen befand und eher unter als über ihm stand."

„Sie haben niemals unter ihm, sondern immer hoch über ihm gestanden und werden ihm immer unerreichbar sein — auch wenn Sie bettelarm werden sollten. Ford ist ein Narr, wenn er das nicht fühlt. Auch ist es empörend, daß er den Gedanken, Sie zu besitzen, nicht fahren ließ — als Sie sich verheirateten."

„Begreifen Sie jetzt, daß ich ihm mißtraue?"

„Nein, Frau Temple. Er ist ein Thor, weil er die Hand nach Ihnen ausstreckt; aber wir haben darum doch noch kein Recht, zu vermuten, daß er auch ein Schurke ist. Ist es nicht unlogisch, anzunehmen, daß er eine That begangen hat, welche die Frau, die er liebt, arm und ihren Feind reich macht? Er selbst hat ja durch dies Testament auch einen Verlust erlitten. Das dürfen Sie nicht vergessen."

„Mir erscheint die Sache nicht unlogisch!" entgegnete Käthe. Immer wieder und wieder drängt sich mir dieser Verdacht auf, so oft ich des Tages gedenke, an dem er mir das unechte

Dokument brachte, denn für unecht halte ich es — was Sie auch dagegen einzuwenden haben. Denken Sie, als er mir seinen Fund zeigte, erbot er sich, es zu vernichten. Ich weiß nicht mehr, mit welchen Worten er mir diesen Vorschlag machte — auch war ich damals viel zu verwirrt und bestürzt, um die ganze Nichtswürdigkeit dieses Vorhabens zu ermessen. Allein nachträglich habe ich oft daran denken müssen."

„Hm!" sagte Reed, den Brief abermals aufnehmend und mit raschem Blick durchfliegend. „Das ist allerdings befremdend. Welche Motive mögen ihn zu dieser Handlungsweise bewogen haben?"

„Wir wollen einmal den Fall setzen," erklärte Käthe, „daß ich seinem Rate gefolgt wäre und mich zu dem übereilten Schritte hätte hinreißen lassen, das verhängnisvolle Dokument zu vernichten. Wäre ich dann nicht gänzlich in seine Gewalt geraten?"

„Beim heiligen Georg — das wären Sie allerdings. Aber ich kann mir nicht denken, daß der alte Knabe eine solche Schurkerei im Sinne gehabt hat. Sicherlich haben Sie ihn in der Erregung des Augenblicks mißverstanden — oder sich von Ihrer lebhaften Phantasie nachträglich Dinge vorspiegeln lassen, die nie geschehen sind."

„Verspotten Sie mich nicht, Tom; ich weiß, was ich sage;" beharrte Käthe. „Auch bitte ich Sie inständig, Ihr Augenmerk nach wie vor auf Ford zu lenken."

„Ich werde Ihnen nach besten Kräften helfen und Ihren Anweisungen folgen, auch wenn ich deren Zweckmäßigkeit nicht immer erkenne," sagte Tom. „Sie sagten mir, daß Sir Hugo Galbraith Ihr Haus nach wenigen Tagen geheilt verlassen werde. Ich rate Ihnen, Ihr Inkognito aufzugeben, sobald er fort ist. Ich bin jederzeit bereit, zwischen Ihnen und ihm die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Er wird sich jetzt jedenfalls bereit finden lassen, Ihnen ein ansehnliches Jahresgehalt auszusetzen. Machen Sie wenigstens einen Waffenstillstand mit ihm, wenn Sie sich nicht zu einem bindenden Friedensvertrag entschließen können. Findet sich dann später das echte Testament, um so besser für Sie."

„Kein Wort mehr davon!" rief Frau Temple in aufwallendem Unmut. „Jede derartige Andeutung werde ich als eine Beleidigung auffassen."

„Dann muß ich freilich schweigen," sagte Tom fügsam, und das Gespräch auf ein anderes Thema lenkend, fragte er: „Halten Sie es für denkbar, daß Ford wettet und spielt?"

„O nein, das liegt nicht in seinem Charakter. Was veranlaßt Sie zu dieser seltsamen Frage?"

„Ein verkommener Mensch, ein echter Spieler und Trunkenbold, hat mich neulich um seine Adresse gebeten." Und darauf teilte ihr Tom die Unterredung mit, die er mit Trapes gehabt hatte.

„Das ist eigentümlich!" sagte Käthe sinnend, nachdem sie mit gespannter Aufmerksamkeit dem Berichte zugehört hatte. „Merken muß man sich die Sache jedenfalls, obwohl sie nicht den geringsten Zusammenhang mit meiner Angelegenheit zu haben scheint. Sollte Ford diesem Menschen wirklich etwas schuldig sein? Das ist mir äußerst zweifelhaft. — Ich könnte mir weit eher denken, daß dieser Trapes Ihnen etwas vorgeflunkert hat."

„Das glaube ich nicht. — Er war augenscheinlich erpicht auf Fords Adresse, auch schien er das übrige Comptoirpersonal des Traversschen Hauses zu kennen."

„Das ist seltsam!" entgegnete Käthe und versank wiederum in tiefes Nachdenken. Dann fragte sie: „Wo wohnt dieser Mann?"

„Das weiß ich nicht und will es auch nicht wissen. Wer Pech angreift, besudelt sich. Es ist besser, wir lassen diesen schmutzigen Menschen ganz aus dem Spiele."

„Ich bin nicht Ihrer Meinung."

„Nützen kann er uns nicht, wohl aber schaden. Er würde Ihnen das Geld aus der Tasche locken, wenn Sie sich mit ihm in Verkehr einließen."

Käthe gab keine Antwort, sondern schloß schweigend ihren Schreibtisch auf, nahm aus demselben ein Notizbuch und fing an zu schreiben. „An welchem Tage hatten Sie jenes Gespräch mit Trapes?" fragte sie. Tom wußte das Datum genau, denn am Abend des nämlichen Tages hatte die erste Aufführung seines Lustspiels stattgefunden. Frau Temple richtete darauf noch einige Fragen an ihn. Nachdem sie alle Antworten in ihr Heft eingetragen hatte, forschte Reed nach dem Zwecke dieser Notizen.

„Das ist mein Nachweisungsbuch," erwiderte Käthe, „das heißt, ein Buch, in dem ich mir alle Thatsachen, Adressen und Aussagen notiere, mögen sie mir nun augenblicklich wichtig oder unwichtig erscheinen, die zu wissen mir Nutzen bringen könnte, falls es wirklich zu einem Prozesse kommen sollte."

„An Ihnen ist ein Jurist ersten Ranges verloren gegangen," rief Tom. „Wie schade, daß Sie kein Mann sind!

Ich hätte nie gedacht, daß eine Frau so praktisch, umsichtig und geschäftsmäßig zu Werke gehen könne. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fanny verwarf, wie Tom gefürchtet hatte, mit Entschiedenheit den Vorschlag, sich schon jetzt von ihrer Freundin zu trennen. Die Liebenden hatten einen kleinen Zwist; Tom grollte, Fanny weinte, dann aber folgte eine Aussöhnung, die das junge Mädchen noch in der Erinnerung so hoch beglückte, daß sie bald verschämt errötete, bald lieblich lächelte, als sie nach Toms Abreise ihrer Freundin erzählte, was sie miteinander verabredet hatten. Das Haus zu verlassen, solange Käthe das Geschäft fortsetzte, kam ihr nicht in den Sinn. Sie bildete sich keineswegs ein, unentbehrlich zu sein — nein, gewiß nicht — aber das wußte sie wohl, daß ihr Fortgehen eine Lücke — eine schmerzlich empfundene Lücke bilden würde, und deshalb mußte Tom warten. Käthe suchte ihr klar zu machen, daß ihr Verlobter es als eine Zurücksetzung empfinden werde, wenn sie bei dem Entschluß beharre, bei ihr zu bleiben. Die beiden Freundinnen besprachen dies Thema eingehend, und da sie sich nicht einigten, kamen sie dahin überein, die Entscheidung zu verschieben, bis Tom die in Aussicht stehende Redacteurstelle wirklich erhalten habe.

* * *

Wie Frau Temple und Fanny erwartet hatten, benutzte Lady Styles den ersten Tag nach Beendigung ihrer Reise zu einem Ausfluge nach Piersstoffe. Um die Stunde des zweiten Frühstücks betrat die nach Stadtneuigkeiten durstende Dame den Berliner Bazar.

„Ah, guten Tag, Frau Temple!" rief sie leutselig wie immer. „Mir kommt es vor, als wäre ich nicht sechs Wochen, sondern ein volles Jahr abwesend gewesen. Offenbar ist es Ihnen gut ergangen. Sie sehen nicht nur wohl, sondern auch jünger aus. Und was macht Ihr Mieter, der beklagenswerte Mann, der sich Arme und Beine gebrochen hat? Slade sagt mir, daß er noch nicht abgereist sei. Wie gefällt er Ihnen?"

„Es ist mir sehr viel wert gewesen, gerade jetzt in dieser ungünstigen Zeit mein Logis so gut verwerten zu können. Aber voraussichtlich wird Sir Hugo Galbraith nur noch wenige Tage meine Zimmer bewohnen."

„Dr. Slade ist keineswegs begeistert von ihm. Er nennt ihn hochfahrend, eigensinnig und grob. Hat er sich gegen Sie auch taktlos benommen?"

„Wenn alle meine Mieter so regelmäßig bezahlen, wie dieser Herr," entgegnete Frau Temple, gelassen lächelnd, „so kann ich ungemein zufrieden sein." Sie wußte genau, wohin Lady Styles' Fragen zielten, und gab daher ausweichende Antworten.

„Und hat Sir Hugo niemals Ihre persönliche Pflege in Anspruch genommen? Sie scheinen mir zu einer Krankenpflegerin wie geschaffen," forschte Lady Styles in neckischem Ton und warf einen prüfenden Blick auf das ruhige Gesicht der schönen Ladenbesitzerin.

„Meine gute alte Haushälterin hat mir jedwede Mühe und Arbeit abgenommen," erwiderte Frau Temple.

„O, das war sehr vernünftig! Eine solche Vorsicht ist lobenswert," sagte die gnädige Frau, indem sie scharfen Auges umherspähte, um zu ergründen, ob nicht irgendwo eine Veränderung bemerkbar sei, an die sie fernere Fragen anknüpfen könne.

„Doch jetzt möchte ich Sir Hugo Galbraith einen Besuch abstatten, ist er zu Hause?"

„Ich vermag es Ihnen nicht zu sagen, gnädige Frau. Meine Haushälterin wird Ihnen jedenfalls darüber Auskunft geben können."

Frau Mills erschien auf den Ruf ihrer Herrin mit kerzengerader Haltung und strengem Blick. In ihrem schlichten schwarzen Kleide, dem sauberen Brusttuch, der großen Schürze und der schneeweißen Haube hätte man sie für die Kastellanin eines Ritterschlosses halten können. Nachdem sie die gnädige Frau in aller Form angemeldet hatte, führte sie dieselbe zu dem Patienten.

„Sir Hugo Galbraith!" rief Lady Styles verbindlich, „erlauben Sie mir, daß ich in Ihr Krankenzimmer eindringe? Ich habe einem Ihrer besten Freunde, dem Herrn Oberst Upton, das feste Versprechen gegeben, mich davon zu überzeugen, daß es Ihnen hier an nichts gebricht."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau," gab Galbraith höflich zurück. „Bitte, setzen Sie sich." Er bot ihr einen

Stuhl an, den sie bereitwillig annahm, denn das Ersteigen einer Treppe verursachte der korpulenten Dame stets Atembeschwerden.

„Fühlen Sie sich jetzt wieder gesund?" fragte die gnädige Frau teilnehmend.

„Ja, ich bin fast ganz wiederhergestellt. Mein Arzt hat mir zwar anempfohlen, den rechten Arm zu schonen, doch werde ich nichtsdestoweniger in den letzten Tagen dieser Woche abreisen."

„O, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen," rief Lady Styles mit großer Lebhaftigkeit. „Ziehen Sie zu mir. Sie könnten in meinem Hause bleiben, bis Sie sich vollends erholt haben. Sie werden bei uns mehrere sehr liebenswürdige Damen kennen lernen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, gnädige Frau, doch darf ich nicht daran denken, von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch zu machen. Ich bin noch nicht wieder gesellschaftsfähig."

Lady Styles lachte. „Ein verwundeter Held ist für alle Damen eine interessante Persönlichkeit. Meine kleinen Freundinnen werden für Sie schwärmen."

„Sie irren sich, verehrte Frau, junge Mädchen schwärmen niemals für mich und ich schwärme niemals für junge Mädchen."

„O, Sie Weiberfeind!" rief Lady Styles scherzend. „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie lieber hierbleiben, als zu mir kommen würden. Man scheint Sie hier gut zu bedienen."

„Sehr gut!" versicherte Galbraith.

„Und sehen Sie Ihre Hauswirtin zuweilen?" Bei dieser Frage schaute Lady Styles ihn mit prüfendem Blick an, allein in seinem Gesicht regte sich kein Muskel.

„Sie scheint sehr beschäftigt zu sein und läßt sich daher meistens durch ihre Haushälterin vertreten."

„Ich muß gestehen," hob Lady Styles wieder an, „daß Frau Temple meine höchste Teilnahme erregt. Sie sieht aus wie eine Dame, besitzt das ruhige, sichere Auftreten einer vornehmen Frau und hat doch eine große Geschäftsgewandtheit. Ueber ihre Vergangenheit schweigt sie hartnäckig, man mag forschen, soviel man will, man bekommt nichts aus ihr heraus, und doch glaube ich, würde man manches Interessante zu hören bekommen, wenn sie nur reden wollte. Meinen Sie nicht auch?"

Galbraith meinte das auch, aber er hütete sich, es auszusprechen. „Ich halte es für unnütz, derartige Betrachtungen anzustellen," sagte er.

„Ich nicht," entgegnete Lady Styles. „Ich liebe es, Rätsel zu raten, wie Frau Temple sie einem aufgibt. Wohin Sie hier im Hause blicken, werden Sie befremdende Dinge bemerken. Betrachten Sie sich zum Beispiel die alte Frau, die mich zu Ihnen geführt hat. Frau Temple nennt sie ihre Haushälterin. Welche Frau aus dem Mittelstande hält sich eine Haushälterin und noch dazu eine solche? Die meinige sieht nicht annähernd so stattlich und würdevoll aus. Glauben Sie mir, mein Herr, wenn Ihre Hauswirtin nicht aus einer vornehmen Familie stammte, würde diese Alte nicht bei ihr sein."

Sir Hugo zuckte die Achseln, als wollte er entgegnen: „Vielleicht haben Sie recht, vielleicht auch nicht."

Die redselige Dame aber ließ sich durch seine Schweigsamkeit nicht im mindesten beirren, sondern fuhr ruhig fort, ihm ihre Mutmaßungen über die Lebensgeschichte der jungen Frau mitzuteilen. „Man sagt," erzählte sie, „daß sie keine Witwe sei, daß ihr Mann noch lebe, aber wegen irgend eines entsetzlichen Verbrechens im Zuchthause sitze. Ich weiß nicht, ob ich diesem Gerüchte Glauben schenken soll. Andere sagen, sie sei von ihrem Manne infolge heftiger ehelicher Zwistigkeiten böswillig verlassen, und sie habe sich in ihrer Bedrängnis dem Detailverkauf zugewandt. Eine dritte Lesart ist, daß sie aus einer adeligen Familie stamme und sich von einem leichtsinnigen bürgerlichen Menschen habe entführen lassen. Ihr Geliebter sei, wie das ja in solchen Fällen häufig zu geschehen pflegt, ihrer bald überdrüssig geworden und habe sich auf Nimmerwiedersehen empfohlen. Nun stehe sie einsam da und sei auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, da ihre Angehörigen sich mit Recht weigerten, sie wieder zu Gnaden anzunehmen. Ich habe gar häufig Gelegenheit gehabt, die Verderbtheit der jetzigen Jugend zu beobachten, und daher scheint mir diese letzte Annahme am wahrscheinlichsten. Ihnen nicht auch?"

„Nein, durchaus nicht," entgegnete Galbraith, indem er plötzlich aus seiner bisherigen Ruhe auffuhr und ungeduldig die glühenden Kohlen zu verstärktem Brande anschürte. „Meine Erfahrungen berechtigen mich keineswegs zu solchen Vermutungen."

„Nun, da sind Sie glücklich zu schätzen," rief Lady Styles arglos. „Aber freilich darf ich nicht vergessen, daß Ihr Urteil nur ein begrenztes sein kann, da Sie so lange in der Fremde waren und von den Skandalgeschichten, die tagaus, tagein hier in England passiert sind, nichts gehört haben. Auch kennen

Sie Frau Temple nicht so genau, wie ich. Wenn Sie aber alle unsere Mutmaßungen verwerfen, so werden Sie doch gewiß so freundlich sein, mich über Ihre eigenen aufzuklären."

„Ich habe keine Mutmaßungen," versicherte Galbraith in durchaus nicht freundlichem Tone. „Ich halte es für unrecht, eine Frau, die still und zurückgezogen lebt und sich redlich ernährt, zur Zielscheibe der allgemeinen Neugierde zu machen."

„Neugierde! Wer ist denn neugierig, Sir Hugo? Teilnehmend bin ich; ich erkenne es als meine Pflicht, meinen Mitmenschen ein warmes Interesse zuzuwenden. Sie halten mich gar wohl für eine Klatschschwester — doch das bin ich keineswegs — das Klatschen überlasse ich unserem Freunde Slade."

Galbraith antwortete nichts, und da Lady Styles fühlte, daß ihm dieses Thema nicht behagte, erhob sie sich und schickte sich zum Fortgehen an.

„Sie scheinen ermüdet; auch sehen Sie angegriffen aus. Leben Sie wohl. Ihr Freund, Wilhelm Upton, hat mir versprochen, auf einige Tage mein Gast zu sein," fügte sie hinzu; — „ich hoffe, Sie werden sich bereden lassen, ebenfalls nach Weston zu kommen. Doch jetzt sollen Sie nicht länger stehen; es könnte Ihnen schaden. Ich möchte nur noch ein Wort mit Frau Temple sprechen, ehe ich fortfahre. Darf ich klingeln?"

Sie ließ die That dem Worte unmittelbar folgen. Galbraith blickte sie erschrocken an. Es schien ihm eine unerhörte Taktlosigkeit, die hoheitsvolle, milde Frau des Hauses herauf zu beordern, um sie von diesem alten geschwätzigen Weibe ausfragen zu lassen.

„Frau Temple kann augenblicklich ihren Laden nicht verlassen," sagte er rasch. „Sie können ja mit der Haushälterin reden, die wird Ihnen Auskunft geben über alles, was Sie zu wissen wünschen."

„Nein, das paßt mir nicht," entgegnete die gnädige Frau und fügte dann mit einem triumphierenden Blick hinzu: „Ich kann Ihnen die feste Versicherung geben, Sir Hugo, daß Frau Temple sich meinen Wünschen unbedingt fügen wird. Sie wird sich hüten, meine Gunst zu verscherzen. Niemand kauft so viel von ihr, wie ich." Sie wandte sich dann an die soeben hereintretende Frau Mills und befahl ihr, ihre Herrin zu rufen; sie habe ihr nur drei Worte zu sagen und werde sie nicht lange aufhalten.

„Sie soll hier in dies Zimmer kommen?" fragte die Haushälterin mit erstauntem Blick.

„Ja, in dies Zimmer," wiederholte Lady Styles huldvoll lächelnd, und sich dann wieder setzend, sagte sie zu Sir Hugo gewandt, der sichtlich verstimmt vor dem Kamin stand: „Und Sie sollen anhören, was ich ihr zu sagen habe."

Sie plauderte in ihrer trivialen Weise unausgesetzt weiter, er aber hörte kaum den Ton ihrer Stimme, sondern lauschte gespannt auf jedes Geräusch, das sich im Hause vernehmen ließ. Bald darauf öffnete sich die Thür und herein trat Frau Temple mit der ihr eigenen unnachahmlichen Grazie, die durch die einfache schwarze Tracht eher gehoben, als verdeckt wurde. Ihre Seelenruhe war durch den unerwarteten Ruf durchaus nicht gemindert worden. Ihr Gesicht trug, wie gewöhnlich, einen Ausdruck stiller Gelassenheit. Galbraith trat ihr einen Schritt entgegen und verbeugte sich. Sie erwiderte schweigend seinen Gruß.

„Ich habe Sir Hugo Galbraith aufgefordert, zu uns nach Weston überzusiedeln," begann Lady Styles, welche auf ihrem Sessel sitzen blieb, während Frau Temple stand. „Wir würden für seine Pflege auf das allerbeste sorgen und Ihnen dadurch viel Arbeit und Mühe ersparen, denn Ihr Laden nimmt Sie sehr in Anspruch."

„Meine alte Dienerin führt den Haushalt," sagte Frau Temple gleichgültigen Tones, „dieselbe ist so treu und zuverlässig und weiß genau, was sie zu thun hat. Ich kann daher nicht über eine allzu große Arbeitslast klagen. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß Sir Hugo Galbraith es weit besser auf Ihrem Gute, gnädige Frau, haben würde, als hier im Hause."

„Trotzdem aber kann ich diese Einladung nicht annehmen," sagte Sir Hugo entschlossen.

Lady Styles drang nicht weiter in ihn; sie wandte sich wieder an Frau Temple und sprach: „Wenn es Ihrem Patienten an Früchten, Gemüsen oder Blumen fehlen sollte, so schicken Sie zu mir. Ich kann Ihnen alles geben. Vielleicht haben Sie selbst Lust, einmal nach Weston zu kommen. Unsere Gegend ist sehr hübsch. Häufig scheuen die Leute aus Pierstoffe die weite Fahrt nicht, um sich unser Gut anzusehen. Wenn Sie einen ganzen Nachmittag opfern können, so würde ich Ihnen raten, es so einzurichten, daß Sie um fünf Uhr eintreffen. Meine Haushälterin, die um diese Zeit Thee trinkt, würde sich sehr freuen, wenn Sie Lust hätten, ihr Gesellschaft zu leisten. Freilich kann ich Ihnen kein so treffliches Brot und keine so vorzüglichen Garnelen anbieten, wie Sie mir

vorgesetzt haben." Die gnädige Frau lachte herzlich, als sie jenes denkwürdigen Abends gedachte, wo sie im Ladenzimmer des Berliner Bazars mit dem Agenten des Geschäftes geplaudert hatte. Dann sagte sie Sir Hugo lebewohl, warf der Frau des Hauses herablassend einen huldvollen Blick zu und rauschte majestätisch aus dem Zimmer. Galbraith begleitete sie, wie es die Regeln des Anstandes erfordern, höflich bis an die Hausthür, obwohl alles in ihm wallte und siedete. Darauf eilte er mit großen Schritten wieder auf sein Zimmer; er hoffte Frau Temple noch dort zu finden; aber er irrte sich, sie war fort.

Sir Hugo war kein Mann, auf den Klatschgeschichten Eindruck machen. Allein die Mitteilungen der geschwätzigen Lady Styles wirkten doch nachteilig auf sein bereits aus dem gewohnten Gleichmaß gebrachtes Gemüt ein. In dem Redestrom der gnädigen Frau hatte sich ein Tropfen befunden, der ihm wie siedendes Wasser auf das Herz gefallen war und dort sich einbrennend, eine schmerzliche Wunde verursachte. „Ihr Mann soll im Zuchthause sitzen," hatte die geschwätzige Dame gesagt. War das der Wahrheit gemäß? Mit klopfendem Herzen beleuchtete er dies Gerücht von allen Seiten, indem er sich Frau Temples Sein und Wesen und jedes Gespräch vergegenwärtigte, das er mit ihr gehabt hatte. Alles, was er in diesem Hause sah und hörte, schien dieser Behauptung zu widersprechen. „Es ist eine Lüge, eine infame Lüge!" rief es in ihm, aber dennoch beruhigte sich sein Gemüt nicht. Immer aufs neue tauchte der Gedanke, daß Frau Temples Gatte vielleicht doch noch unter den Lebenden weile, in ihm auf. Vergebens suchte er sich einzureden, daß seine Angst nur die Folge eines durch heftige Erschütterung geschwächten Körpers und nicht die Frucht einer übermächtigen Leidenschaft sei und daß ein kurzer Aufenthalt in London ihn kurieren werde; es half ihm doch nichts, er ward nicht ruhig.

Im Gegenteil, sein Zustand ward stündlich unerträglicher. Um das Fieber, das in seinem Blute raste, zu bannen, fuhr er aus, machte weite Spazierritte und streifte am Strande umher. Ein böser Genius schien ihn von einem Ort zum anderen zu hetzen und nirgends fand er den Frieden, nach dem er so heiß verlangte. Wo er ging und stand, sah er das reizende, schalkhafte Lächeln, das ihre Lippen umspielt hatte, als Lady Styles sie aufforderte, bei ihrer Haushälterin Thee zu trinken. Frau Temple hatte in diesem Augenblicke ausgesehen wie eine Fürstin, der man den Vorschlag macht, des

Scherzes halber in einer ärmlichen Bauernhütte ein Mahl einzunehmen.

Am Nachmittag ging er in seinem Zimmer auf und ab, bis die Uhr sieben schlug, dann ergriff er seine Mütze und stieg in dem festen Vorsatz hinab, einen langen Spaziergang zu machen. Allein er führte diesen Vorsatz nicht aus, sondern pochte, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, an die Thür des Ladenzimmers. Fannys „Herein" ertönte und abermals schritt er über die magische Schwelle und gab sich willenlos den umstrickenden Einflüssen hin, die in jenem traulichen Gemache auf ihn eindrangen. Fanny befand sich am heutigen Abend in übermütigster Laune und neckte ihre Freundin mit der gnädigen Einladung, die Lady Styles ihr hatte zukommen lassen. Frau Temple war schweigsamer als sonst und regte desto fleißiger ihre geschickten Hände. Hugo Galbraith aber war dessenungeachtet überglücklich; er befand sich in ihrer Nähe und das genügte ihm. Doch als er sich erhob, um seiner Wirtin eine gute Nacht zu wünschen, errang er einen Sieg über sich, denn er sagte: „Sie haben mir neulich angedeutet, daß es die Pflicht eines Mieters sei, einige Tage vor seinem Fortgange seine Wohnung zu kündigen. Ich erlaube mir daher, Ihnen mitzuteilen, daß ich am kommenden Sonnabend Ihr gastliches Dach zu verlassen gedenke."

Frau Temple schien sich über diese Mitteilung zu freuen. „Ich bin Ihnen sehr verbunden," versicherte sie, „daß Sie mir Ihre Absicht rechtzeitig anzeigen; ich bin willens, mich Ihnen dafür ebenfalls erkenntlich zu erweisen, indem ich nicht darauf bestehe, daß Sie Ihr Quartier vor dem Glockenschlage zwölf, wie es der Wortlaut des Gesetzes verlangt, räumen."

„O, ich bin bereit, schon am Freitag auszuziehen, wenn es Ihnen angenehmer sein sollte," gab Galbraith mit kalter Höflichkeit zurück.

„O nein, so war es nicht gemeint," rief sie und in diesem Augenblick verschönte ein so herzgewinnendes Lächeln ihre sonst so ernsten Züge, daß Galbraith sich kaum bezwingen konnte, sie nicht an seine Brust zu ziehen und sie zu küssen. Aber dieser freundliche Ausdruck war nur ein flüchtig vorübergehender. „Ich stünde mir ja selbst im Lichte, wenn ich Sie veranlaßte, noch früher auszuziehen," setzte sie mit verbindlichem Tone hinzu. „Es würde allerdings vorteilhafter für mich sein, wenn Sie meine Zimmer noch eine Zeitlang bewohnten. Allein ich bin doch selbstlos genug, mich Ihrer Abreise zu freuen, weil sie ein Zeichen Ihrer Genesung ist."

Sir Hugo war mit dieser Antwort nicht zufrieden. Er verbeugte sich mit finsterem Angesichte vor Käthe und verließ rasch und ohne Fanny auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen das Zimmer.

„O Käthe, Käthe!“ rief das kleine Fräulein, von einem Musterbuch, in dem sie lange vergebens nach einer bestimmten Häkelbordüre gesucht hatte, aufschauend und unwillig das Köpfchen schüttelnd. „Du treibst es zu arg. Ich würde mich nicht wundern, wenn Sir Hugo infolge deiner grausamen Behandlung einen ernstlichen Rückfall bekäme. Erholen kann sich der unglückliche Mann jedenfalls nicht, wenn du mit seinem Herzen spielst, wie die Katze mit der Maus. Sprich, hast du auch jetzt noch die Kühnheit, mir zu bestreiten, daß er sterblich in dich verliebt ist?“

„Fanny, du weißt, wie sehr mir solch fades Geschwätz verhaßt ist,“ gab Käthe zurück. „Auch irrst du dich sehr. Sir Hugo ahnt nicht einmal, was Liebe ist. Er ist ein stolzer, kalter, hochfahrender Mann; denke nicht, daß sein Herz so leicht mit seinem Verstande davonläuft. Ich gebe zu, daß ‚ich‘ oder vielmehr ‚wir‘ ihm gefallen; er wittert ein Geheimnis und das reizt seine Neugierde und regt ihn zu erhöhter Lebhaftigkeit an. Sein Interesse für uns ist jedoch nur ein flüchtiger Rauch, eine Aufwallung des Augenblicks, die vorüber sein wird, sobald er Pierstoffe den Rücken gewandt hat. Eine Fuchsjagd, ein Wettrennen — und die Erinnerung an den sechswöchentlichen Aufenthalt in meinem Hause wird verlöschen, als wäre sie nie dagewesen.“

„Zürne mir nicht, Käthe,“ sagte Fanny, „ich kann es nun einmal nicht lassen, über dich und deine Stellung zu Sir Hugo nachzugrübeln. Ich hätte freilich Ursache, ihm zu grollen, denn wenn du im Zimmer bist, beachtet er mich kaum. Allein, obgleich ich weiß, daß er mich für grenzenlos unbedeutend hält, so gefällt er mir doch. Du magst sagen, was du willst, er hat einen Adel in seinem Wesen und seinem Benehmen, dem ich für meine Person mich nicht zu entziehen vermag. Es ist nichts Kleinliches, Pedantisches an ihm. Er hat schlecht — ja sogar empörend an dir gehandelt“ (Fanny verstärkte diesen Ausdruck ihres Unwillens, als sie bemerkte, daß Käthe sie erstaunt ansah) „das bestreite ich nicht — und ich hasse ihn deshalb — aber leid thut es mir doch. O, du würdest nicht so kalt und starr sein, wenn du nur ein wenig Erfahrung in der Liebe hättest.“

* * *

In den beiden folgenden Tagen sahen die Freundinnen ihren Mieter kaum. Sir Hugo hatte offenbar einen Anfall von Menschenhaß, denn er sprach mit niemand und unternahm lange Wanderungen, obwohl das Wetter rauh war. Die Absicht, am Sonnabend auszuziehen, hatte er nicht aufgegeben. Sein Bursche traf allerlei Vorkehrungen zum Auszug; ja, derselbe sagte sogar der alten Frau Mills, daß sein Herr selbst dann dies Logis aufgeben werde und in ein Hotel zu ziehen gedenke, wenn er sich doch noch nicht wohl genug fühlen sollte, Vierstoffe zu verlassen. „Undank ist der Welt Lohn!“ hatte die alte Haushälterin gemurmelt. „Ich habe ihn gehegt und gepflegt wie ein krankes Kind, und nun will er mir die Schmach anthun und in ein anderes Haus ziehen. Sieht das nicht aus, als ob wir hier nicht gut für ihn gesorgt hätten?“

Ende des ersten Bandes.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.

Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.

Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Durch seinen Realismus reiht sich der Verfasser als der jüngste und beste an die lange Reihe von Erzählern, die mit Defoe beginnt und bis zu Wiltie Collins reicht; sein tiefes Gefühl und die bis ins Einzelne durchgeführte Charakterisierung stellen ihn neben Dickens, während die geschickte Schürzung des Knotens von neuem beweist, daß er auch ausgesprochene, ihm allein eigene Vorzüge besitzt. (Athenäum.)

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift".

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).

Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

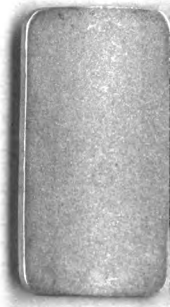
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat."

Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.

Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.